Bielschowsky-Linden
Goethe

A. BRUDERHAUSEN
BOOKS
55 West
45th Street
NEW YORK
BOOKS

R
832.62
B

CONCORDIA LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_S0-EIA-817

Bielschowsky-Linden

Goethe

G599 XB
205
.B5
1928

Goethe

Sein Leben und seine Werke

von

Albert Bielschowsky

Neubearbeitet von

Walther Linden

Erster Band

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N.Y. 10708

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

69983

Der Gesamtauflage 148. und 149. Tausend

Copyright by C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
(Oskar Beck) München 1928

Printed in Germany

Inhalt des ersten Bandes

Vorwort zur Neubearbeitung VII
Einleitung 1
Heimat und Familie 10
Schule und Leben 17
Erste Dichterproben 33
Student im ersten Semester 45
Kätchen Schönkopf, Behrisch, Oeser 55
Literarische Einflüsse und eigene Schöpfungen 76
Wieder in der Heimat 89
Straßburg 98
Der Beginn der literarischen Revolution 109
Friederike 127
Abschied von Straßburg 138
Advokat und Journalist 142
Lotte 153
Götz von Berlichingen 168
Werther 186
Nach dem Werther 205
Lili 218
Clavigo und Stella. Dramatische Fragmente 236
Der Weimarische Musenhof 254
Eintritt in Weimar 274
Frau von Stein 295
Als Minister 304
Harz- und Schweizerreise 322
Egmont 340
Innere Kämpfe 359
In Italien 373
Iphigenie 416
Tasso 442

CONCORDIA LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y.

Vorwort zur Neubearbeitung

Als im Jahre 1896 die Goethebiographie von Albert Bielschowsky in ihrem ersten Bande erschien, erregte sie einen Sturm der Begeisterung und errang einen der größten literarischen und buchhändlerischen Erfolge, die je ein ernstes Buch in Deutschland erlebt hat.

Dieser Erfolg wird durch ganz bestimmte Eigenschaften erklärt. Was an diesem Werke anzog, war die Wärme der Anteilnahme und die unvergleichliche Farbigkeit der Darstellung. Alles wurde so einfach und natürlich und zugleich in einer so anschaulichen Lebendigkeit dargelegt, daß auch der Goethefremdeste von dem Reize der Schilderung gefangen wurde. In die fesselnde Erzählung des Goethischen Lebens fügten sich Analysen der dichterischen Hauptwerke ein, in denen sich ein reiner menschlicher Sinn mit künstlerischer Feinheit verband. Obwohl der Verfasser die Ergebnisse der Forschung in jeder Hinsicht beherrschte, so hatte er doch in keiner Weise ein Buch geschrieben, das nur Kenntnisse vermitteln wollte und in seiner unpersönlichen Nüchternheit begraben lag. Was diesem Buche seinen Reiz verlieh, war der Rhythmus, der aus ihm herausklang, der Abglanz einer begeisterten und doch ganz sachlichen Persönlichkeit, der Eindruck eines starken Goetheerlebnisses, dem sich keiner entziehen konnte. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Bielschowskys Biographie im Laufe der Zeit Millionen von Deutschen die lebendige Verbindung mit Goethe ermöglicht hat.

Ein Menschenalter ging seitdem ins Land. Der Verfasser starb im Jahre 1902, noch bevor der zweite Band seines Werkes vollendet worden war, dessen endgültige Zusammenstellung und Ausgestaltung von Freunden und Helfern übernommen werden mußte. Eine geistige Wandlung stärkster Art hat sich seitdem vollzogen, wie in der Zeit überhaupt so im besonderen auf dem Gebiete der Goetheforschung. Wenn Bielschowskys Biographie auf

eine im inneren Sinne goethefremde, freilich schon nach neuer Idealität verlangende Epoche traf, so veränderten sich die Verhältnisse einschneidend nach ihrem Erscheinen. Die zunehmende Reaktion gegen das 19. Jahrhundert wies immer stärker auf Goethe zurück. Die ganz innerlich gerichteten Werke von Chamberlain, Simmel, Gundolf erschienen; Goethes Weltanschauung, Religion und Naturforschung wurden in immer vertiefterem Sinne eingehend erforscht; Korffs „Geist der Goethezeit" stellte die Ideenentwicklung der gesamten idealistischen Periode mit einer bis dahin ungewohnten Freiheit wesenhafter Durchdringung dar. Das Werk Emil Ludwigs, anfechtbar in seiner Hauptrichtung wie in vielen Einzelheiten, hatte dennoch das Gute, auf die tragischen Dämonien in Goethes Leben mit kraftvoller Betonung hinzuweisen. Ein wachsendes Verständnis galt vor allem der Alterszeit Goethes und ihren Schöpfungen; die Wanderjahre, der zweite Teil des Faust, Pandora und West-östlicher Divan, die das 19. Jahrhundert durchgängig herabgesetzt hatte, wurden nun erst in ihrer eigensten Bedeutung und ihrem unvergleichlichen weltanschaulichen Gehalte erkannt. Von einer Goethefremdheit kann heute nicht mehr gesprochen werden, so sehr man hoffen mag, daß die begonnene Entwicklung noch herrlichere Früchte trage, so sehr man vor allem wünschen muß, daß noch breitere Massen einer lebendigen Kenntnisnahme Goethes entgegengeführt würden.

Als die C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung im Jahre 1924 dem Unterzeichneten den Auftrag erteilte, die durch solche Wandelungen der Goetheforschung nötig gewordene Umarbeitung durchzuführen, da war es von vornherein klar, in welchem Sinne diese Arbeit geleistet werden mußte. Die Einfügung moderner Ergebnisse und Gesichtspunkte, so vorsichtig und behutsam sie geschehen mußte, war unumgänglich notwendig. Aber es genügte nicht, äußerlich zu ersetzen oder zu ergänzen. Das Lebendige konnte nur durch lebendige Neuschaffung erneuert werden. Der Bearbeiter mußte aus den Teilen des Werkes, die erhalten bleiben konnten, und den neu zu gestaltenden Abschnitten sich ein geistiges Ganzes

zusammendenken und aus der Vorstellung dieses Ganzen heraus die einzelnen Neuabfassungen und Umänderungen vollziehen. Er mußte sich in den Rhythmus des Buches hineinleben, den Rhythmus der bisherigen Gestalt mit dem der neuzuerschaffenden in ein entsprechendes Gleichgewicht bringen und, soweit ein Gleichschwingen zweier Persönlichkeiten und noch dazu in verschiedenen Zeiten überhaupt möglich ist, dieses Gleichschwingen nach Kräften zu fördern suchen. Die Aufgabe, die dem Bearbeiter gestellt wurde, war nicht allein eine wissenschaftliche, sie war in noch höherem Grade eine künstlerische.

Sachverständige Kritik muß entscheiden, wieweit diese Ziele erreicht worden sind. Die klare Darlegung jener Ziele stehe hier, damit das Eine ersichtlich sei, daß der Bearbeiter sich der Schwere und Verantwortlichkeit wie des besonderen Charakters seiner Aufgabe bewußt war.

Die Arbeit der Umgestaltung zerfiel gemäß der verschiedenen Zusammensetzung des Buches in zwei deutlich geschiedene Teile. Die biographischen Kapitel konnten im wesentlichen unverändert bleiben. Was Bielschowskys ebenso sachkundige wie künstlerisch anschauliche und feinsinnige Darstellung in ihnen geschaffen hat, kann schwerlich übertroffen werden. Sachliche Berichtigungen kleinerer Art erwiesen sich hier und da als notwendig. In der geistigen Wertung mußte verschiedentlich eingegriffen werden: Christianes Charakter wurde gehoben, zugleich aber auch das Tragische des Verhältnisses entschiedener betont, der gesellschaftliche Charakter des Jahres 1775, die geistige Scheide im ersten Weimarer Jahrzehnt um 1781, die geistig-symbolische Art der Mariannenliebe, die verschiedenen Lebenskrisen (1768—70, 1788—89, 1823, 1830) wurden kräftiger herausgehoben und ähnliches mehr.

Weit stärker war der Eingriff in jenen Kapiteln, die den einzelnen Dichtungen und der geistigen Artung Goethes gewidmet sind. Hier ist kein Kapitel ohne bedeutsame Änderungen geblieben. Völlig neu geschrieben wurden im ersten Bande „Egmont", im zweiten „Die Wahlverwandtschaften" (außer der Entstehungs-

geschichte), „Goethe als Naturforscher“ und „Faust“. Zum weit überwiegenden Teile neu sind ferner im zweiten Bande „Hermann und Dorothea“, „Pandora“ und „Goethes Lyrik“. Stärker oder schwächer wurden umgearbeitet: im ersten Bande „Literarische Einflüsse“, „Der Beginn der literarischen Revolution“, „Götz“, „Werther“, „Iphigenie“, „Tasso“, im zweiten „Revolutionsdichtungen“, „Goethe und die Philosophie“, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ und „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Das Kapitel „Philosophie“ hat beispielsweise die Überwertung der spinozistischen Einflüsse herabgesetzt, den Einfluß Leibniz' und die geistige Verwandtschaft mit Kant und Hegel stark herausgehoben. Beim Tasso wurde der bisher harmonische Ausgang in einen uneingeschränkt tragischen verwandelt. In der Iphigenie wurde die eigene Bedrohung der Hauptheldin durch den Erbfluch ihres Hauses, ihr siegreicher Seelenkampf gegen diesen Erbfluch erst recht ins Licht gerückt. Überholte Sondermeinungen Bielschowskys, wie die Lilihypothese für „Hermann und Dorothea“, die Ansicht von den vorweimarischen Anfängen des Wilhelm Meister u. a. wurden beseitigt. Überall wurde bei der Analyse der Dichtungen auf das Weltanschaulich-Religiöse ein vermehrtes Gewicht gelegt. Was hierbei Forschern wie Hehn und Burdach, Chamberlain und Simmel, Rickert, Gundolf, Korff und anderen im einzelnen wie im ganzen verdankt wurde, kann hier nicht aufgezählt werden. Besonders stark mußte bei der Darstellung des Goethischen Alters im zweiten Bande eingegriffen werden. Eine bessere Gliederung dieser Darstellung wurde angestrebt und durch den Einschub eines ganz neuen Kapitels „Eintritt ins Alter“ unterstützt. Weitgehende Zusätze zum Einleitungskapitel des ersten, zum Schlußkapitel des zweiten Bandes versuchen das Ganze geistig zu umspannen und dem Gesamtbilde Goethes, das sich aus der Erzählung ergibt, eine einheitliche Zusammenfassung zu geben.

Eines aber wurde nie aus dem Auge verloren. Die vorliegende Goethebiographie soll in ihrer neuen Form dasselbe leisten, was sie in der alten geleistet hat: ein Buch für das deutsche Volk zu

sein. Die Berücksichtigung der modernen Forschungsergebnisse durfte nie in fachmännische Einzelheiten noch in philosophische Abstraktionen hineinleiten. Diese Goethebiographie hat die besondere Aufgabe, der keine der vielen anderen Goethebiographien bisher entsprochen hat, nämlich in allgemeinverständlicher, fesselnder und lebendiger Form die grundlegende Kenntnis von Goethes Leben und Dichtungen zu vermitteln. Sie will den Zutritt, die erste Bekanntschaft mit Goethe ermöglichen; sie will die Grundlage für jedes eingehendere Goetheſtudium sein und dennoch soviel in Breite und Tiefe gehen, daß ein klares, einheitliches, vertieftes Goethebild entsteht. Die Arbeit der Umgestaltung wurde in der Überzeugung unternommen, daß dieses Werk in seiner besonderen Eignung zur ersten Grundlegung eines jeden Goetheſtudiums und zur Goethevermittlung an weiteste Kreise bis heute unersetzt geblieben ist und daß es Pflicht und Aufgabe ist, es in seiner besonderen Art, aber lebendig fortentwickelt und den gewandelten Forderungen angepaßt für unsere Zeit zu erhalten.

Der Bearbeiter würde seinen schönsten Lohn finden, wenn ihm zugestanden würde, daß er Pietät geübt habe. Es war eine Pietät von eigener Art: nicht die leichte, das Alte einfach stehen zu lassen, sondern die schwere, ein Lebendiges in verwandtem Sinne fortzuführen. Möge das Buch in erneuter Gestalt seines charaktervollen und feinsinnigen Urhebers würdig sein, und in seinem Geiste von Goethe künden! —

Ein herzlicher Dank gebührt der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung für die bewährte Liebenswürdigkeit, womit sie mir in allen Fragen der Umarbeitung zur Seite stand. Ein besonderer Dank gilt Herrn Walther Eggert Windegg, dessen künstlerisches Feingefühl durch das ganze Werk hindurch in einer Unzahl von Fällen der stilistischen Glättung des Textes und der Ausgleichung der Abschnitte zugute gekommen ist.

Dölau bei Halle, im Oktober 1928

Walther Linden

Einleitung

Als Wieland einmal die hervorragendsten Zeitgenossen nebeneinander stellen wollte, nannte er Klopstock den größten Dichter, Herder den größten Gelehrten, Lavater den besten Christen und Goethe den größten unter den menschlichen Menschen.

Von Wieland haben wir noch ein anderes bemerkenswertes Wort über Goethe. Er sagt: Goethe würde darum verkannt, weil so wenige fähig seien, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen. Warum ist es so schwer, sich von diesem menschlichen Menschen einen Begriff zu machen? Es ist gewiß nicht bloß die *Größe* seiner seelischen Eigenschaften. Denn wie die Religionsgeschichte, die Dichtung, die Heldenverehrung beweisen, besitzt der gewöhnliche Sterbliche für solche Idealvorstellungen hinreichendes Talent, obschon er es gegenüber seinen lebenden Mitmenschen ungern zur Anwendung bringt. Auch haben Wieland und andere, die wie er urteilten, die innere Größe Goethes kaum allein im Auge. Vielmehr meinten sie ein Mehreres: die *Vollständigkeit seiner Natur*.

Goethe hatte von allem Menschlichen einen Anteil empfangen und war darum der „menschlichste aller Menschen". Seine Gestalt hatte ein großartig *typisches* Gepräge. Sie war ein potenziertes Abbild der Menschheit an sich. Demgemäß hatten auch alle, die ihm näher traten, den Eindruck, als ob sie noch nie einen so *ganzen* Menschen gesehen hätten.

Es mag Menschen gegeben haben, die einen schärferen Verstand, andere, die eine stärkere Energie, andere, die eine tiefere Empfindung, eine lebendigere Phantasie hatten, aber es hat ganz gewiß nie einen Menschen gegeben, in dem alle diese Seelenkräfte in gleich großem Maßstabe wie bei Goethe *vereint* gewesen wären. Und wiederum hat selten in einem seelisch so hoch entwickelten Individuum das Körperliche sich so selbständig geregt und das Geistige so innig durchdrungen. Diese wunderbare, voll-

kommene Mischung seiner Natur gibt ihr den Charakter des Außerordentlichen und bedingt zugleich ihre gegensätzlichen Erscheinungen. Die Gegensätzlichkeit aber ist es, die es den meisten so erschwerte und noch erschwert, eine sichere, zutreffende Anschauung von ihm zu gewinnen.

Derselbe Mann, der wie ein Physiker Farbenbrechungen beobachtet, wie ein Anatom Knochen und Bänder prüft, wie ein Jurist über eine Konkursordnung Betrachtungen anstellt, der Dinge und Menschen mit ungemeiner Schärfe erfaßt und zergliedert, der frühzeitig mit der Klugheit und Erfahrung eines Weltmannes und Diplomaten auftritt, derselbe Mann schafft Dichtungen von überquellender Phantasie, geht wie ein versunkener Träumer durch die reale Welt, schaut viele Dinge und Menschen, nicht wie sie sind, sondern in einem von ihm selbst erborgten Lichte, ist häufig unfähig, Verhältnisse und Gegenstände sich mittels des Verstandes zurechtzulegen, steht mitten in der Menschen Treiben wie ein naives und manchmal auch hilfloses Kind. Dieser Mensch ergreift die Welt bald mit der warmen Empfindung eines Faust, bald stößt er sie von sich mit dem vernichtenden Hohne eines Mephistopheles.

Derselbe, der wie eine Pflanze von Wind und Wetter sich beeinflussen läßt, setzt ein andermal ihnen die größte Gleichgültigkeit entgegen; derselbe, der das Leben als die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens herzlich liebt, reitet in den Kugelregen, nur um das Kanonenfieber kennen zu lernen; derselbe, der der treueste, lauterste, aufopferndste Freund und der heißeste, hingebendste Liebhaber ist, kann in stürmender Leidenschaft Freund und Geliebte bitter verletzen. Derselbe, von dem Herder sagte, er sei in jedem Schritte seines Lebens ein Mann, den Lavater und Knebel einen Helden nannten und der selbst der stählernen Seele Napoleons den Ruf abnötigte: „voilà un homme!“ dieser selbe ist unter Umständen gegen die Wünsche und Bitten seines Herzens bedenklich nachgiebig, läßt sich treiben, anstatt zu steuern, ist von einer Weichheit, die ihm die Tränen immer nahe rückt

und die Schiller als Weiblichkeit der Empfindung charakterisiert. Er, der wie ein Geist, aller irdischen Schwere entkleidet, in übersinnlichen Regionen weilt, steht zugleich mit festen Füßen auf dieser Erde und freut sich jedes kleinen Sinnengenusses, wären es auch nur Mirabellen und Brenten, die ihm Marianne von Willemer aus der Vaterstadt schickt; er, der mit feinstem und sicherstem Geschmack über die Werke der Kunst urteilt, urteilt mit derselben Feinheit und Sicherheit über Rheinwein und Burgunder; er, der eine ausgeprägt nordische und germanische Natur war, der dem Eissport eifrig huldigte, der im Winter seine Glieder in den kalten Wassern der Ilm kühlte, der im Winter durch den Harz und die Schweizer „Eisgebirge" zog, er, der so spezifisch nordisch-germanische Werke wie Götz, Faust, Hermann und Dorothea und nebelig-gespenstische Balladen wie den Erlkönig, den Totentanz, den untreuen Knaben, die erste Walpurgisnacht hervorbringt, kommt sich unter dem klaren Himmel und in der lauen Luft Italiens, zwischen den Kunstwerken der Antike und der Renaissance wie in seiner Heimat vor, aus der er lange verschlagen gewesen sei, und hat doch wiederum auch dort genug nordische Stimmung, um im Garten der Villa Borghese die Hexenküche zu schreiben. Er, der durch und durch modern, ja in vielen Beziehungen ein Sohn der Zukunft war, fühlt sich auf der anderen Seite als ein so antiker Mensch, daß er glaubte, er müsse schon einmal unter Hadrian gelebt haben. Er, der überall nach Klarheit sucht und auf Klarheit dringt, wiegt sich doch auch gern in mystischen Vorstellungen, fügt ein unbestimmbares dämonisches Wesen in die Weltordnung ein, neigt zum Glauben an die Seelenwanderung und läßt sich von Ahnungen, Prophezeiungen, Wahrzeichen, abergläubischen Vorurteilen leise bestimmen. Dieser Mann, der in der Regel von unvergleichlicher Milde und Duldsamkeit war, konnte gelegentlich von einer Wut ergriffen werden, daß er mit den Zähnen knirschte und mit den Füßen stampfte; er konnte ruhig und wieder lebhaft bis zum Ungestüm sein, von übersprudelnder Heiterkeit und trübsinniger Melancholie, von zuversichtlicher Selbstgewißheit und

selbstquälerischer Zweifelsucht. Er konnte als Uebermensch sich stark genug fühlen, um eine Welt in Stücke zu schlagen, und wieder so schwach und verzagt, als ob er ein Steinchen, das auf dem Wege lag, nicht fortscharren könnte.

Alle diese Gegensätze treten heraus, je nachdem die eine oder andere Seelenkraft die Oberhand hat oder dieselbe Seelenkraft mit der ganzen Wucht ihrer Stärke sich nach dieser oder jener Richtung bewegt oder die Sinnlichkeit ihre Rechte gegen die Geistigkeit behauptet oder die Geistigkeit die Sinnlichkeit unterdrückt. Man darf sagen, daß die ganze erste Hälfte von Goethes Leben darauf ging, ehe es ihm gelang, Körper und Geist sowie seine Seelenkräfte gegeneinander und in sich selbst wenigstens so weit ins Gleichgewicht zu bringen, daß schwerere Störungen nach innen und außen vermieden wurden. So glücklich war aber dieses Menschenkind von vornherein organisiert, daß in jeder Kraft der auf das Positive, Gute, ihm und der Welt Heilsame gerichtete Teil unendlich überwog, so daß er auch in der Zeit des Kampfes sich und die Welt niemals nachhaltig schädigte, vielmehr meist der siegreich Vorschreitende und wohltätig sich Erweisende war. Daher diejenigen, die ihn genauer kannten, wegen seiner jeweiligen Einseitigkeiten und Ausschreitungen an ihm nicht irre wurden, sondern über den sittlichen Menschen etwa urteilten wie Knebel im Jahre 1780: „Ich weiß es wohl, er ist nicht allezeit liebenswürdig. Er hat widrige Seiten. Ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut"; oder über den sittlichen und geistigen Menschen, wie Herder 1787: „Er hat einen klaren, universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens."

Es gibt nichts Großes in der Welt, das den Menschen, der damit begnadet ist, nicht zugleich belastet. Das hat in reichlichem Maße auch Goethe erfahren. Er hat unter der Last seiner großen Gaben schwer gelitten. Die ungeheuer feine Empfindung, verbunden mit seinem Gradsinn, seiner Herzensgüte und Herzensreinheit, ließ ihn alles Verkehrte, Unreine und alles Elend in der Welt mit er-

schütternder Heftigkeit fühlen, und wiederum ließ seine glühende Phantasie ihn Feindliches und Finsteres sehen, wo es gar nicht bestand, und vergrößerte ihm in Verbindung mit seiner leidenschaftlichen Energie jeden unangenehmen Zustand bis ins Unerträgliche. Er wütete dann gegen sich und andere, um in dem Augenblick, wo er sich seines Irrtums bewußt wurde, wieder die brennendsten Schmerzen über sein begangenes Unrecht zu erdulden. Und ferner: So dankbar er den Göttern war, daß er durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit seiner Gedanken „einen Tag in Millionen Teile spalten und zu einer kleinen Ewigkeit umbilden" konnte, so war es doch auch eine nicht geringe Qual für ihn, dieses Pandämonium von unsichtbaren Geistern in seinem Kopfe zu beherbergen, ohne jedem einzelnen die gebührende Pflege zuwenden zu können. Selbst die stille, reine Freude erschütterte dieses sensible Gemüt aufs äußerste. Ueber eine glückliche, beziehungsreiche poetische Empfindung konnte er weinen; eine naturwissenschaftliche Entdeckung „bewegt ihm alle Eingeweide"; die Schönheit einer Szene in Calderons Standhaftem Prinzen erregt ihn derartig, daß er sich im Vorlesen unterbricht und das Buch mit der größten Heftigkeit auf den Tisch wirft.

Nur ein so gefügter Mensch konnte als Greis sagen, daß es ihm beschieden gewesen sei, eine Folge von Freude und Schmerz zu ertragen, wovon das einzelne wohl schon hätte tödlich sein können.

Und noch eins kam hinzu, um alles Glück nur halb zu machen: die Sehnsucht nach einem Weiteren und Anderen, in dem Augenblick, wo die Erfüllung des Ersehnten eintrat. Er teilte dieses Gefühl mit allen Menschen, deren Geist über philiströse Stumpfheit hinausgeht. Aber bei seiner Gemütsart war dieses Gefühl ein besonders lebhaftes, bohrendes. Es verging ihm daher das Leben wie Faust. Im Weiterschreiten fand er Qual und Glück, er, unbefriedigt jeden Augenblick.

Wer den reichen Strahlenkranz sah, der diese Persönlichkeit umleuchtete, dem schienen die dichterischen Strahlen nur ein beschränk-

ter Ausschnitt des Kranzes zu sein; der urteilte, der Mensch sei größer als der Dichter und das größte seiner Werke sei sein eigenes Leben. Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß dieses Werk ein mit bewußter Kunst hervorgebrachtes sei. Gilt es schon von Goethes dichterischen Werken, daß sie dunkeln, unbewußten Impulsen das Wesentlichste verdanken, so gilt dies noch mehr von seinem Leben. Wohl hat er frühzeitig sich Mühe gegeben, die Dumpfheit, in die er sein Streben und Sein gehüllt fühlte, zu überwinden und sein Leben nach bestimmten Gesichtspunkten zu gestalten, aber mit sehr beschränktem Erfolge. Kam doch die Mitte des Lebens heran, ehe er sich auch nur gewiß war, nach welcher Hauptrichtung es zu lenken sei. Und als er dies erreicht hatte, war seine leitende Tätigkeit kaum mehr als eine negative: nämlich alles abzuwehren, was ihn aus seiner ihm gemäßen Lebensbahn entfernen könne. Innerhalb derselben überließ er sich nach wie vor seinen gebietenden Instinkten. Was Fritz Jacobi von dem Fünfundzwanzigjährigen hielt, gilt im ganzen und großen in allen seinen Lebensaltern: „Goethe ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt."

Und so, in diesem unbewußt von der Flamme des Genius aufgetriebenen Wachstum, ist denn Goethe geworden, was ihn heute noch und für alle Zeiten zum Vorbilde für das deutsche Volk, ja für die gesamte Menschheit erhebt: die klarste und freieste, zugleich aber auch die ruhigste und schlichteste Persönlichkeit der gesamten neueren Geistesentwicklung.

Daß er bei allen Anlässen nur der Stimme seines Herzens

folgen mußte, daß er in jedem Augenblick ganz er selbst war, daß er sein Leben von innen heraus auferbaute und die äußeren Dinge nicht Herr über sich werden ließ, sondern in den Rahmen seiner Persönlichkeit ungewollt einfügte und zu ihrem Aufbau verwandte: das ist das einzigartig Große seines Werdens und seines Seins. Goethe ist der große Lebendige, der alles Äußere, alle Wirklichkeit und alles Wissen mit dem Feueratem seines Geistes und seines Gefühls durchglühte und so zum eigensten und innersten Besitze umgestaltete. Eine Erlebniskraft, wie sie in der neueren Geschichte ohnegleichen ist, hatte sich in diesem einzigartigen Menschen zusammengeballt. So erlebte er denn alles, was an ihn herantrat: das Treiben der Menschen wie die Angelegenheiten der Politik, die Naturwissenschaften wie die Geschichte des Geistes, die Dichtung, die bildende Kunst und die Musik. Umfänglicher hat nie die Schöpferkraft in einem Großen des Geistes gewaltet, und wer das Leben Goethes erzählen will, erzählt nicht nur das Leben eines Dichters, sondern zugleich eines Staatsmannes und Kulturverwalters, eines Mannes der Wissenschaft und eines Weltweisen und nicht zum mindesten auch eines Mitfühlenden und Mithelfenden unter den Menschen.

Und doch, wenn auch Goethes Dichten zuweilen neben seinen anderen Geistestätigkeiten zurückzutreten scheint, so war er Dichter nicht nur nebenbei, gleichsam um sein Leben zu verschönern; er war es durchaus und mit dem wesentlichsten Teile seiner Natur. Zu mehreren Malen in seinem wechselvollen Leben entdeckte er, daß er „zum Dichter, zum Schriftsteller geboren sei". Seine Dichtungen sind die Geburten seiner innersten Erlebnisse, Gebilde voller Wahrheit und Lebensglut; nach den vernunftgemäß ersonnenen und aufgebauten poetischen Erzeugnissen der Aufklärungszeit ist die Dichtung Goethes ja das erste Beispiel der Erlebnisdichtung, die den Drang der Seele Gestalt werden läßt. In diesen seinen Werken hat sich Goethe von den Bedrängnissen seiner Gefühle befreit, hat er sich immer wieder zu sich selbst zurückgefunden

und den Weg zu neuen Erlebnissen freigemacht. Sie sind Auslösungen seiner stürmenden Empfindungen, Zeichen der Besinnung über das Durchlebte, Möglichkeiten und Schritte zu neuen Lebenspfaden und Lebenshöhen. Als „Bruchstücke einer großen Konfession", wie er sie selbst einmal genannt hat, begleiten diese Dichtungen sein Leben, sie haben dieses Leben in seiner Freiheit, Klarheit und Geschlossenheit überhaupt erst möglich gemacht. Es gibt in der Tat keinen anderen Dichter der Menschheit, bei dem Leben und poetisches Schaffen so in einem ewigen Wechselspiel, einer ununterbrochen gegenseitigen Befruchtung und Anregung sich befänden wie bei Goethe. Nur wenn wir sein Leben und Dichten zusammennehmen, rundet sich das unsagbar umfassende Bild dessen, was er geleistet, was er den minder begünstigten Nachfahren hinterlassen hat.

Abbild der Menschheit nannten wir sein Leben, typisches Abbild. Von der strömenden Leidenschaftsglut seiner Jugend, seiner Sturm- und Drangperiode geht es in naturgemäßer Entwicklung zur klaren Gehaltenheit seines Mannesalters, seiner klassischen Zeit, um dann immer weiter sich auszudehnen und in die höchsten und reinsten Gefilde der Weltweisheit, der vollkommensten Reife und Weltüberschau hinaufzusteigen. Muß nicht ein jeder diesen Weg schreiten? Ist nicht die ganze Menschheit ihn geschritten? Ist es nicht die Natur selbst, die reine, klare, jedes Dünkels und jeder Anmaßung bare Natur, die diese Entwicklung vorgezeichnet und gewiesen hat? Wolfgang Goethes Weg ist der Weg des natürlichen Menschen; was er auf diesem Wege erlebt, erlitten und gedichtet, ist ein Lehrgang hoher und vollendeter Menschlichkeit. Wo immer die deutsche Kultur sich verlieren will in die Ferne oder in das Gesuchte, in die Einseitigkeit, Äußerlichkeit oder schulmäßige Enge, wird sie zurückverwiesen auf diese unbeirrte Menschlichkeit Goethes, auf die unvergeßliche Lehre, die er gegeben hat: daß alles Wertvolle nicht von außen kommt, sondern aus der eigenen Natur, einer Natur freilich, die nicht dem Phantastischen unterworfen ist, sondern rein und treu

den ewigen Gesetzen des Lebens und der Entwicklung dienstbar bleibt.

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit.

Als freieste und geschlossenste Persönlichkeit des gesamten Deutschtums leuchtet die Gestalt Goethes in alle Zukunft.

Heimat und Familie

Als ein frommer Mann (so erzählt eine alte Legende), dessen Heiligkeit Gott offenbaren wollte, nach langer Bußfahrt eine Kirche seiner Heimat betrat, da fingen die Glocken dieser und aller anderen Kirchen des Ortes zu läuten an. So hätten die Glocken des ganzen Erdkreises erklingen müssen, als Johann Wolfgang Goethe am 28. August 1749 Schlag zwölf Uhr mittags zu Frankfurt am Main diesen Planeten betrat, um sein Licht in ungeahnter Fülle zu vermehren.

Mit gedankenvollem symbolisierenden Humor erzählt der Dichter von der Konstellation seiner Geburt: „Die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau, Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig und nur der Mond (die dämmerige Dumpfheit) übte die Kraft seines Gegenscheines." Nicht leicht rang sich der Gewaltige zum irdischen Dasein. Die Geburt war schwer, und in göttlicher Ironie brachte das Schicksal den herrlichsten Lichtbringer schwarz zur Welt. Es war das Ungeschick der hilfeleistenden klugen Frau, das dem Kinde das mißfarbene Gesicht gab und es für tot auf unserer Erde erscheinen ließ. Grund genug für den Großvater, den Schultheißen Textor, Besserungen auf dem Gebiet der Geburtshilfe in der alten Reichsstadt anzuregen. So quoll schon aus dem ersten Unfall des neuen Erdensohnes ein Gutes für seine Mitbürger, wie es ihm später so häufig beschieden war, seine Leiden zu Freuden für andere umzuwandeln.

Nicht gar freundlich sah es in der Vaterstadt oder, wie der Frankfurter sich damals ausdrückte, in dem Vaterlande Goethes aus. Die ganze mittelalterliche Unfreiheit und Einschnürung lag noch äußerlich und innerlich auf der alten, wenig mehr als dreißigtausend Seelen zählenden Reichsstadt. Graben, Wall und Mauern umschlossen ein enges, winkliges Straßengewirr, in dem wiederum ummauerte Klosterbezirke und burgartige Wohngebäude sich wie

Festungen in der Festung erhoben und den düsteren Charakter der Stadt vermehrten. Die Einwohnerschaft steckte in der alten starren, ständischen Gliederung. Unten eine breite, fast rechtlose Masse, darüber die Gewerke, dann die Kaufleute und Doktoren und auf der obersten Staffel die Patrizier, der Adel. Jede Stufe war wieder in sich mannigfach geteilt, selbst der Adel sonderte sich in zwei Heerhaufen, in die vom Haus Limpurg und vom Haus Frauenstein. Der sozialpolitische Bau Frankfurts glich somit einem breit angelegten und spitz auslaufenden Turm, dessen einzelne Stockwerke in zahlreiche Käfige zerfielen, durch deren Gatter man nur schwer hindurchschlüpfen konnte. Was Geburt, Stand und Gewerbe unzertrennt gelassen hatten, riß die Religion auseinander. Bildeten die Lutheraner die Hauptmasse, so gehörten doch nicht unbeträchtliche Bruchteile den Reformierten, Katholiken und Juden an. Daß den Juden keinerlei bürgerlicher Einfluß belassen war, war für eine deutsche Stadt des achtzehnten Jahrhunderts selbstverständlich. Aber auch die Katholiken und Reformierten waren vom Stadtregiment völlig ausgeschlossen und mußten oft bitter die lutherische Herrschaft empfinden. Daneben schlugen sich die Angehörigen der einzelnen Stände und Religionsgesellschaften freiwillig durch ihre Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten in Fesseln, die auch in den obersten Ständen starke und kühne Geister nicht ganz leicht zu durchbrechen vermochten.

Aber all das Beengende und Bedrückende teilte Frankfurt damals mit der großen Mehrzahl der deutschen Städte. Hingegen war ihm eine Reihe von Vorzügen eigen, durch die es vor vielen emporragte. Vermöge seiner günstigen Lage an der Pforte nach Mittel- und Oberdeutschland war es ein lebhafter Handels- und Verkehrsmittelpunkt. Große Messen versammelten alljährlich zu Ostern und Michaelis die Kaufleute aus den westlichen und mittleren Landschaften Deutschlands und von weiter her in seinem Weichbilde. Daneben war es zu allen Zeiten ein Absteigequartier für Reisende aller Art. Es sah ebenso Voltaire wie den preußischen König in seinen Mauern. Auch die jungen Engländer und Fran-

zosen, die deutsch lernen wollten, waren schon in der alten Reichsstadt zu treffen. Durch seine Lage war es ferner der natürliche Versammlungsort des oberrheinischen Kreistages, und wenn die westlichsten Kreise — Franken, Schwaben, Ober- und Kurrhein, Westfalen — eine gemeinsame Angelegenheit zu beraten hatten, so war ebenfalls die Mainstadt für sie der bequemste Vereinigungsplatz. Desgleichen liebten es die kaiserlichen Kommissionen, die unter den Hunderten von geistlichen und weltlichen Herren am Rhein manchen Handel zu schlichten hatten, in Frankfurt ihren Sitz aufzuschlagen. Viele von den deutschen Fürsten und namentlich die benachbarten hielten deshalb dort ihre ständigen Vertreter. Endlich kamen die historischen Vorrechte Frankfurt in hohem Grade zu statten. Als Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser war es in ziemlich dicht aufeinanderfolgenden Abschnitten der Schauplatz eines bedeutsamen Glanzgewimmels.

Für den jungen Goethe war es aber noch von besonderem Vorteil, in der Reichsstadt geboren zu sein. In jener Epoche der Gebundenheit erfreuten sich nur diejenigen, die zu den Regierenden gehörten, einer freieren Bewegung und eines freieren Überblickes. In einem monarchischen Staatswesen wäre Goethe von dieser Wohltat ausgeschlossen gewesen, in der Frankfurter Republik aber war er durch seine Familie den Regierenden angeschlossen, und er genoß dadurch die Rechte, die Annehmlichkeiten, die Begünstigungen, die in einer Monarchie Prinzen zu teil werden.

Sein Großvater mütterlicherseits Johann Wolfgang Textor, einer alten süddeutschen Juristenfamilie entsprossen, war bei des Dichters Geburt bereits seit zwei Jahren in dem Besitze der höchsten Würde der Stadt, des lebenslänglichen Reichs-, Stadt- und Gerichtsschultheißenamtes. Mit großer Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit verwaltete er das Amt bis 1770, wo er es als siebenundsiebzigjähriger Greis aus Altersschwäche niederlegte. In seiner Jugend lebenslustig und der Schönsten hold, war er später ernst, obwohl freundlich, wortkarg und von strenger Selbstbeherrschung. Die Ehrfurcht, die der Enkel vor dem gemessen, still und pflicht-

treu wirkenden Großvater empfand, steigerte sich aufs höchste dadurch, daß man ihm die Gabe der Weissagung zuschrieb. Nicht ohne bestimmenden Einfluß auf den Enkel wird es auch gewesen sein, daß der alte Textor seine Mitbürger wie an Erfahrung und Geschäftstüchtigkeit, so in der Freiheit der Gesinnung überragte. Als im Jahre 1736 der Rat der Stadt es ablehnte, einem kranken reformierten Soldaten den erbetenen Zuspruch eines Geistlichen seines Glaubens zu gewähren, bemerkte er in seinen Aufzeichnungen: „Sat quidem orthodoxe juxta opinionem vulgi, sed contra naturalem æquitatem et charitatem. Gut orthodox nach der Meinung des großen Haufens, aber gegen die natürliche Billigkeit und Menschenliebe."

Die Frau des Stadtschultheißen, eine Tochter des Kammergerichtsprokurators Lindheimer, tritt wenig erkennbar hervor. Sie scheint eine wackere Hausfrau gewesen zu sein, die in der Fürsorge für ihren Gemahl und ihre fünf Kinder den Kreis ihrer Lebenstätigkeit erschöpfte.

Stammte Goethe mütterlicherseits aus einer Gelehrten- und Beamtenfamilie, so gingen väterlicherseits die Wurzeln seines Geschlechts in den Handwerkerstand zurück. Und wenn die mütterlichen Vorfahren aus den südlichen Gauen unseres Vaterlandes in Frankfurt einwanderten, so kamen die väterlichen aus den nördlichen, aus den Gebieten zwischen dem Thüringer Walde und Harz. Der Organismus des Dichters entstand daher aus der glücklichsten Mischung der Stände und Volksstämme. — Der Großvater Friedrich Georg Goethe war der Sohn eines Hufschmieds. Er ergriff das Schneiderhandwerk, blieb jedoch dem Beruf nicht treu, sondern wurde, nachdem er sich in zweiter Ehe mit Cornelia Schellhorn, der Besitzerin des Weidenhofes in Frankfurt, vermählt hatte, Gastwirt und vergrößerte als solcher sein schon vorher erworbenes Vermögen beträchtlich. Der Enkel hat ihn nicht mehr kennen gelernt, da er vor seiner Geburt bereits verschieden war. Dagegen hat die Großmutter noch die ersten Jahre Wolfgangs begleitet. Er schildert sie als eine schöne, hagere, immer

weiß und reinlich gekleidete Frau von sanftem und wohlwollendem Charakter.

Dem großelterlichen Ehepaare wurde als drittes Kind im Jahre 1710 Johann Caspar Goethe, der Vater des Dichters, geboren. Nachdem er auf dem Coburger Gymnasium für die Universität vorbereitet war, studierte er vier Jahre in Leipzig Jura, praktizierte dann in Wetzlar am Reichskammergericht und erwarb im Jahre 1738 in Gießen die juristische Doktorwürde mit einer guten Arbeit über ein Thema aus dem Erbrecht. Der strebsame Mann hielt aber hiemit seine Ausbildung nicht für abgeschlossen, sondern suchte sie durch Reisen weiter abzurunden. Ende 1739 begab er sich durch Österreich über Graz und Laibach nach Italien, das er bis Neapel durchstreifte, und kehrte von dort über Frankreich nach etwa einjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück. Wenn er auch beim Verlassen Italiens unter dem Eindruck der großen Kosten, der vielfachen Prellereien und Unbequemlichkeiten, über die sein schwerlebiger und kleinbürgerlicher Geist sich nicht leicht hinwegsetzen konnte, „unglaublich froh" war, daß er Rom und Neapel hinter sich hatte, so ging ihm später doch allemal Herz und Mund auf, wenn er auf die südländischen Herrlichkeiten zu sprechen kam, und es war sein sehnlichster Wunsch, daß auch sein Sohn sie erschauen möge.

Als vermögender und mit Wissen und Weltkenntnis wohlausgerüsteter Mann hatte er den Ehrgeiz, vom Rate der Stadt ein Amt ohne Gehalt, aber auch ohne Wahlverfahren übertragen zu erhalten. Da diesem Verlangen nicht entsprochen wurde, so verschwor der empfindliche Mann, jemals irgendeine Stelle im städtischen Dienst anzunehmen; und um sich auch vor jeder Versuchung zu schützen, seinem Gelöbnis untreu zu werden, verschaffte er sich im Jahre 1742 den Titel und Rang eines kaiserlichen Rats, der ihn den höchsten Würdenträgern der Stadt gleichstellte und ihm verbot, von unten anzufangen. Nicht genug damit bewarb er sich, wie der Sohn behauptet, aus demselben äußerlichen Grunde um die Tochter des Schultheißen, damit er als Schwiegersohn eines

Ratsmitgliedes gemäß der Verfassung der Stadt auch vom Rate ausgeschlossen wäre. Auf diese Weise isolierte sich der fähige Mann, der in praktischer Berufstätigkeit ausgiebige Befriedigung gefunden hätte, und vertiefte in der geschäftslosen, unfruchtbaren Abgeschiedenheit die Schatten, die seine Vorzüge verdunkelten. Denn Rat Goethe war nicht arm an Vorzügen. Mit einer umfangreichen Bildung verband sich bei ihm der regste Wissensdurst und ein starkes Kunstinteresse und mit einem grundehrlichen Charakter ein weiches und zartes Gemüt und eine warme Liebe zu seinen Kindern, zu deren Bestem er keine Mühe und kein Opfer scheute. Trotzdem kamen diese schönen Eigenschaften für seine Familie zu keiner rechten, wohltuenden Wirkung. Seine systematische, peinliche Art preßte die Individualitäten der Kinder in eine feste, pädagogische Schablone; überall suchte er nach einem sicheren, deutlichen Nutzen und verlangte in jeglichem Tun eine Konsequenz und eine Zähigkeit, die der Jugend durchaus widerstrebt. Um aber die Kinder um so eher zu solchem Verhalten zu veranlassen, umgab er sein liebevolles Herz mit einer rauhen Rinde und legte sich selber eine unerquickliche, eherne Strenge auf. Hiezu gesellte sich die ihm aus seinen Lebenserfahrungen zurückgebliebene Verbitterung und damit eine verdrießliche Reizbarkeit, die jedes vermeintliche oder wirkliche Übel doppelt schlimm und schwierig machte.

Unter einer solchen Wesenseigentümlichkeit hatte die Mutter nicht weniger zu leiden als die Kinder. Nahm sie doch ohnehin mehr die Stellung eines Kindes als die einer gleichberechtigten Lebensgefährtin dem Gatten gegenüber ein. Siebzehnjährig war Katharina Elisabeth Textor plötzlich aus den Spielen der Kinderzeit in die ernsten Aufgaben einer Hausfrau hineingeworfen worden. Der Gatte war ihr im Alter um einundzwanzig Jahre voraus, so daß sie ihren ersten Kindern den Jahren nach näher stand als ihm. Eine ebenso große Kluft, die durch keine wärmere Neigung überbrückt wurde, bestand zwischen den Kenntnissen und den Charakteren der Gatten. Frau Rat war ohne höheren Unterricht in fröhlicher Jugendfreiheit aufgewachsen, und der gelehrte

Gatte hielt sich für verpflichtet, die Lücken in der Bildung der jungen Frau nach Möglichkeit zu ergänzen. So unterrichtete er sie im Italienischen und hielt sie zum fleißigen Schreiben sowie zum Klavierspielen und Singen an. Auf ein mehreres mußte er — gewiß zu seinem Bedauern — angesichts ihrer sonstigen Obliegenheiten verzichten. Aber die gute Frau Rat hatte auch alle Gelehrsamkeit des Herrn Gemahls nicht nötig. Ihr hatte die Natur ein besseres Erbteil gegeben: einen gesunden Blick für die Menschen und Dinge; ein stets heiteres und frohes Gemüt, das dem Teufel alle schwarzen Gedanken vor die Füße schmiß; eine ewig rege Phantasie, aus der sie einen nie versiegenden Schatz von Märchen schöpfte; eine lebhafte Empfindung für alles Schöne in Natur und Dichtung; die Gabe, ihre Gedanken zum glücklichsten Ausdruck zu bringen; die größte Duldung für anderer Tun und Lassen, die sie verhinderte, irgend jemanden zu „demoralisieren"; und die Fähigkeit und Neigung, überall ausgleichend und versöhnend zu wirken. Kamen aber wirklich einmal schwere Stunden, über welche die angeborene Frohnatur nicht hinweghelfen wollte, dann flüchtete sie sich zu dem Buch der Bücher, das ihr ein und alles war, zur Bibel. Und mit deren Hilfe, mit der Hilfe des lieben Gottes, wie sie ihn dort fand und an dem sie in felsenfestem Glauben hing, überstand sie die Prüfungen, die der Himmel jeweilig sandte.

So bildete sie ein köstliches Gegengewicht zu dem Gatten, und nur diesem Gegengewicht ist es zu danken, daß seine edlen Absichten und Eigenschaften nicht durch seine Schwächen und Fehlgriffe zunichte gemacht wurden. Dem großen Sohne aber hat es ein Leben bedeutet, die von den Eltern ererbten gegensätzlichen Eigenschaften in immer neuer Mischung zur Entwicklung zu bringen.

Schule und Leben

Als am 20. August 1748 Rat Goethe seine junge Frau heimführte, brachte er sie von der Friedberger Gasse in das Haus seiner Mutter am Großen Hirschgraben. Freier und lichter war dort das enge, dämmerige Frankfurt. Das Haus lag an der Westgrenze des bebauten Geländes, so daß von den hinteren Fenstern der oberen Stockwerke ein weiter Blick über viele Gärten bis zur Stadtmauer und über sie hinweg in die schöne, fruchtbare Mainebene bis zum Taunus sich öffnete. Gern verlor sich der kleine Wolfgang in diesen Ausblick, wo bald die bunte Landschaft, bald die heranziehenden Gewitter, bald die Glut der untergehenden Sonne das Sehnsuchts- und Ahnungsvolle seines Gemütes nährten. Im Innern war das Haus anfangs winkelig und dunkel. Nachdem aber im Jahre 1754 die Großmutter gestorben war, der zuliebe Rat Goethe jede Änderung unterlassen hatte, da wurde das Haus durch einen gründlichen Umbau hell und geräumig. Breite Treppen und Flure oder Vorsäle durchzogen es, und diese erweiterten sich für das geistige Auge noch durch die römischen Ansichten, die der Vater in ihnen aushing.

Das Haus war für die Familie übergeräumig. Denn obwohl dem Goethischen Paare in dem Zeitraum von 1749 bis 1760 sechs Kinder beschert wurden, so blieb doch die Familie klein, da vier der Kinder in ganz jugendlichem Alter starben. Für unseren Wolfgang kam deshalb außer seiner ein Jahr jüngeren Schwester Cornelia nur noch der Bruder Hermann Jakob, der ein Alter von sechs Jahren erreichte, als Gespiele in Betracht. Als dieser im Januar 1759 starb, vergoß Wolfgang zum Erstaunen seiner Mutter keine Träne. Von ihr gefragt, ob er denn den Bruder nicht lieb gehabt, rannte er, ohne eine Antwort zu geben, in seine Kammer, zerrte unter dem Bett eine Menge Papiere hervor, die er mit Lektionen und Geschichten beschrieben hatte, und sagte, sie der Mutter zeigend: „Dieses alles habe ich gemacht, um es den Bru-

der zu lehren." „So war es ein wunderliches Kind", meinte die Mutter, als sie Bettina Brentano den kleinen Zug erzählte.

Deutlicher äußerte sich seine Liebe zur Schwester Cornelia, und diese Liebe wurde in gleichem Maße erwidert. Die beiden bildeten ein eng verbundenes Paar, das die Leiden und Freuden des häuslichen Lebens geschwisterlich teilte. Der Tag war für die Kinder wohl besetzt. Denn selbst in den unterrichtsfreien Stunden, deren es nicht viele gab, zog sie der Vater gern zu nützlichen Beschäftigungen heran, so zur Pflege der Seidenraupen, zum Bleichen der Kupferstiche oder zu sonstigen den Kindern lästigen Arbeiten. Auch der Abend gab ihnen nicht immer die erwünschte Freiheit. Namentlich in der kälteren Jahreszeit wurde gewöhnlich aus irgendeinem Buche vorgelesen, das sehr lehrreich, aber meist so langweilig war, wie z. B. Bowers Geschichte der Päpste, daß der Vater mitunter der erste war, der zu gähnen anfing. Trotzdem bestand er mit Zähigkeit darauf, daß ein einmal angefangenes Buch zu Ende gelesen wurde. Wie ein Sonnenblick wirkte es unter solchen Umständen, wenn die Kinder zwischen diesem Lehrandrang eine Stunde erhaschten, in der sie den Märchen der Mutter lauschen konnten. Besonders war es Wolfgang, der mit leidenschaftlicher Teilnahme den Erzählungen der Mutter folgte. „Da verschlang er mich bald", berichtet sie, „mit seinen großen, schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgendeines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornesader an der Stirne schwoll und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: ‚Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt?'; wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: ‚Du hast's geraten, so ist's gekommen', da war er Feuer

und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen."

Den ersten Unterricht empfingen die Kinder wohl ausschließlich vom Vater, der die alten, beliebten Lehrbücher wie des Amos Comenius orbis pictus, Gottfrieds historische Chronika und andere seinen Studien zugrunde legte. Später wurden Privatlehrer zu Hilfe genommen, da man die öffentlichen Schulen wegen der Pedanterie und Trübsinnigkeit der an ihnen angestellten Lehrer scheute. Jedoch entbehrte der Knabe nicht ganz der für die Charakterbildung so wohltätigen Gemeinschaft mit einem größeren Schülerkreise, indem zu einzelnen Privatstunden bis zu zwanzig Kinder befreundeter Familien hinzugezogen wurden. Mustert man den Lehrplan des Vaters, so muß man gestehen, daß der Sohn nicht leicht vielseitiger ausgebildet werden konnte. Es war kaum irgendein bedeutenderes Wissensgebiet, kaum irgendeine edlere Fertigkeit außer acht gelassen. Die wichtigsten alten und modernen Sprachen: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Englisch, Italienisch, ferner Geschichte und Geographie, Religion, Naturwissenschaften, Mathematik, sodann Zeichnen, Musik, Tanzen, Fechten und Reiten gliederten sich allmählich in des Sohnes Bildungsgang aneinander. Die Ausbildung im Deutschen, die damals nirgends systematisch betrieben wurde, entwickelte sich an der Hand von Aufsätzen, unter denen die nach rhetorischen Regeln angelegten dem Vater besondere Freude machten, und mit Hilfe der Lektüre der zeitgenössischen Dichter. Auch von der deutschen Volksdichtung empfing der Knabe Kenntnis durch die löschpapierenen Volksbücher, die für wenige Kreuzer beim Büchertrödler zu haben waren und von den Kindern mit Gier gekauft wurden.

Der Religionsunterricht scheint in den ersten Jahren auf Bibellesen beschränkt gewesen zu sein und man darf annehmen, daß es die Mutter war, die mit dem Sohne die Bibelstunden abhielt. Wie in Goethes Leben dem tieferen Beobachter alles zweckvoll vorbestimmt erscheint, um seinen Geist zur höchsten Entfaltung zu befähigen, so auch der Umstand, daß er in einer herzens-

frommen Familie aufwuchs, in der die Bibel das Lieblingsbuch der Mutter war. Denn was wollte die gesamte Literatur, die dem Knaben in die Hände kam, gegen die Bibel besagen, der er, wie er selbst bekennt, fast allein seine sittliche Bildung schuldig war, die seine Phantasie unablässig beschäftigte und seine Gedanken nach allen Richtungen hin in Bewegung setzte: die sich ihm unter den verschiedensten Formen, als Gesetzbuch, als Heldenepos, als Idyll, als Hymne, als Liebeslied darstellte und zu ihm in allen Tönen redete! — Mit dem ihm eigenen Feuer versenkte er sich in das unergründliche Buch und machte sich seine Erzählungen, Lehren, Symbole, Sprache für immer zu eigen. Insbesondere waren es die ersten Bücher Mosis, in deren naive und große Natur er sich gern verlor. Wenn seine Gedanken in den morgenländischen Gegenden bei den einfältigen Hirten verweilten, dann fand sein unruhiger, hin und her fahrender Geist wohltuende Sammlung und beglückenden Frieden. So wurde der Knabe durch die Bibel zur Natur und Einfalt hingezogen, lange bevor Rousseau und Winckelmann in seine geistige Sphäre getreten waren.

Die Liebe zum Alten Testament führte Wolfgang auch zum Studium des Hebräischen, das ihm der Gymnasialrektor Albrecht, ein kluges, sarkastisches Männlein beibrachte. Durch die genauere Lektüre des Alten Testaments in der Ursprache verstärkte sich mancher Zweifel an der Göttlichkeit der Bibel, aber dieser Zweifel vermochte seiner Liebe zu ihrem epischen und sittlichen Gehalt keinen Abbruch zu tun. — Wenig förderte ihn dagegen der eigentlich dogmatische Unterricht, den er in trockenen, alten Formeln als Vorbereitung zur Konfirmation empfing. Ja, er entfernte ihn mehr von der Kirche, als daß er ihn ihr näherte. Und doch ließ sich sein sinnendes Gemüt so willig von dem Erhaben-Symbolischen der Kirche, durch das er sich mit Gott und dem All in Gemeinschaft fühlte, umfangen. Wenn wir es aus anderen Zeugnissen nicht wüßten, wir würden es den aus seliger Jugenderinnerung geflossenen Versen im Faust abmerken:

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabbatstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Tränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn. — —

Kehren wir von den größten Bildungsmitteln zu kleineren zurück, so sind neben dem Unterricht die wertvollen Sammlungen des Vaters zu erwähnen. Zunächst die schöne und wohlgewählte Bibliothek, in der die deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts mit Ausnahme Klopstocks, der dem Vater wegen der reimlosen Verse zuwider war, die vorzüglichsten italienischen und lateinischen Dichter, die römischen Antiquitäten, die elegantere Jurisprudenz, die besten und neuesten Reisebeschreibungen, geschichtliche und philosophische Werke sowie Reallexiken aller Art vertreten waren. Außerdem verfügte der Vater über eine vortreffliche Sammlung von Landkarten, von Naturalien, worunter eine mineralogische hervorragte, von venezianischen Gläsern, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und alten Gewehren und endlich neben vielen Kupferstichen über einen Bestand von Ölbildern, den er durch Gemälde einheimischer Künstler stetig zu vermehren suchte. Was der Vater nicht besaß, ergänzten die Freunde und Verwandten, die überhaupt an der Erziehung des Knaben den lebhaftesten Anteil nahmen.

Da war der Rat Schneider, der besondere Freund des Goethischen Hauses, der den vom Vater Goethe verabscheuten Messias Klopstocks einschwärzte; da war der Onkel Pfarrer Stark, bei dem Wolfgang einen Homer in deutscher Prosa entdeckte; da war der behagliche Herr von Olenschlager, der dem Knaben die Goldene Bulle erläuterte und ihn mit Kindern anderer Familien zur Aufführung französischer Schauspiele und zu Wettschreibübungen vereinigte; da war ferner der starrsinnige Herr von Reineck, der ihn über Welt- und Staatsverhältnisse belehrte; der Hofrat Hüsgen,

ein scharfsinniger Jurist mit mephistophelischer Ader, die ihn selbst in Gott Fehler entdecken ließ; der Legationsrat Moritz, der Goethe in der Mathematik unterrichtete, und andere Männer, die auf ihn teils durch Lehre, teils durch Verkehr, teils durch Beispiel mannigfach einwirkten. Es muß von eigenem Reiz gewesen sein, den kleinen Wolfgang mit den funkelnden schwarzen Augen und dem klugen bleichen Gesicht zu den ehrwürdigen Perücken aufblicken zu sehen. Sie hatten ihn alle herzlich gern, nicht bloß wegen der erstaunlichen Geweckttheit, mit der er die Dinge begriff, und der originellen Auffassung, die er ihnen entgegenbrachte, sondern ebenso wegen der tiefen Güte und Reinheit, die sein ganzes Wesen durchdrang. Die alten abgeschlossenen, meist verdrießlichen Herren erfrischten sich an ihm wie am Morgentau, und jeder suchte ihn wie einen geliebten Sohn zu seinem Ideale heranzubilden. So wollte Olenschlager ihn zum Hofmann, Reineck zum diplomatischen Geschäftsmann, Hüsgen zum Rechtsgelehrten machen; dieser, damit er einmal sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen verteidigen könne.

Was war es wunderbar, wenn in dem frühreifen, von so vielen angesehenen Männern bevorzugten Enkel des Stadtschultheißen sich ein starkes Selbstbewußtsein regte und er dieses auch äußerlich in einer gewissen gravitätischen Würde bemerkbar machte, die ihm die Spöttereien seiner Genossen eintrug, obwohl sie gleichzeitig seine Überlegenheit bereitwillig durch Unterordnung anerkannten. „Ich bin sehr an das Befehlen gewöhnt", schreibt er selber im Alter von vierzehn Jahren. „Wir waren immer seine Lakaien", sagte später einmal sein um zwei Jahre älterer Jugendfreund Max Moors.

Was in der Ausbildung des Knaben der Unterricht offen ließ, vollendete das Leben mit seinen tausendfachen Einflüssen. Gern beobachtete der kleine Wolfgang die Handwerker, zu denen ihn die Aufträge des Vaters führten, bei ihrer Arbeit und in ihrer Lebensweise, während die Hirtenfeste, die alljährlich am Grindbrunnen und auf der Pfingstweide stattfanden, ihn mit der länd-

lichen Bevölkerung in flüchtige Berührung brachten. Eine unglaubliche Gärung riefen die zu Ostern und Michaelis stattfindenden Messen in seinem Kopf hervor. Waren der verschiedensten Art und Herkunft und ein Gewimmel von weit zugereisten Kaufleuten und Käufern, unter die sich viel fahrendes Volk mischte, breiteten sich wochenlang vor seinen Augen aus und gaben ihm Gelegenheit, vom Weltverkehr und von der Eigenart der Menschen ferner Gegenden sich eine Vorstellung zu bilden. Neben diesen regelmäßig wiederkehrenden Erweiterungen des Frankfurter Stadtlebens fielen in seine Jugend mehrere außerordentliche Begebenheiten, die nicht vorübergingen, ohne tiefe Spuren in seiner Entwicklung zu hinterlassen. Als erste erwähnt er das Erdbeben von Lissabon, das im November 1755 in wenigen Augenblicken eine reiche, prächtige Handelsstadt und (wie man nach übertreibenden Gerüchten glaubte) sechzigtausend Menschenleben vernichtete. Das furchtbare Ereignis erschütterte sein Gemüt gewaltig und fachte Zweifel in ihm an, ob Gott wirklich so weise und gnädig sei, wie der erste Glaubensartikel es lehre.

Nicht lange nach jener Katastrophe brach der siebenjährige Krieg aus. Die Gestalt Friedrichs II., schon durch die beiden schlesischen Kriege mächtig emporgewachsen, trat in ihm immer größer hervor und stellte dem jungen Wolfgang eine alle Zeitgenossen weit überragende Persönlichkeit vor Augen. Er und sein Vater überließen sich willig dem Zauber, der von ihr ausging, und nahmen begeisterten Anteil an den Erfolgen des Königs, während der Großvater mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern zum Kaiser hielt und des Gegners Verdienste und Triumphe nach Möglichkeit zu verkleinern suchte. Damit wurde die Familie in zwei Parteien zerrissen und der alte behagliche Verkehr aufs empfindlichste gestört. Der Vater blieb nach einigen unangenehmen Szenen bald ganz vom Hause des Großvaters fern, während dem Sohne, der am Sonntag regelmäßig bei den Großeltern speiste, dort kein Bissen mehr schmecken wollte. Eine weitere Folge des Parteiengegensatzes war, daß in Wolfgang eine Mißachtung des Urteils des Publi-

kums sich einzunisten begann, da hier nicht der Pöbel, sondern vorzügliche Männer die größten und augenfälligsten Verdienste schmähten.

Während anfänglich der Krieg nur durch die politische Fernwirkung Unbehagen hervorrief, wurde mit dem Jahre 1759 die Stadt unmittelbar von seinen Plagen mitgetroffen. Am 2. Januar überrumpelten siebentausend Mann Franzosen die Stadt und belasteten sie auf mehrere Jahre mit Einquartierung, Teuerung und Krankheiten. Das Goethische Haus erhielt als Kriegsgast den Königsleutnant Grafen Thorane,* einen feingebildeten, rücksichtsvollen, höflichen Mann, der die Geschäfte eines Kommandanten von Frankfurt wahrzunehmen hatte. Der alte Rat, anstatt unter den obwaltenden Umständen froh zu sein, eine so erlesene Persönlichkeit ins Haus zu bekommen, war aufs äußerste gereizt, daß er, der Preußischgesinnte, Feinde bei sich aufnehmen und ihnen obendrein noch die schönsten Zimmer einräumen sollte. Alle Versuche des Grafen, der Familie und der Hausfreunde, den Vater mit dem neuen Zustand der Dinge auszusöhnen, waren vergeblich. Er verbohrte sich nur tiefer in seine üble Laune und ließ sich in dieser Stimmung am Abend der vor den Toren Frankfurts geschlagenen und für die Franzosen siegreichen Schlacht bei Bergen zu einer schweren Beleidigung des Grafen hinreißen, daß nur die geschickte Vermittlung des befreundeten Gevatters Dolmetsch von ihm und der Familie harte Prüfungen abzuwenden vermochte.

Derselbe veränderte Zustand, der auf den Vater so schwer drückte, brachte den Kindern viel Vergnügen und Vorteil. Die strenge Zucht und die gemessene Folge von Lehrstunden war gelockert, ein buntes, bewegtes Leben war an die Stelle der sonstigen ruhigen Einförmigkeit des Daseins getreten, und beim Grafen, der den Kindern sehr wohlgesinnt war, gab es immer etwas Gutes zu naschen oder Interessantes zu horchen oder Schö-

* Dies ist die richtige Namensform des Königsleutnants. Goethe schreibt irrtümlich Thorane.

nes zu schauen. Der Graf als eifriger Kunstliebhaber ließ bald nach seiner Ankunft sämtliche Frankfurter Maler sowie den Darmstädter Seekatz rufen und bestellte bei ihnen umfangreiche Gemälde, die als Tapetenstücke seine und seines Bruders Wohnung in Grasse schmücken sollten. Ein Atelier wurde im Hause hergerichtet, und Wolfgang, der schon den Arbeiten dieser Künstler, als sie für seinen Vater beschäftigt waren, zugesehen hatte, konnte von neuem ihr Schaffen durch alle Stadien begleiten und sein technisches und künstlerisches Verständnis erhöhen. Noch mehr Reiz und Förderung bot aber dem Knaben das französische Theater, das mit den Truppen seinen Einzug in die Stadt gehalten hatte. Eine Freikarte, die er vom Großvater erhalten, eröffnete ihm die Pforten des Kunsttempels, den er trotz des Widerstrebens des Vaters, der von dem Nutzen des Theaters die niedrigste Meinung hatte, unter dem Beistande der Mutter täglich besuchte. Hier lernte er das hochentwickelte französische Schauspiel in einzelnen Tragödien und zahlreichen Lust- und Singspielen kennen, von denen die Anmut der letzteren besonderen Eindruck auf ihn machte und wohl mit dazu beitrug, daß er sich später mehrfach in dieser Gattung versuchte. Das Interesse für das französische Theater führte ihn zum Studium der dramatischen Klassiker der Franzosen, und er las Racine und Molière ganz, Corneille zum großen Teil. Bei den Theaterbesuchen machte er die Bekanntschaft eines schönen, munteren Knaben Derones, der zur Truppe gehörte und ihn hinter die Kulissen in die Intimitäten eines Theaters gucken ließ. So wenig diese Blicke für die jugendlichen Augen geeignet waren, so lieferten sie doch dem späteren Dichter des „Wilhelm Meister" manch hübsches Material. Zu der älteren Schwester Derones' faßte Wolfgang eine wärmere Neigung, der er in allerhand Aufmerksamkeiten galanten Ausdruck gab. Zu seiner Betrübnis mußte er jedoch bald bemerken, daß sein zartes Werben unbeachtet blieb. Noch eine andere Enttäuschung bereitete ihm die sonst so angenehme Verbindung mit dem Theater. Einige halb mythologische, halb allegorische Dramen spornten ihn zur Nachahmung

an, und es dauerte nicht lange, so hatte er ein Stückchen fertig, das er seinem Freunde Derones vorlegte, in der stillen Hoffnung, es könne vielleicht zur Aufführung kommen. Mit Gönnermiene versicherte ihm dieser, es sei nicht unmöglich, nur seien einige Kleinigkeiten zu ändern. Diese Änderungen fielen aber so mörderisch aus, daß der junge Autor statt eines wohlbehaltenen Kindes eine zerfetzte Geburt nach Hause brachte, die wiederherzustellen unmöglich war. Waren seine stolzen Hoffnungen auf einen Bühnenerfolg gescheitert, so hatte doch der kühne ikarische Flug das Gute, daß er ihn veranlaßte, sich in die Theorie des Dramas, von der Derones ihm unglaublich viel vorgeschwatzt hatte, zu vertiefen, und daß er den Vater durch eine saubere Abschrift des ursprünglichen Entwurfes etwas duldsamer gegen seinen Theaterbesuch machte. Da er zudem auf dem gleichen Wege überraschend schnelle Fortschritte im Französischen machte, so war der Vater, der nunmehr einen sicheren Nutzen sah, mit dem Theaterbesuch ausgesöhnt.

Zwei und ein halbes Jahr waren vergangen, seitdem die Franzosen Frankfurt besetzt hatten, da gelang es endlich dem Herrn Rat — nicht zur Freude der Kinder — durchzusetzen, daß der Königsleutnant in ein anderes Haus einlogiert wurde. Um eine neue Einquartierung zu erschweren, nahm er vorübergehend Mietleute auf, und zwar die Familie des Kanzleidirektors Moritz, eines Bruders des Legationsrates. Es wurde jedoch durch diese Vermehrung der Hausbewohner wenig an der Stille des Hauses geändert, da die Familie Moritz, obwohl der Goethischen nahe befreundet, für sich blieb.

Das Kriegsgewitter, das so mannigfach befruchtend auf den jungen Goethe gewirkt, hatte sich kaum verzogen, als ein neues, großes Ereignis — diesmal erfreulicher Natur — die alte Reichsstadt in Bewegung setzte. Die Wahl und Krönung des Erzherzogs Joseph zum römischen König sollte im Beginn des Jahres 1764 zu Frankfurt in Szene gehen. Der gründliche Vater war der Ansicht, man dürfe ein solches Begebnis nicht unvorbereitet erwarten und nicht bloß gaffend und staunend an sich vorübergehen

lassen. Die letzten Wahl- und Krönungsdiarien nebst Wahlkapitulationen wurden deshalb hervorgeholt und bis tief in die Nacht hinein studiert und ausgezogen. Auch das Goethische Haus wurde wieder lebendiger. Neue Gäste zogen ein, im ersten Stock ein kurpfälzischer Kavalier, im zweiten der württembergische Geschäftsträger Baron von Königsthal. Denn die Stadt füllte sich allmählich mit einer so ungeheuren Zahl von Fremden: hohen und niederen Würdenträgern, Truppen und Dienerschaften, Komödianten, Jongleuren und Neugierigen, daß die Gasthöfe nicht entfernt ausreichten, um sie zu beherbergen. Die geistlichen Kurfürsten und viele kleine deutsche Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen erschienen in Person, die größeren weltlichen Kurfürsten ließen sich durch ihre Botschafter vertreten, unter denen der kurbrandenburgische Baron von Plotho wegen seines großen Herrn und seiner entschiedenen Eigenart überall mit frohem Zischeln begrüßt wurde. Außerdem waren der päpstliche Nuntius, der französische, spanische, portugiesische, holländische Gesandte und die höchsten österreichischen Beamten, darunter der berühmte Minister des Kaisers, Graf Kaunitz, eingetroffen. Endlich langte am 29. März auch Kaiser Franz mit seinen beiden ältesten Söhnen an. Es folgten darauf vierzehn Tage lang Krönungsfeierlichkeiten, denen Wolfgang als Enkel des Stadtschultheißen, gleichviel ob sie sich öffentlich oder in geschlossenen Räumen abspielten, von guten Standpunkten beiwohnen konnte. Er selbst wurde manchem hohen und vornehmen Herrn vorgestellt, erhielt manchen Auftrag, vernahm manches von den Verhandlungen zwischen den Kurfürsten untereinander und mit der Stadt, das ihm einen ahnenden Einblick in das wunderliche Gefüge des Deutschen Reiches und in seine gegeneinander wirkenden Kräfte verschaffte.

Das Krönungsgetümmel bot dem jungen Goethe zugleich die erwünschte Deckung für ein Liebesverhältnis, das sein Gemüt in leidenschaftliche Wallung versetzt hatte. Wenn der sechzigjährige Mann diese Sekundanerliebschaft, wie wir sie heute nennen würden, ausführlich in „Dichtung und Wahrheit" geschildert hat, so

tat er es sicherlich nicht, um den Leser einige Seiten angenehm zu unterhalten, sondern weil er sich des Einschnittes bewußt war, den sie in seiner Entwickelung machte. Er erfuhr hier zum erstenmal höchste Wonne und tiefstes Weh und den kalten Einbruch der rauhen Wirklichkeit in sein und seiner Freunde Schicksal. Diese Erfahrungen vollendeten rasch den Knaben zum Jüngling und bildeten den Dichter der Gretchentragödie leise vor. Es mochte im Spätsommer 1763 sein, Wolfgang eben sein vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt haben, als ihn ein Freund, den er unter dem Namen Pylades verhüllt, mit anderen jungen Männern niederen Standes bekannt machte, die das Dichtertalent des Knaben zu einem Scherze zu verwerten suchten. Sie baten ihn, einen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, in dem ein verschämtes junges Mädchen einem Jüngling ihre Neigung offenbare. Wolfgang willfahrte sogleich und die neuen Bekannten schickten den gereimten Liebesbrief in verstellter Handschrift einem törichten jungen Manne zu, der sich nun fest einbildete, ein Mädchen, dem er von fern den Hof gemacht hatte, sei aufs äußerste in ihn verliebt. Da der glückliche Liebhaber nichts sehnlicher wünschte, als in Versen antworten zu können, so wurde Goethe auch zu dieser Arbeit herangezogen. Seinen Dank stattete der erfreute Besteller durch ein Abendfest in der Wohnung der Vermittler ab, in der Goethe zu seinem Staunen ein wunderbar schönes Mädchen, eine Verwandte der Bekannten des Pylades, traf. Er konnte ihr Bild nicht los werden, und da er nicht so bald Gelegenheit hatte, in das Haus der Vettern zurückzukehren, so suchte er die Kirche auf, um sich während des langen Gottesdienstes an ihr satt zu sehen. Der spaßhafte Liebeshandel, den man angezettelt hatte, führte nach einiger Zeit aufs neue Goethe zu den Vettern und damit zu dem schönen Gretchen. Er sollte eine poetische Antwort auf den Brief des Liebhabers abfassen. Wolfgang unterzog sich gern dem Auftrage, bei dem er nur an Gretchen dachte und alles aus ihrem Sinn heraus schrieb, selig davon träumend, daß etwas Ähnliches von ihr an ihn gerichtet werden könne. Als er den lyrischen Erguß, während die Vettern

abwesend waren, Gretchen zeigte, bat sie ihn, er möge sich doch nicht als Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, aus der nichts Gutes entspringen könne, er möge lieber das Gedicht einstecken und fortgehen. Schade sei es ja, fügte sie hinzu, daß das hübsche Gedicht nicht einem wahren Zwecke diene. Goethe griff freudig die letzte Bemerkung auf und fragte das Mädchen in liebewarmem Tone, ob sie das Blatt unterschreiben möchte. Als sie nach einigem Besinnen es tat, kannte sich der junge Dichter nicht mehr vor Entzücken, er sprang auf und wollte sie umarmen. Doch sie wehrte ab und drängte ihn, sich mit dem Blatte zu entfernen.

Je mehr sich Goethe an dem scheinbaren Liebesgeständnis Gretchens berauschte, desto weher tat es ihm, durch die Lossagung von dem stumpfen Spiel der Vettern von der Geliebten getrennt zu sein. Doch in kurzem nahten sich ihm jene aufs neue, da sie sein Talent zu anderem Zwecke auszubeuten gedachten. Sie brachten ihm eine Bestellung auf ein Leichen- und Hochzeitscarmen; das Honorar dafür wollten sie zusammen in ihrer Behausung verschmausen. Goethe, den es ebensosehr reizte, sich gedruckt zu sehen, als mit Gretchen zusammenzutreffen, nahm den Auftrag an. Es war damit ein fast täglicher Verkehr zwischen beiden Parteien eingeleitet, den der Knabe vor den Seinigen zu verbergen wußte. Mit der Häufigkeit der Besuche wuchs sein Bedürfnis, mit Gretchen zusammen zu sein, ja, es erschien ihm dies bald als eine unerläßliche Bedingung seines Daseins.

Währenddem kamen die Krönungstage heran, und Goethe wurde Gretchens Lehrmeister für alle Abschnitte der großen Staatsaktion. Die Abendunterhaltungen wurden immer länger und lebhafter, ja einmal kurz vor dem Krönungstage blieb die durch die Feierlichkeiten aufgeregte Gesellschaft, zu der sich noch Fremde von auswärts gefunden hatten, die ganze Nacht über vereinigt. Wolfgang mußte sich am Morgen auf einem Umwege nach Hause schleichen, um auf dem direkten Wege nicht vom Vater durch das nach dem kleinen Hirschgraben zu angelegte (noch heute vorhandene) Guckfensterchen gesehen zu werden. Endlich brach der Krönungs-

tag an. Goethe war von früh an auf den Beinen, um die bedeutungsvollen Vorgänge möglichst genau und vollständig zu beobachten. Für den Abend, wo eine glänzende Illumination die Feier verherrlichen sollte, hatte er sich wieder mit seinen Freunden und mit Gretchen verabredet. Um nicht erkannt zu werden, hatte er sich vermummt, und nun zog er mit der Geliebten am Arm durch die Menschenmassen von Viertel zu Viertel, so glücklich, als ob er in den Gefilden Elysiums wandelte. Als die jungen Wanderer müde und hungrig geworden waren, kehrten sie in ein Speisehaus ein und ließen es sich dort bis spät in die Nacht wohl sein. Goethe begleitete Gretchen nach Hause, und beim Abschied küßte sie ihn auf die Stirn. Es war das erste und letzte Mal, daß sie ihm eine solche Gunst erwies. Denn inzwischen hatte sich aus gänzlich unvermutetem Anlaß ein schweres Wetter über den Häuptern der kleinen Gesellschaft zusammengezogen.

Unserem Dichter war bei einem Ausfluge, den er mit Pylades und den Vettern nach Höchst unternommen hatte, ein junger Mann vorgestellt worden, den die Vettern seiner Fürsprache beim Großvater empfahlen, da er sich um eine mittlere Beamtenstelle in Frankfurt bewerben wollte. Goethe erfüllte den Wunsch der Vettern, und der junge Mann erhielt die Stelle. Seitdem hatte Goethe nichts mehr von ihm erfahren, bis der auf den Krönungstag folgende Morgen ihm den fremden Schützling in schreckliche Erinnerung brachte.

Noch lag er zu Bett, als die Mutter mit verstörtem Gesicht in sein Zimmer trat und ihn aufforderte aufzustehen; es sei herausgekommen, daß er sehr schlechte Gesellschaft besucht und sich in die schlimmsten Händel verwickelt habe; der Rat Schneider werde im Auftrage des Vaters und der Obrigkeit erscheinen, um die Sache zu untersuchen. Rat Schneider, der „messianische Freund", kam alsbald und eröffnete Wolfgang, daß von mehreren Personen, unter denen der dem Großvater empfohlene Beamte war, Handschriften nachgemacht, Testamente gefälscht, Schuldscheine untergeschoben worden wären, und daß er beschuldigt würde, ihnen durch Briefe

und Aufsätze zu ihren schlechten Streichen behilflich gewesen zu sein. Wolfgang leugnete, irgendwie seine Hand dabei gehabt zu haben, und lehnte jede weitere Erklärung ab. Als aber der Hausfreund ihn eindringlich bat, durch Leugnen und Schweigen die Sache nicht schlimmer zu machen, und das Haus nannte, in welchem er mit Pylades und Gretchens Vettern Zusammenkünfte gehabt, ferner ihn bedeutete, daß die dort wohnenden Mitschuldigen bald verhaftet werden würden, da hielt er es für rätlicher, durch ein offenes Bekenntnis seine und seiner Freunde, insbesondere Gretchens Unschuld darzutun. In tiefstem Schmerze zog er den Schleier von seinem süßen Liebesgeheimnis und all den harmlosen Freuden, die ihm daraus erblüht waren, um zum Schluß zu beteuern — und hier sehen wir eine neue große Seite seines Charakters zum Vorschein kommen —, daß, wenn seinen Genossen nur im mindesten Unrecht geschähe, er sich ein Leid antun würde. Der gute Hausfreund suchte ihn hierüber zu beruhigen, doch traute Goethe seinen Worten nicht, sondern sah in seiner erregten Phantasie Pylades, die Vettern und Gretchen durch seine offenherzigen Bekenntnisse ins Unglück gestürzt und steigerte durch diese selbstquälerischen Vorstellungen derart seinen Schmerz, daß er zuletzt vor lauter Jammer sich auf den Boden warf und ihn mit bitteren Tränen benetzte. So fand ihn die erschrockene Schwester, als sie ihm die tröstliche Nachricht brachte, daß Rat Schneider sich zu anderen Magistratspersonen günstig über die Sache geäußert habe. Wolfgang vermochte das nur auf sich zu beziehen und verblieb bei seinen finsteren Befürchtungen für die andern. Gleichgültig waren ihm nun die öffentlichen Feierlichkeiten, und unbewegt ließen ihn die Aufforderungen des Vaters, auszugehen. Nicht eher wollte er seine Einsamkeit, in der er sein Elend in tausendfacher Vergrößerung ewig wiederkäute, aufgeben, als bis er Gewißheit über das Schicksal seiner Bekannten empfangen hätte. So verbrachte er eine Reihe von Tagen und Nächten mit Weinen und Rasen, bis er vor Tränen und Schluchzen kaum mehr schlingen konnte und selbst die Brust angegriffen schien. Endlich konnte man

ihm mitteilen, daß seine Freunde so gut wie schuldlos befunden und mit einem leichten Verweise entlassen worden wären, während Gretchen in ihre Heimat gezogen sei. Aber so sehr das eine ihn befriedigte, so sehr durchwühlte ihn das andere mit neuem Schmerz.

Da sproß das heilende Kraut aus einem anderen Boden. Ein Hofmeister, den ihm die Eltern als Tröster und Aufseher beigegeben hatten, erzählte ihm, als er ihn nach den näheren Umständen des Prozesses ausforschte, daß Gretchens Unschuld vor den Richtern herrlich hervorgegangen sei und daß, als auf ihren Umgang mit Goethe die Rede gekommen, sie erklärt habe, sie hätte ihn immer nur als Kind betrachtet und ihn, anstatt zu zweideutigen Handlungen und mutwilligen Streichen anzutreiben, davon abgehalten. Diese Arznei wirkte. Er nahm die Erklärung Gretchen entsetzlich übel und fand es unverantwortlich, daß er um eines Mädchens willen, das ihn als Kind ansah, Schlaf, Ruhe und Gesundheit geopfert hätte. Trotzdem vernarbte die Wunde nicht so bald, und erst in den stillen, dunkeln Tiefen der Wälder, in die der Sommer lockte, fand die Seele des jugendlichen Werther eine elegische Ruhe.

Erste Dichterproben

Die wissenschaftliche Ausbildung Wolfgangs hatte indessen einen immer ernsteren und tieferen Charakter angenommen. Auf den Elementarunterricht waren frühzeitig Rechtsstudien gefolgt, die er seinem Vater zuliebe so eifrig pflegte, daß er das kleine Lehrbuch der Institutionen von Hoppe bald rück- und vorwärts auswendig konnte und, wie er angibt, selbst im Corpus juris auf das vollkommenste bewandert war. Auch die Philosophie war in den Kreis seiner Bildungsmittel getreten. In der alten Philosophie behagten ihm Aristoteles und Plato wenig, dagegen zogen ihn die Stoiker, besonders Epiktet an, die so einleuchtend gelehrt hatten, wie man den Seelenfrieden mitten unter den irdischen Übeln sich bewahre. Von der neueren Philosophie scheint er nur flüchtig hier und da einige Kenntnis genommen zu haben. Im allgemeinen vermochte alle systematische und dogmatische Philosophie damals keinen besonderen Eindruck auf ihn zu machen. Ihm gefielen jene Werke am besten, in denen Poesie, Religion und Philosophie sich vermählten, so das Buch Hiob, das Hohe Lied, die Sprichwörter Salomonis sowie die Orphischen und Hesiodischen Dichtungen. Ja, er bestritt seinem Hofmeister gegenüber, der ihn in die Philosophie einzuführen hatte, sogar, daß eine abgesonderte Philosophie nötig wäre, da sie in Religion und Poesie schon vollkommen enthalten sei.

Weiter vertiefte er seine Studien im Lateinischen, sowohl wegen der Musterwerke der römischen Literatur, als weil in ihm der größte Teil der wissenschaftlichen und ein nicht geringer der poetischen Arbeit der europäischen Kulturvölker niedergelegt war. Er lernte denn auch das Lateinische mit großer Leichtigkeit beherrschen, ohne es eigentlich grammatisch voll durchdrungen zu haben, während seine Kenntnisse im Griechischen mangelhaft blieben. Wo die Einzelstudien Lücken gelassen hatten, traten ergänzend die enzyklopädischen Werke eines Bayle, Morhof oder Gesner ein.

So hatte Goethe, als er seinem siebzehnten Lebensjahre nahte, sich eine sehr weite und vielseitige Bildung angeeignet. Die Poesie der ersten Kulturvölker war ihm teils unmittelbar, teils abgeleitet bekannt geworden. Waren Griechen, Engländer und Italiener etwas im Hintergrund geblieben, so war um so ausgebreiteter seine Belesenheit in der deutschen, französischen, lateinischen, hebräischen Literatur. Hand in Hand damit ging die Kenntnis der Sprache und Geschichte jener Völker; in deutscher Staats- und Rechtsgeschichte erstreckte sein Wissen sich bis auf gelehrte Einzelheiten. In die Theologie und Jurisprudenz war er für seine Jahre ungewöhnlich weit vorgedrungen. Naturwissenschaftliche Kenntnisse hatte er weniger durch systematischen Unterricht als durch Beobachtungen und Versuche gesammelt. Von den Künsten hatte er besonders Musik und Zeichnen gepflegt. Er spielte Klavier, Flöte, später auch Cello und zeichnete so hübsch, daß Meister Seekatz wiederholt zum Vater sagte, es sei schade, daß Wolfgang nicht zum Maler bestimmt sei.

Aber auch von Lebenserfahrungen hatte der Jüngling einen gewissen Schatz erworben, nicht bloß durch das Kriegs- und Welttheater, das ihm der Zufall nahe gerückt, und nicht bloß durch das so bitter ausgelaufene Liebesschwelgen, sondern ebensosehr durch das außerordentliche Vertrauen, das er trotz seiner Jugend bei allen näheren Bekannten genoß. Man hatte ihm Einblicke in das Innere der Familien gewährt, Einblicke, die ihm oft erschreckend und doch wiederum der Vertiefung seiner Gedankenwelt höchst förderlich waren. Alles zusammen machte den Jüngling zeitig fertig, und es war begreiflich, daß der Vater, vor dessen Augen der Sohn in tropischem Wuchse emporschoß und der so weite Ziele mit ihm sich gesteckt hatte, kaum die Zeit erwarten konnte, wo er die Universität beziehen würde. Er hatte ihn zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt. Auf diesem Gebiet sollte er sich in Theorie und Praxis in Leipzig, in Wetzlar, in Regensburg und Wien nach Möglichkeit umtun, damit ihm die ganze Laufbahn des Juristen und Staatsmannes geöffnet war.

Der junge Goethe hörte stumm auf diese oft vor ihm entwickelten Lebenspläne. Er träumte von anderen Idealen. Wenn er an ein wünschenswertes Glück dachte, so erschien ihm dies am reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes, der dem Dichter geflochten ist.

Diese Sehnsucht war nur der Reflex des dichterischen Vermögens, das frühzeitig in dem Knaben mit elementarer Gewalt sich äußerte. Zu den frühesten Dichtungen können wir die drei deutsch-lateinischen Gespräche rechnen, die er in seinem achten Lebensjahre entworfen und die uns ein günstiger Zufall in einem Exercitienheft aufbewahrt hat. Mit Staunen bemerken wir an ihnen, mit welcher Erfindungsgabe der Knabe den Stoff ausgestaltet, mit welcher launigen Lebendigkeit er den knappen Dialog führt, mit welcher Geschicklichkeit er die Sprechenden in ihrer Eigenart hervortreten läßt und mit welch schlagfertigem Scharfsinn er die Gegenrede pariert. Das erste Gespräch behandelt einen Gang, den der Vater mit dem Sohne nach dem Keller unternimmt. Der Sohn wünscht mitgenommen zu werden, er wolle einmal sehen, wie der Vater Wein auffülle. „Schlaukopf," meint der Vater, „dahinter steckt etwas anderes." „Ich kann's nicht leugnen, den Grund- und Schlußstein unseres Hauses habe ich Lust, einmal wieder zu sehen." „Folge mir." Nun gehen sie die Treppe hinab, der Sohn wundert sich über die große Finsternis; es könne nicht dunkler im Grabe sein. Es wird bald heller. Er sieht umherliegende Kessel, Töpfe, Bütten und andere Dinge, dann auch den Schluß- und Grundstein. Er erinnert sich, wie er, von den Maurergesellen umgeben, diesen vor einigen Jahren feierlich eingemauert, wie der Obergeselle eine Rede halten wollte, mitten drin aber stecken blieb und sich vor Ärger die Haare ausraufte, während die zahlreichen Zuschauer sich vor Lachen schüttelten. Der Vater wiederum gedenkt der Schwierigkeiten und Fährlichkeiten, die bei dem Umbau zu bestehen gewesen, und geht dann zum Auffüllen des Weines über. Auf die Frage des Sohnes, wozu denn das nötig sei, bemerkt der Vater, der Wein verzehre sich beständig und der Abgang müsse

ersetzt werden. Aber wenn dies der Fall sei, meint der Sohn, dann wäre es ja besser, man käme zuvor und tränke den Wein aus. Nachdem der Vater ihm diesen Einfall widerlegt hat, fragt der neugierige Sohn nach den verschiedenen Weinsorten und ob auch unter den alten Weinen solche wären, die man theologische nenne. Der Vater lacht: die Geistlichen tränken am seltensten solchen. „Das ist wahr", versetzt der Sohn und fügt naseweis hinzu, die Theologen meinten vielmehr, die Juristen seien die Liebhaber der alten Weine. An diesem Punkt bricht der Vater-Jurist das Gespräch kurz ab, indem er dem Sohne zuruft, er möge an die Arbeit gehen. Damit er aber nicht unbelohnt aus dem Keller scheide, überreiche er ihm ein Stück Holz, das ein Überbleibsel vom Mastbaum des Schiffes des Columbus sei. Lachend fängt der Sohn den Scherz auf und erwidert, er wolle das Holz mit den anderen Altertümern aufheben, bis ein Damasippus (törichter Antiquitätenhändler bei Horaz) komme, um sie zu kaufen. Mit dieser eleganten, zierlichen Wendung schließt das Gespräch.

Das zweite Gespräch behandelt eine Unterhaltung zwischen zwei Schulkameraden, Wolfgang und Maximilian, vor Beginn des Unterrichts. Köstlich hat sich darin Wolfgang als den lerneifrigen wohlerzogenen Knaben porträtiert, der seinem unbändigen Genossen Maximilian gegenüber die Miene des gereiften Mentors annimmt.

Das hervorragendste Stück ist das dritte. Wir setzen es in seinem deutschen Wortlaut hierher.

Vater: Was machst du da, mein Sohn?
Sohn: Ich bilde in Wachs.
V.: Das dachte ich. O wann wirst du einmal die Nüsse verlassen?
S.: Ich spiele ja nicht mit Nüssen,* sondern mit Wachs.
V.: Unwissender, kann dir wohl unbekannt sein, was hier Nüsse sagen wollen?
S.: Jetzo erinnere ich mich. Allein sehen Sie, was ich in kurzer Zeit für ein Wachs-Poslerer geworden bin!
V.: Ja wohl, ein Wachsverderber.

* Der kleine Schelm erlaubt sich hier ein Wortspiel mit dem lateinischen „nuces", das sowohl Nüsse wie Kinderspiele bedeuten kann.

S.: Ich bitte mir's ab. Bringe ich denn nicht ziemlich artige Sachen zur Welt?

V.: Ja wohl! Zeige einmal, worin deine Mißgeburten bestehen.

S.: Unter anderen Tieren habe ich vorzüglich gefertigt: eine Katze mit einem langen Schnor-Bart, dann eine Stadt- und Feldmaus nach Anleitung des Horaz in einem seiner Strafbriefe, welche Geschichte Drollinger in reine deutsche Knittel-Verse übersetzte.

V.: Diese Erinnerung gefällt mir besser als die Tierchen selber. Allein hast du sonst weiter nichts gemacht, woraus deine angegebene Kunst deutlicher hervorleuchte?

S.: Ja wohl, hier ist noch ein Walfisch, der seinen Rachen aufsperrt, als ob er uns verschlingen wollte, und zwei Gemsen, in deren Jagd sich der Kaiser Maximilian so sehr verliebet hatte, daß er aus den steilen Felsen sich nicht eher wiederfinden konnte, bis ihm ein Engel unter der Gestalt eines alten Mannes einen Weg gezeigt haben soll.

V.: Du bringst doch deine historischen Kleinigkeiten so ziemlich gut an, worüber man dir die ungestalteten Figuren verzeihen muß. Und das ist alles?

S.: Keineswegs; denn unter allen von meinen Händen gebildeten Tieren ist vornehmlich zu bewundern: das falsche Tränen vergießende Krokodil, der ungeheure und in den Kriegen der Alten streitbare Elephant, die menschenfreundliche Eidechse, der quakende und den Frühling anzeigende Frosch, welchen allen nichts als das Leben fehlt.

V.: O Wäscher! Wer wird wohl derselben Namen ohne Beischrift erraten können?

S.: Wehe mir! Ist denn nicht ein jeder der beste Ausleger seiner Werke?

V.: Dieser Satz ist zwar an sich richtig, aber er wird am unrechten Ort angebracht.

S.: Verzeihen Sie mir in diesem Stück meiner Unwissenheit. Würdigen Sie nur noch diese Schlittenfahrt in Augenschein zu nehmen. Es sind deren just ein Dutzend und stellen verschiedene, teils kriechende, teils fliegende Tiere vor, unter welchen mir der Schwan, der Hirsch, das See-Pferd und der Lindwurm am allerbesten geraten zu sein scheint.

V.: Laß dir es nur immer so scheinen: Man siehet wohl, daß du noch keinen rechten Unterschied zwischen schön und häßlich weißt.

S.: Wollen Sie, lieber Vater, so gut sein und mir diesen erlernen.

V.: Warum nicht: es muß alles zu seiner Zeit geschehen. Laß nur erst dein Augen-Maß etwas älter werden.

S.: Ei lieber, warum wollen Sie diese Lehre aufschieben: tragen Sie mir solche ehender heute als morgen vor, ich will unter meinem Spielwerk die Ohren spitzen.

V.: Das kann nicht jetzo, wie gesagt, sondern ein andermal geschehen. Lege die Kinder-Possen beiseit und gehe an dein Tage-Werk.

S.: Ich will gehorsamen. Lebt wohl.

Außer den allgemeinen Vorzügen, die dieses Stück mit den andern teilt, ist in ihm von nicht geringem Interesse, daß der siebenjährige Knabe nach dem Unterschied zweier Begriffe — häßlich und schön — fragt, die die Jugend als etwas ganz Feststehendes und für jeden Deutliches betrachtet. Und weiter, wie er den Vater, der anscheinend die Definition rein äußerlich nach der Harmonie der Verhältnisse geben will, in Verlegenheit bringt, indem er auf sofortige Erklärung dringt; und wie dieser kein anderes Ende findet, als indem er dem Sohne seine Possen verweist. Auch die Komik, mit der Wolfgang bei der Vorführung seiner Tiere die Manieren eines Menageriebesitzers kopiert, verdient besondere Beachtung.

Sowohl die Gesprächsführung, die den Vater wiederholt matt setzt, wie die poetischen Eigenschaften der Stücke schließen den Gedanken aus, er habe die Gespräche dem Sohne in die Feder diktiert. Denn man kann getrost sagen, daß der Vater, selbst wenn er geneigt war, sich jene untergeordnete Stellung zu geben, zu derlei poetisch-dramatischen Kompositionen nie befähigt gewesen ist. So wird uns der erstaunlichste Blick in eine frühreife und gelenke Knabenseele gewährt: die schärfste Beobachtung des Umkreises verbindet sich mit souveräner Fähigkeit und Lust, das Dargebotene der Wirklichkeit in heiterer Laune und Selbständigkeit nachzugestalten.

Schwieriger ist es, über den neuen Paris zu urteilen. Denn die Form dieses erst im Jahre 1811 niedergeschriebenen Märchens gehört in so hohem Grade der späteren Kunst des Dichters an, daß wir nur in allgemeinsten Zügen die Feinheit und Üppigkeit der Erfindung bewundern dürfen. Französische Feenmärchen geben das Vorbild für ein rokokohaftes Milieu von Göttinnen und Zaubergärten. Dann klafft eine Lücke von mehreren Jahren, ehe wir wieder auf geistige Urkunden des jungen Goethe stoßen, die man im weiteren Sinne wohl als dichterische bezeichnen darf. Es sind zwei Briefe des Vierzehnjährigen aus dem Mai und Juni 1764 an den siebzehnjährigen Ludwig Ysenburg von Buri in Neuhof.

Die Briefe verdienen um so mehr eine kurze Berücksichtigung, als sie uns mit einer kleinen Episode aus Goethes Leben unmittelbar nach der Gretchenkatastrophe bekannt machen, die er in seiner Lebensbeschreibung mit Stillschweigen übergangen hat. Buri hatte einen Tugendbund, die „arkadische Gesellschaft", gegründet, in die Wolfgang einzutreten wünschte. Die Gesellschaft nahm ihre Mitglieder nur unter großer Vorsicht und nach gehöriger Prüfung durch die Aufseher auf. Der für Frankfurt bestellte Aufseher war Karl von Schweitzer, mit dem Bundesnamen Alexis. Er hielt Goethe, der persönlich mit Buri bekannt werden wollte, hin, weswegen sich dieser im Mai 1764 direkt an Buri wandte. Nach einigen Förmlichkeiten und Komplimenten geht Goethe in seinem Briefe dazu über, seine Fehler zu bekennen, damit Herr von Buri erkennen möge, ob sie ihn der Aufnahme unwürdig machten oder nicht: „Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin. Sie kennen ja die coleriſchen Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben lassen. Ich will mich aber gerne unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie man es von Ihren Einsichten erwarten kann. Gleich in dem Anfange meines Briefes werden Sie meinen dritten Fehler finden. Nämlich daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon Hundert Jahre kennete, aber was hilfts, dies ist einmal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann. . . . Noch eins fällt mir ein, ich habe auch denjenigen Fehler, daß ich sehr ungedultig bin, und nicht gerne lange in der Ungewißheit bleibe. Ich bitte Sie, entscheiden Sie so geschwind als es möglich ist. Dieses sind die Haupt-Fehler. Ihr scharfsinniges Auge wird noch Hundert kleine an mir bemerken, die mich aber dennoch, wie ich hoffe, nicht aus Ihrer Gnade setzen sollen. . . ." Inzwischen mahnte Alexis den „Archon" Buri, um Gottes willen sich nicht an Goethe zu attachieren, dem er seiner Laster wegen abgeschlagen habe, ihn mit dem Archon bekannt zu machen. „Seiner Laster wegen." Man spürt hier die Nachwirkung der eben vorüber-

gegangenen Kriminalunterſuchung, in die Goethes Name verwickelt war. Aus der höflichen Antwort, in der Buri auf die Vermittlung durch Alexis verwies, glaubte Goethe Hoffnung ſchöpfen zu können, und noch einmal wendete er ſich an Buri, indem er arglos Alexis einen ſeiner beſten Freunde nennt, dem er auf die Seele gebunden habe, alle nur möglichen Wahrheiten zu bekennen. „Er ſoll keinen von meinen Fehlern auslaſſen, aber auch mein Gutes nicht verſchweigen. Mit allem dem aber bitte ich, daß Sie ſich ſelbſt die Mühe geben möchten, mich zu prüfen, denn ſo klug Alexis auch iſt, ſo könnte ihm doch etwas verborgen bleiben, das Ihnen unangenehm ſeyn möchte. Ich gleiche ziemlich einem Camaeleon. Iſt nun meinem Alexis zu verdenken, wenn er mich noch nicht von allen Geſichtspunkten betrachtet hat. . . . Wir haben viele Dumm-Köpfe in unſerer Stadt, wie Ihnen ohne Zweifel gar wohl bewuſt ſeyn wird. Geſetzt nun, einem ſolchen fiele ein, in Ihre Geſellſchaft zu treten. Er erſucht ſeinen Hofmeiſter, ihm einen Brief aufzuſetzen, und zwar einen allerliebſten Brief. Dieſer thuts, der iunge Herr unterſchreibt ſich. Dadurch bekommen Sie einen hohen Begriff von ſeiner Gelahrtheit, und nehmen ihn ohne Unterſuchung auf; wenn Sie ihn beym Lichte betrachten, ſo finden Sie, daß Sie ſtatt eines Gelehrten Ihre Geſellſchaft mit einem Rinds-Kopf vermehrt haben. Das iſt unverantwortlich! Es iſt nun gar möglich, daß ich auch ein ſolcher bin, Ihre Vorſichtigkeit iſt alſo wohl angewandt.“

Wolfgang ſcheint infolge der Berichte Schweitzers in den Bund nicht aufgenommen worden zu ſein. Doch iſt dies nebenſächlich. Uns intereſſieren hier die Briefe als Zeugniſſe der Begabung des jungen Poeten. Die Leichtigkeit der Darſtellung, die eigene Sezierung, der überlegene Humor, mit dem der Vierzehnjährige von ſich ſelber ſpricht, zeigen auch in dieſen durch Förmlichkeiten gebundenen Briefen die Klaue des Löwen.

In das nächſte Jahr fällt von wirklichen Dichtungen die Höllenfahrt Chriſti, die ſchon 1766 von ſeinen Freunden ohne ſein Wiſſen zum Druck befördert wurde. Goethe bewegt ſich hier in

der Nachahmung der geistlichen Dichtung seiner Zeit, und das „auf Verlangen entworfene" Gedicht hat darum wenig Originelles, ist innerlich leer. Aber es bleibt bewundernswert, mit welcher technischen Meisterschaft und äußern Sprachbeherrschung er den ganzen Apparat erhabener, an Klopstock anklingender Vorstellungen, die Droh- und Schreckrhythmen einer mehr alttestamentlich majestätischen als christlich versöhnlichen Gottesgesinnung in Bewegung zu setzen weiß. Endlich besitzen wir aus der Frankfurter Zeit noch folgende Einzeichnung in das Stammbuch Max Moors':

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält:
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt.

Am 16. Geburtstag hat der Dichter die Verse geschrieben. Nie wird ein sechzehnjähriger Jüngling lustiger und kritischer über die Welt gespottet haben, und es macht wenig aus, ob Voltaire ihm dabei die Hand geführt hat oder nicht. Denn man merkt, daß die Gedanken sein freies Eigentum geworden sind. — Die erwähnten dichterischen Stücke sind nur winzige Proben aus einem Berg von Dichtungen, die der Knabe aufgehäuft und später durch Feuer vernichtet hat. Denn, wie Goethe uns erzählt, war er schon in früher Jugendzeit von einer förmlichen Reim- und Verswut ergriffen, die durch den Beifall seiner Eltern und Lehrer aufs höchste gesteigert wurde. Etwa seit 1763 begann er seine Poesien zu sammeln. Seine Produktivität setzte ihn in die Lage, dem Vater als jährlichen Ertrag seiner Muse einen Großquartband von fünfhundert Seiten zu überreichen.

Es gab keine Gattung, in der er sich nicht versucht hätte. Wir haben schon von Liebes-, Hochzeits- und Leichengedichten gehört;

das geistliche Gedicht (Höllenfahrt Christi), das wir soeben kennen gelernt haben, kann nur als letzter Ausläufer einer großen Kette gleichartiger betrachtet werden. Auch von anakreontischen Gedichten verfertigte er eine ganze Reihe. An das Epos machte er sich mit vierzehn Jahren in einer weitangelegten Prosadichtung, deren frommer Held Joseph war. Die Geschichte Josephs hatte er außerdem noch in zwölf Bildern dargestellt, von denen einige zu seiner Genugtuung durch Frankfurter Künstler ausgeführt wurden. In das epische Gebiet gehören ferner der wunderliche Roman, in dem er sechs Geschwister in ebensoviel verschiedenen Sprachen in Briefwechsel miteinander treten läßt, und die humoristischen Darstellungen kleiner Reisen und Lustpartien, die er mit seinen Freunden und Freundinnen unternahm.

Doch weitaus am fruchtbarsten war er auf dem dramatischen Felde. Das Puppenspiel, das die Großmutter zu Weihnachten 1753 dem Enkel geschenkt hatte, klang für ihn in eine große, langdauernde Wirkung aus. Er nahm es bald in eigene Regie und führte nach einem geschriebenen Textbuch mit Hilfe des väterlichen Bedienten „David und Goliath" auf, wobei der kleine Bursche mit großem Feuer die Rollen des David und Jonathan deklamierte. Da die Vorstellung beifällig aufgenommen wurde, wenn auch der Vater aus pädagogischen Gründen sein Lob mit kritischen Bemerkungen durchsäuerte, so versenkte sich der Knabe immer tiefer in die neue Theaterwelt. David und Goliath wurde weggeworfen, und mit höherem Flug wurden Stücke aus Gottscheds deutscher Schaubühne und italienisch-deutsche Opern, die Wolfgang in Großvaters Bibliothek aufgestöbert hatte, in Szene gesetzt. Allmählich genügte auch das Puppentheater dem lebhaften Knaben nicht mehr. Er wollte selber in Tätigkeit treten. Aus seinen Freunden bildete er eine kleine Truppe, die des Bedienten Schneiderkunst kostümierte, und nun wurde auf leicht improvisierter Bühne jahrelang vor einem Parterre von Familienangehörigen tapfer gespielt. Wie aber der Knabe das Puppenspiel verstoßen hatte, weil er in eigener Person auf den Brettern erscheinen wollte, so drängte es den heranwachsenden

Jüngling, neben den fremden Stücken sich mit eigenen Schöpfungen sehen zu lassen. Nachdem er erst in kindlicher Naivität epische Szenen aus dem „Befreiten Jerusalem" für die Bühne zugeschnitten hatte, die ihn zum großen Ergötzen der Zuschauer und zu seinem eigenen schweren Verdruß plötzlich zwangen, aus dem Dialog zur Erzählung überzugehen, machte er sich an selbständige, kunstgerechte Bühnenwerke. „Meiner Leidenschaft," so erzählt er in Wilhelm Meister, „jeden Roman, den ich las, jede Geschichte, die man mich lehrte, in einem Schauspiel darzustellen, konnte selbst der unbiegsamste Stoff nicht widerstehen.... Wenn uns in der Schule (Privatstunde) die Weltgeschichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mit sorgfältig aus, wo einer auf besondere Weise erstochen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft sah über Exposition und Verwickelung hinweg und eilte dem interessanten fünften Akte zu." Zu gleicher Zeit warf er sich auf die Lektüre von Schauspielen und las einen ganzen Wust theatralischer Produktionen durch. Das französische Theater wird diese Leidenschaft sehr erhöht haben, und am Ende kannte er kein größeres Glück als Schauspiele zu lesen, zu schreiben, zu spielen und, wenn Frankfurt eine Bühne hatte, zu sehen. Es ist klar, daß dieser leidenschaftliche Drang einer Heerschar dramatischer Dichtungen das Leben geben mußte. Der Dichter erwähnt in dem biographischen Schema, das er für Dichtung und Wahrheit entwarf, viele untergegangene Stücke, die dem französischen Typus entsprachen. Dahin gehörte das mythologisch-allegorische Stück, das er seinem Freunde Derones vorlegte, dahin eine Anzahl biblischer Alexandrinertragödien, wie der zu geringen Teilen erhaltene, erst in Leipzig vollendete „Belsazar", dahin endlich eine Zahl von Schäferspielen, idyllischer Art wie „Amine" oder heroischer wie die gleichfalls in einem Bruchstücke bewahrte „Königliche Einsiedlerin". Aber auch den Römern und Italienern zollte seine dramatische Muse den gebührenden Tribut. So wissen wir, daß er den Plautus und Terenz nachgeahmt und eine italienische Oper „La sposa rapita" verfaßt hat.

Daß ein sechzehnjähriger Jüngling, der auf eine so reiche dichterische Tätigkeit blicken konnte, dem Lob und Preis von jungen und alten Freunden für seine poetischen Leistungen zu teil geworden war, der die Kraft seines Genius an sich erfahren, nur mühsam auf einer regelrechten, bürgerlichen Laufbahn, wie sie ihm der Vater vorzeichnete, sich halten würde, war vorauszusehen. Ja gerade das Beispiel des Vaters, der nach so viel Studien, Bemühungen und Reisen zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führte, mußte ihn doppelt bestimmen, nicht dessen Spuren zu folgen. Es war deshalb für ihn eine ausgemachte Sache, Jura nicht zu studieren. Er glaubte schon den Anforderungen des praktischen Lebens hinreichende Zugeständnisse gemacht zu haben, wenn er sich als Ziel eine akademische Lehrstelle setzte und zur Vorbereitung für dieses Ziel die klassischen Sprachen und Altertümer studieren wollte. Stolz hatte er sich auch im Stammbuch von Moors als „der Schönen Wissenschaften Liebhaber" bezeichnet. Sonst hielt er aber seine Pläne sorgfältig geheim, nur der Schwester offenbarte er sie, und er erschreckte sie damit nicht wenig.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo Wolfgang nach Leipzig gehen sollte, heran; freudig von ihm begrüßt. Denn innig sehnte er sich aus dem Elternhaus und der Vaterstadt heraus. Beide waren ihm verleidet. Das Elternhaus durch die philiströse Grämlichkeit des Vaters, die Vaterstadt durch die Kriminaluntersuchung und durch die Gebrechen ihrer Verfassung, die er ausreichend kennen gelernt hatte. Und so geschah es, daß, als er Ende September 1765 durch das Allerheiligentor Frankfurt verließ, er ihm so gleichgültig den Rücken wandte, als wenn er dort nicht geboren und erzogen worden wäre und als wenn er es nie wieder betreten wollte.

Student im ersten Semester

Als ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe (so schildert sich Goethe rückblickend zehn Jahre später) reiste er mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin auf der großen Poststraße über Hanau, Fulda, Erfurt, Auerstädt, Naumburg, Rippach, das in „Auerbachs Keller" lustig anklingt, nach Leipzig. „Das in gantz Europa berühmte und galante Leipzig" heißt die Lindenstadt an der Pleiße auf dem Titelblatt einer Ortsbeschreibung des Dresdener Iccander aus dem Jahre 1725. Beide Prädikate treffen zu. Die großen Messen, die ruhmreiche Universität und der ausgedehnte Buchhandel, dessen Mittelpunkt Leipzig schon damals war, hatten seinen Namen in alle europäischen Länder getragen und führten zeitweise Angehörige aller europäischen Nationen in seine Mauern. Ebenso hatten Reichtum, hohe Bildung, internationaler Verkehr, sowie die französische Kolonie eine Vornehmheit der Sitten, eine Zierlichkeit der gesellschaftlichen Formen und der äußeren Erscheinung gezeitigt, die den Beinamen des „galanten" wohl verdient erscheinen ließen. Jeder Deutsche, der in die Stadt eintrat, spürte sofort die feinere Lebensluft, die hier wehte. Der junge Lessing, der nur wenige Meilen von der galanten Stadt seine Gymnasialzeit zugebracht hatte, war schmerzlich überrascht, wie weit er hinter den Leipzigern zurückstehe. Bitter beklagte er seine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang und seinen verwilderten, „ungebauten" Körper. Wollen wir uns den Typus des Leipziger Stutzers und seines provinzialen Gegenbildes vergegenwärtigen, so tun wir nach Goethes Rat am besten, Zachariaes Renommisten nachzuschlagen. Dort ruft an einer bekannten Stelle die Göttin Mode dem Jenenser Studenten Raufbold zu:

Sei nur ein Leipziger, verwirf die schlechte Tracht,
Die dich hier lächerlich, und Schönen schrecklich macht.
Dein Zopf verwandle sich in einen schwarzen Beutel;
Kein Hut bedecke mehr die aufgeputzte Scheitel;

In Jena ließ dir nur ein kurzer Ärmel schön,
Weit besser wird dir hier ein langer Aufschlag stehn.
Dein ungekämmtes Haar gleicht einem Sperlingsneste;
Wie häßlich läßt Dir nicht die leichte gelbe Weste.
Sie, die itzt spöttisch kurz um deine Hüften schlägt,
Sei länger aus Grisett und stark mit Gold belegt.
Die Reuter laß allein die schweren Stiefeln drücken,
Wie kann die Mädchen nicht ein seidner Strumpf entzücken;
Dein Degen werde klein, und knüpf um ihn ein Band
Zum Zeichen, daß du dich zu meinem Reich bekannt.
Verabscheu von nun an die ungezognen Händel;
Sprich zierlich und galant, und rieche nach Lavendel.

Diese überlegene Eleganz der sächsischen Handels- und Gelehrtenmetropole empfand, was uns heute nicht wenig verwundert, in vollem Maße auch unser junger Studio, obwohl er aus einer größeren, wohlhabenden, der französischen Kultur näher gelegenen Reichsstadt stammte und dort im Schoße der besten Familien aufgewachsen war.

Schon die Kleidung war nicht auf der Höhe des Leipziger Geschmackes. Zwar hatte der Vater für Wolfgangs Anzüge persönlich die feinsten und besten Tuche eingekauft; aber er hatte sie in seinem Sparsamkeitstrieb von dem Bedienten anfertigen lassen, und der Schnitt, den ihnen der Hauskünstler gab, mochte wohl für den Frankfurter Geschmack ausreichen, in Leipzig erschien er den Kreisen, in die der junge Goethe kam, lächerlich. Durch teilnehmende Freundinnen belehrt, machte er nicht viel Federlesens und tauschte seine Kleider bis zum letzten Stück gegen moderne Leipziger um. Auch in seiner sonstigen äußeren Erscheinung und in seinen Manieren hatte er manches nachzuholen, ehe er sich für den Leipziger Herrchen ebenbürtig halten konnte; und da er sich in seiner Jugend gern in Extremen bewegte, sprang er vom altfränkischen Habitus mit einem Satze zum gezierteften Rokoko über. „Wenn du ihn nur sähest," schreibt entrüstet über diesen Abfall von der vaterländischen Sitte sein Freund Horn, der ein halbes Jahr später ihm auf die Universität gefolgt war, an den jüngeren

Moors, „Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolz auch ein Stutzer, und seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei: man mag ihm seine Torheit vorhalten, so viel man will,

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen.

Er hat sich solche porte-mains und Gebärden angewöhnt, bei denen man sich unmöglich des Lachens enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest!

Il marche à pas comptés,
Comme un recteur suivi des quatre facultés.“

Mit Kleidung und Manieren war es aber nicht abgetan. Auch seine Sprache fand vor der Leipziger Gesellschaft keine Gnade. Denn obwohl der Vater von jeher darauf gehalten hatte, daß die Kinder sich einer gewissen Reinheit der Sprache beflissen, so waren die tiefer liegenden Eigenheiten der Frankfurter Mundart doch nicht zu verwischen. Zudem liebte es Goethe, seine Rede mit biblischen Kernstellen, treuherzigen Chronikenausdrücken und derben sprichwörtlichen Wendungen zu würzen. Und so kam seine Sprechweise den Leipzigern, die einen alten und allgemein anerkannten Rechtstitel auf das „netteste Teutsch“ zu haben glaubten und die glatte Verwässerung des Stils für das Höchste hielten, ebenso niedrig wie sonderbar vor; und sie setzten dem guten Wolfgang hart zu, sich auch in der Sprache der Diktatur der galanten Stadt zu unterwerfen. Während er aber im Äußerlichen sich leicht anbequemte, gab er hier kaum merklich nach. —

Die Kritik seiner Frankfurter Eigenheiten störte im übrigen wenig die Freude des jungen Studenten über das neue Dasein, das sich ihm aufgetan hatte. Er war frei geworden. Dieses herrliche Gefühl machte seine Brust schwellen und jubelnd schreibt er in einem Briefe an seinen Freund Riese:

Ich lebe hier
So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich Freiheit atmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,
Von Busch auf Busch sich singend hinzuschwingen.

Der Genuß der Freiheit war um so süßer, als der Vater ihn mit einem reichlichen Wechsel versehen hatte und Leipzig sich ihm heiter, interessant und bedeutend darstellte. Ein buntes Meßgewühl, aus dem die Griechen, Polen und Russen in ihren Nationalkostümen seltsam hervorstachen, durchwogte die Straßen und Plätze, als er einfuhr. Die Stadt selber zeigte ein moderneres und vornehmeres Gepräge als Frankfurt. Die Straßen waren breiter und regelmäßiger, die Häuser stattlicher und innen und außen reicher verziert. Ihre Stockwerke schoben sich nicht wie daheim mit der Höhe nach der Straße vor, sondern schnitten in gleicher Lotlinie ab. Besonders imposant aber erschienen ihm die Halbstädten ähnlichen Kaufhäuser, die mit „himmelhohen Mauern" mehrere Höfe umschlossen und nach zwei Straßen ihr Gesicht wandten, wie zum Beispiel die Feuerkugel zwischen dem alten (der jetzigen Universitätsstraße) und neuen Neumarkt, in der er selbst Wohnung nahm, oder Auerbachshof, das „kleine Leipzig" genannt, dessen Wirtskeller schon damals durch den Faustritt weitbekannt war. Einen glänzenden Schmuck der Stadt bildeten ferner einzelne große, mit auserlesenem Zeitgeschmack angelegte Privatgärten. „Sie sind so prächtig," schreibt Wolfgang an Cornelie im Dezember 1765, „als ich in meinem Leben etwas gesehen habe; ich schicke Dir vielleicht einmal den Prospekt von der Entree des Apelischen. Der ist königlich. Ich glaubte das erste Mal, ich käme in die Elysischen Felder."

Angenehm gestaltete sich auch sein Privatleben. In den Familien, an die er empfohlen war, wurde er freundlich aufgenommen; das treffliche Theater war ein verlockender Zielpunkt, und sein Mittagstisch, den er fast nur mit Medizinern bei Hofrat Ludwig nahm, war unterhaltend und für seinen Gaumen so erquicklich, daß er dem Freunde Riese und der Schwester Cornelie schmunzelnd die köstlichen Leckerbissen, die es gab, vermeldete. Die Professoren endlich rissen ihn bei der ersten Bekanntschaft, wenn er seinem Vater die Wahrheit schreibt und nicht etwa diplomatisiert, zur Begeisterung hin. „Sie können nicht glauben," heißt es in einem Brief vom 13. Oktober, „was es eine schöne Sache um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah. Nil istis splendidius gravius ac honoratius. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit autoritas gloriaque eorum, ut nullos praeter honores Professurae alios sitiam."* Der Sohn dachte hiebei, wie wir wissen, an eine Professur der schönen Wissenschaften, der Vater aber mochte sich einbilden, er meine eine juristische, die eine gute Vorstufe für die höhere Amterlaufbahn war.

So lachte der Leipziger Himmel in den ersten Wochen gar freundlich auf den Studenten nieder. Bald aber zog Wolke auf Wolke auf und das Vögelein, das so laut jubiliert hatte, wurde still und stiller.

Zu den Männern, an die Goethe empfohlen war, gehörte Hofrat Böhme, der eine Professur für Geschichte und Staatsrecht bekleidete. In treuherzigem Idealismus vertraute der Jüngling ihm seinen Vorsatz an, der Jurisprudenz zu entsagen und sich dem Studium der alten Sprachen und der Poesie zu widmen. Aber er war mit seinem Bekenntnis an die unrechteste Stelle gekommen. Statt ihn in seinem Bestreben zu unterstützen, übergoß ihn der Professor mit einem kalten Sturzbade von praktischen

* „Es gibt nichts Glänzenderes, Würdigeres und Ehrenvolleres. Ihr Ansehen und ihr Ruhm blendeten so meine Augen und meine Seele, daß ich nach keinem anderen Ziele als einer Professur dürste."

Erwägungen und von Angriffen auf die schönen Wissenschaften. Wenn er sich, so bedeutete er ihm, durchaus dem Studium der Alten nähern wolle, so könne dies auch auf dem Wege der Jurisprudenz geschehen, in keinem Falle aber dürfe er den Schritt ohne Erlaubnis seiner Eltern tun. Eine spätere Unterredung mit Frau Böhme, der ebensoviel Klugheit als Liebenswürdigkeit eigen war, vollendete das Bekehrungswerk des Gatten. Der junge Aar ließ sich die Flügel beschneiden und flatterte betrübt am Boden des Nützlichkeitsstudiums.

Seine Betrübnis mehrte sich, als Frau Böhme einige seiner Dichtungen verurteilte, die er ihr, ohne sich als Verfasser zu nennen, vorgetragen hatte. Da diese absprechende Kritik gelegentlich von den Professoren Morus und Clodius fortgesetzt und mit guten Gründen gestützt wurde, so erfaßte den Dichter Wut und Verachtung gegen alles, was er bisher in Poesie und Prosa geschaffen, und er überlieferte die schönen Sachen, die er von Frankfurt mitgenommen, fast sämtlich erbarmungslos dem Feuer. Seine Wirtin, die gute alte Frau Straube, erschrak nicht wenig, als der Rauch von diesem heroischen Opferfeuer das Haus durchqualmte. Der Schmerz über diesen Kindermord wäre erträglicher gewesen, wenn nicht die Kritik der Frau Böhme und Genossen Wolfgang zugleich an seinem Dichtertalent irre gemacht und ihm das so wohltuende poetische Schaffen verleidet hätte. Elegisch schreibt er daher an Riese:

Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligtume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar

Manch' stolzes Lied, das aber nicht die Musen,
Und nicht Apollo reihten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen. . . . . .
. . . . . .
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub . . . . . .

Zu diesen Enttäuschungen gesellte sich, nachdem der erste Rausch verflogen war, die nicht minder herbe über seine akademischen Lehrer. Zwar besaßen die Fakultäten, die für ihn in Betracht kamen, manche hervorragende und vielgerühmte Männer. Aber was vermochten sie dem weit vorgeschrittenen, gleich nach dem Ersten und Letzten fragenden und forschenden Jüngling zu bieten! Unter den Philologen glänzte Ernesti, ein tüchtiger, guter Erklärer der klassischen Autoren und ein methodischer Kritiker der Bibel, aber ohne eigene schöpferische Gedanken. Goethe hörte bei ihm eine Vorlesung über Ciceros Redner und lernte auch wohl etwas in ihr; jedoch über das, woran ihm eigentlich gelegen war, über den Maßstab des ästhetischen Urteils wurde er nicht aufgeklärt. Etwas mehr Vorteil hatte er von dem Kollegen Ernestis Morus, einem jungen Manne von dreißig Jahren, mit dem er bei Hofrat Ludwig aß und der ihm im Privatverkehr die Augen über die Gebrechen der neueren deutschen Literatur öffnete. Diejenigen, deren Amtes dies eigentlich gewesen wäre, Gottsched und Gellert, waren am wenigsten zu förderlicher Kritik befähigt. War es doch Gottsched gerade gewesen, der jene saftlose und nüchterne Epoche heraufgeführt hatte, gegen die sich die jüngere Generation auf-

lehnte. Er war ein entlaubter Stamm, eine abgetane Größe, als Goethe nach Leipzig kam. Selbst seine Person hatte er vor schwerer Niederlage nicht zu bewahren gewußt. „Ganz Leipzig verachtete ihn. Niemand geht mit ihm um", schreibt Wolfgang an Riese. Der Besuch, den er ihm im Verein mit Schlosser im Frühjahr 1766 machte und den er durch ein prächtiges Genrebild in Dichtung und Wahrheit verewigt hat, wird dauernd ein wundersames Sinnbild sein für alte und neue Zeit in einem entscheidenden Wendepunkt unserer Literatur.

In außerordentlichem Ansehen stand dagegen bei jung und alt Gellert. Aber innerhalb seines beschränkten Gesichtsfeldes wuchsen keine Früchte, die Goethe schmecken konnten. Aus seinen literarhistorischen und ästhetischen Vorlesungen konnte der junge Hörer im günstigsten Fall einige gelehrte Materialien nach Hause tragen. Denn von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, hatte er keinen Begriff. In allen Vorlesungen über den Geschmack hörte Goethe ihn nie die besten Namen der Zeit: Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg weder im Guten noch im Bösen nennen. Seine moralischen Vorlesungen machten, weil sie von einer schönen Seele und edlen Teilnahme zeugten, für den Augenblick Eindruck; dann bekam die Kritik die Oberhand und zerstörte den Augenblickserfolg. Seine praktischen Übungen in deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils konnten dem Jüngling ebensowenig behagen, da Gellert Verse in den Aufsätzen nicht liebte und die leidenschaftliche, wildwogende Prosa des Schülers dem zahmen Lehrer fremdartig und tadelnswert erschien. Clodius, ein jüngerer Kollege Gellerts, dessen Übungen er bald übernahm, hatte etwas mehr Duldung für Verse. Aber seine eigenen klirrten so sehr von den altüblichen rhetorischen Schellen, daß er den ätzenden Spott des genialen Hörers auf sein Haupt lud.

Keine höhere Befriedigung fand Goethe bei den Philosophen. Von dem Dinge, von der Welt und von Gott glaubte der Schüler ungefähr so viel zu wissen wie die Lehrer, und es schien ihm an

mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Es war deshalb nicht wunderlich, daß gegen Ende des Semesters die Kräpfel, die zu der Stunde, wo Winckler Philosophie las, gerade aus der Pfanne kamen, ihn mehr anzogen als des Professors Weltweisheit und dem Collegium Philosophicum ein süßes, aber vorzeitiges Ende bereiteten. Dagegen verdankte er desselben Professors physikalischen Vorlesungen dauernde Förderung, deren er noch spät in der Farbenlehre gedenkt. Die Professoren derjenigen Wissenschaft endlich, der er sich pflichtmäßig widmen sollte, die Juristen, hätten ihn auch dann nicht festhalten können, wenn ihre Vorlesungen etwas mehr Gründlichkeit und Geist gezeigt hätten, als es in Wirklichkeit der Fall war.

So war die Hochschule, von der er sich so Großes versprochen hatte, für ihn schon am Ende des ersten Semesters eine Stätte halböder Gelehrsamkeit und matter Durchschnittsweisheit geworden.

Auch der Leipziger Familienverkehr zeigte ihm allmählich ein unsympathisches Gesicht. Daß man an seinen Kleidern und Manieren Anstoß nahm, hatte er ertragen, daß man an seiner Sprache mäkelte, war ihm empfindlicher, daß man aber auch sein Urteil nicht gelten lassen wollte, daß man von ihm gesellige Tugenden wie Kartenspiel und Tanz, die ihm widerwärtig waren, verlangte, erbitterte ihn. Er mußte es erfahren, daß er, das viel angestaunte und verhätschelte Frankfurter Wunderkind, er, der Schultheißenenkel, den man daheim mit Ehrerbietung behandelte, hier für seine Person nichts bedeutete, und daß er, wenn er gelten wollte, sich den Anforderungen der Leipziger Gesellschaft anbequemen mußte. Zu stolz und bei allem Schwanken doch seiner selbst zu sicher, um sich zu fügen, zog er sich lieber in die Einsamkeit zurück, in der ihn oft melancholische Stimmungen überfielen; und derselbe Goethe, der beim Eintritt in Leipzig den Freunden zugerufen hatte: „Stellt euch ein Vöglein auf einem grünen Ästelein in allen seinen Freuden vor, so leb' ich", klagt ein halbes Jahr später:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von Jedermann,
Am Bache bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.
Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.

Kätchen Schönkopf, Behrisch, Oeser

Als das zweite Semester anhob, wurde Wolfgang durch die Ankunft zweier Frankfurter Freunde erfreut: des kleinen krummbeinigen, fröhlichen Horn (das „Hörnchen" genannt) und Johann Georg Schlossers, des späteren Gatten Corneliens. Jener kam, um seinen Studien obzuliegen, dieser zu vorübergehendem Aufenthalt. Schlosser war zehn Jahre älter als Wolfgang und schon seit einiger Zeit in Frankfurt als Advokat tätig. Jetzt hatte er die Advokatur, die seinen das Allgemeine suchenden Geist nicht befriedigte, aufgegeben, um eine Stelle als Geheimsekretär und pädagogischer Ratgeber beim Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, der zu Treptow an der Rega in Pommern ein Dragonerregiment befehligte, zu übernehmen. Auf der Durchreise dorthin hielt er sich einige Wochen in Leipzig auf und pflegte mit Goethe eifrigen Verkehr. Dieser fühlte sich zu dem ernsten, gemessenen Mann, dessen Ruhe und Sicherheit im Gegensatz zu seinem fahrigen und regsamen Wesen doppelt eindrucksvoll war und dessen gründliche und ausgebreitete Bildung ihm hohe Achtung einflößte, sehr hingezogen, und er verbrachte mit ihm täglich viele Stunden in genußreicher Unterhaltung, die auch seinen dichterischen Trieb in Bewegung setzte. Der Besuch Schlossers erlangte jedoch für den melancholisch angehauchten Jüngling noch eine weit größere Bedeutung als die einer zeitweiligen geistigen und gemütlichen Auffrischung. Schlosser war bei dem Weinhändler Schönkopf im Brühl abgestiegen, und er veranlaßte Goethe, täglich mit ihm dort zu Mittag zu speisen. Die Tischgesellschaft, die er dort fand, bestand aus dem kunstsinnigen und wackeren Assessor Herrmann, nachmaligen Bürgermeister von Leipzig, dem feinen Hofrat Pfeil, dem stillen Zachariae, einem Bruder des Dichters, dem Falstaff Krebel, Redakteur geographischer und genealogischer Handbücher, und mehreren adeligen Studenten aus den russischen Ostseeprovinzen. Wir können dem Dichter gern glauben, daß es

keines besonderen Zuredens der Tischgenossen bedurfte, um ihn zu bewegen, auch nach der Abreise Schlossers mit ihnen den Tisch zu teilen. Denn in dem Schönkopfschen Hause steckte ein stärkerer Magnet als die sehr ehrenwerten, gebildeten, gütigen Mittagsgäste. Es war die Tochter des Hauses, Anna Katharina Schönkopf, von Goethe Annchen oder Annette genannt, während ihr eigentlicher Rufname Kätchen war. Nach nur wenigen Tagen der Bekanntschaft stand das Herz des Jünglings in hellen Flammen und das Verhältnis zu ihr bildete von nun ab den Mittelpunkt seines Leipzigers Lebens. Kätchen Schönkopf wird übereinstimmend von allen, die sie kannten, gerühmt. Sie hatte eine hübsche Gestalt und ein angenehmes offenes Gesicht, viel Verstand, war natürlich, munter, etwas schelmisch; ein ehrliches, gutes, warm empfindendes Herz. Horn, der bei Schönkopfs wohnte, nennt sie das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen und versichert seinem Freunde Moors, Goethe und Kätchen scheinen füreinander geboren zu sein. Goethe liebte sie mit dem vollen Feuer und Ernst einer ehrlichen, idealistisch gesinnten Jugend. Und doch ist er sich gleich beim Beginn seiner Leidenschaft bewußt, daß sie nie seine Frau werden könne, bewußt, daß eine Stunde kommen werde, wo es Pflicht und Notwendigkeit gebieten würden, sich von ihr zu trennen. Und er mißbilligt deshalb in ruhigen Augenblicken sein Liebeswerben, das in Kätchen unerfüllbare Hoffnungen erwecken mußte. Trotzdem kämpft er seine Neigung nicht nieder, sondern läßt ihr volle zwei Jahre freien Lauf. In dieser Haltung liegt eine moralische Schwäche, die man angesichts des Ernstes, mit dem er das Verhältnis behandelte, nicht mit Studentenleichtsinn erklären darf, und zwar um so weniger, als dieselbe Erscheinung bei dem zum Mann herangereiften Dichter sich mehrfach wiederholt. Auch ist es sicher, daß es nicht äußerliche Umstände waren, die ihm schon in den ersten Stadien die Zielloſigkeit seiner Herzensneigung offenbarten. Weder bestimmte ihn die Furcht, daß der Vater nie die Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben würde (seine Leidenschaft hätte ihm die Kraft oder

doch den Mut verliehen, jeden Widerstand zu brechen), noch etwa Standesstolz gegenüber einem Mädchen, das freilich nach seinem Ausdruck ohne Stand und Vermögen war, denn er spricht in einem Briefe an Moors mit Verachtung von diesen Dingen. Aber Eins stand ihm halb bewußt, halb unbewußt vor Augen: die Notwendigkeit, sich voll auszuleben und nicht eher sein Dasein fest zu wurzeln, als bis er ein unbestimmt geahntes, hohes Lebensziel erreicht hätte. Die Sehnsucht danach drückte auf ihn mit der vollen Gewalt eines übermächtigen Zwanges. Auf der anderen Seite stand die ebenfalls übermäßige Gewalt einer Liebesleidenschaft, die bei dem glutvollen Jüngling alles Gewöhnliche weit überbot. So stemmten in ihm sich zwei ungeheure dämonische Kräfte gegeneinander und zermalmten alle sich dazwischenschiebenden Erwägungen des Verstandes und Mahnungen des Gewissens. Wie jetzt, so später. Leicht begreiflich, daß er unter einem solchen Kampf, dessen Heftigkeit er durch spitzfindige Selbstquälereien noch auf das höchste steigerte, entsetzlich litt. Von entgegengesetzten Stimmungen, wilden Phantasien hin und her geworfen, plagte er sich und seine Geliebte, ja mitunter seine ganze Umgebung, bis zur Unerträglichkeit. Doch es darf nicht verkannt werden, wie dies oft bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte launenhafte und störrische Wesen in tieferen Lebensbeziehungen seinen Grund findet. Es war wie das aus der Tiefe des Genius emporschlagende Herzensfeuer, das inmitten der gezierten und überschnörkelten Rokokowelt nach Leidenschaft und Erlebnis zu jedem Preise verlangte.

Wenn wir an der Hand der Briefe als der getreuesten Urkunden die Entwicklung des Verhältnisses verfolgen, werden wir nicht bloß einen ersten tiefen und sicheren Einblick in die Brust dieses einzigartigen Menschen erhalten, sondern auch den Dichter in seiner frühen Größe erkennen lernen. Denn diese Briefe sind nichts Geringeres als ein mit den Schlacken der Jugend und der stürmischen Improvisation behaftetes Seitenstück des Werther, ein Durchgangspunkt auf dem Wege, der seinem eigensten Wesen die Fesseln löst.

Seit Ende April 1766 war Goethe in Kätchen verliebt, und sie erwiderte, obwohl drei Jahre älter, seine Liebe aus vollem Herzen. Denn wer hätte dem wunderbaren, obschon so wunderlichen Jüngling widerstehen mögen, wenn er das Gold seines Herzens und Geistes ausschüttete! Vor den Eltern Kätchens wurde die Liebe geheim gehalten und auf ein freundschaftliches Interesse herabgesetzt, da die Liebenden wohl fühlten, die Eltern würden Kätchens Verhältnis mit einem so jungen und vornehmen Herrn als aussichtslos zerstören. Zur besseren Deckung spann er ein Scheinverhältnis mit einem gnädigen Fräulein an, dessen Pflege er aber nach kurzer Zeit müde geworden sein dürfte. Die Liebe zu Kätchen war für den Studiosus Wolfgang Grund genug, nicht bloß zu Mittag, sondern auch des Abends Durst und Hunger in der Schönkopfschen Wirtschaft zu stillen und nicht wenige der Zwischenstunden ebenfalls teils unten in der Wirtschaft, teils oben in der Schönkopfschen Wohnung zuzubringen. Zu den vielen Gelegenheiten, die der holde Zufall gab, kamen durch Gesang, Musikübungen, Theateraufführungen noch besondere Anlässe, in dem lieben Hause auf dem Brühl einzukehren und dort möglichst lange festzusitzen.

Die Sommermonate von 1766 vergingen in ungetrübter Liebesseligkeit. Ein Nebenbuhler, der sich eingefunden hat, dient nur dazu, Wolfgangs Glücksgefühl zu erhöhen, da er glorreich über ihn triumphiert. So schreibt er stolz und seelenvergnügt Anfang Oktober „vom Schreibtisch seiner Kleinen", die mit der Mutter und dem unglücklichen Courmacher ins Theater gegangen war, an den ihm inzwischen bekannt gewordenen und innig befreundeten Hofmeister Behrisch:* „Es ist sehr angenehm zu beobachten, wie ein Mensch sich alle erdenkliche Mühe gibt, zu gefallen, ohne

* Das Original ist französisch. Goethe bediente sich in den ersten beiden Leipziger Jahren öfters des Französischen, um sich darin zu üben. Als seine Leidenschaft sich steigerte, verschwand die fremde Sprache aus seinen Briefen. Auch hierin dürfen wir ein Zeichen erblicken, daß die französisch beeinflußte Rokokowelt ihren Einfluß verlor und daß er sich, wenn auch langsam, gequält und unsicher, zu seinem eigenen Herzen und dessen natürlichen Regungen hinfand.

den geringsten Erfolg zu haben, ein Mensch, der für jeden Kuß zwei Louisd'or in die Armenkasse zahlen würde und doch nie einen bekommen wird, und darauf mich zu sehen, wie ich in einem Winkel unbeweglich dasitze, von dem Anderen wie ein Stumpfsinniger betrachtet, der keine Lebensart hat, und wie ich trotzdem, ohne irgend eine Aufmerksamkeit der Geliebten zu erweisen, ohne ihr irgend eine Schmeichelei zu sagen, Gaben empfange, für welche dieser nach Rom laufen würde. — Ich wollte zur selben Zeit fortgehen, als sie ausging; aber um mich daran zu hindern, gab sie mir den Schlüssel ihres Schreibtisches mit der Ermächtigung, dort zu tun oder zu schreiben, was ich wollte. ‚Bleiben Sie da,' sagte sie, ‚bis ich zurückkomme; Sie haben immer eine Dummheit im Kopfe, sei es in Versen oder in Prosa, bringen Sie sie nach Belieben zu Papier. Ich werde dem Vater schon etwas vorreden, warum Sie oben bleiben; merkt er, was dahinter steckt, nun, so mag es geschehen.' Sie ließ mir noch zwei schöne Äpfel, ein Geschenk meines Nebenbuhlers zurück. Ich habe sie gegessen, sie schmeckten vorzüglich."

Wenige Tage später entschuldigt er sich bei Behrisch, daß er seiner Einladung zum Souper nicht gefolgt sei. Er habe von seiner Kleinen ein Billet empfangen mit der Aufforderung, so bald als möglich zu ihr zu kommen. „Ich flog dahin, ich fand sie allein, die ganze Familie war im Schauspiel. Gott im Himmel, welch ein Genuß, mit seiner Geliebten vier Stunden hintereinander allein zu sein. Sie vergingen, ohne daß wir es merkten. Wie glücklich machten mich diese vier Stunden!"

Der Winter von 1766 bis 1767 geht vorüber, ohne daß wir über sein Liebesleben aus seinem Briefwechsel — der mit Behrisch stockt — etwas Weiteres hören. Im Mai 1767 nennt er Kätchens Namen zum erstenmal der Schwester, indem er mit heuchlerischer Nachlässigkeit bemerkt, die kleine Schönkopf verdiene, nicht unter seinen Bekanntschaften vergessen zu werden. Sie sei ein sehr gutes Mädchen, das mit einem geraden Herzen eine angenehme Naivität verbinde. Sie sorge für seine Wäsche, für seine Kleider,

und darum liebe er sie. Denn ihre Schönheit rühre ihn nicht. Im August erfahren wir noch, daß er eine Gedichtsammlung ihr zu Ehren „Annette" betitelt habe.

Der Herbst kam heran. Das Verhältnis dauerte jetzt anderthalb Jahr. Der aufgeregte, von zwiespältigen Stimmungen gepeinigte Jüngling war allmählich immer anspruchsvoller, empfindlicher, mißtrauischer geworden und forderte immer neue, sicherere Beweise dafür, daß er im Alleinbesitz von Kätchens Herzen sei. „Der Liebe leichtes Band machst du zum schweren Joch", heißt es treffend von Eridon-Goethe in der „Laune des Verliebten". Dadurch war ein krankhaft gespannter Zustand eingetreten, in dem jeder unschuldige Zwischenfall eine schwere Krisis erzeugen mußte. Solche Zwischenfälle brachte die um diese Zeit stattfindende Messe.

Bei Schönkopfs haben sich zwei junge Fremde einlogiert, die sowohl mittags als abends dort essen. Das ist dem argwöhnischen Verliebten verdrießlich, und Kätchen, die ahnt, welcher Sturm drohe, bittet ihn zum voraus unter den heißesten Liebkosungen, sie nicht mit Eifersucht zu plagen, sie schwört ihm, immer die Seine zu sein, „Aber was kann sie schwören?", ruft der spitzfindige Liebhaber aus, „kann sie schwören, nie anders zu sehen als jetzt, kann sie schwören, daß ihr Herz nicht mehr schlagen soll? . . . . Heute stand ich bei ihr, und redete, sie spielte mit den Bändern an ihrer Haube. Gleich kam der Jüngste herein und forderte eine Tarockkarte von der Mutter, die Mutter ging nach dem Pulte, und die Tochter fuhr mit der Hand nach dem Auge und wischte sich's, als wenn ihr etwas hineingekommen wäre. Das ist's, was mich rasend macht. Ich bin närrisch, denkst du. Nun höre weiter. Diese Bewegung kenne ich schon an meinem Mädgen. Wie oft hat sie ihre Röte, ihre Verwirrung vor ihrer Mutter zu verbergen eben das getan, um die Hand schicklich ins Gesicht bringen zu können. Sollte sie nicht eben das tun, ihren Liebhaber zu betrügen, was sie getan hat, ihre Mutter zu hintergehen?" — In dem nächsten Brief ist er wieder ruhiger. Er hofft,

daß seine vermeintlichen Nebenbuhler sich nächstens gegenseitig ins Tollhaus bringen werden. Aber kaum sind einige weitere Tage verflossen, da tobt in ihm ein wilderer Aufruhr denn je. „Noch so eine Nacht wie diese", ruft er am 13. Oktober in einem Briefe Behrisch zu, „und ich komme für alle meine Sünden nicht in die Hölle. Du magst ruhig geschlafen haben, aber ein eifersüchtiger Liebhaber, der eben soviel Champagner getrunken hatte, als er brauchte, um sein Blut in eine angenehme Hitze zu setzen und seine Einbildungskraft aufs äußerste zu entzünden! Erst konnt' ich nicht schlafen, wälzte mich im Bette, sprang auf, raste; und dann ward ich müde und schlief ein; aber wie lange, da hatte ich dumme Träume von langen Leuten, Federhüten, Tobackspfeifen, Tours d'adresse, Tours de passe passe, und darüber wachte ich auf und gab alles zum Teufel. Darnach hatte ich eine ruhige Stunde, hübsche Träume. Die gewöhnlichen Mienen, die Winke an der Türe, die Küsse im Vorbeifliegen, und dann auf einmal, ft, da hatte sie mich in einen Sack gesteckt. Darnach schien mir's, als wenn ich weg wäre, weg von ihr, aber nicht aus dem Sacke; ich wünschte mich in Freiheit und wachte auf. Der verfluchte Sack lag mir im Kopfe. Da kam mir's auf einmal ein, daß ich Dich nicht wiedersehen würde (denn das hatte ich mir fest vorgenommen und bin es noch halb schlüssig) und das fühlte ich in einem Augenblick, da ich dem Teufel nicht sechs Pfennige gegeben hätte, meine Kleine aus seinen Krallen zu kaufen, in einem Fieberparoxismus, da mir der Kopf taumlicht war. Ich riß mein Bett durcheinander, verzehrte ein Stückchen Schnupftuch und schlief bis acht auf den Trümmern meines Bettpalastes. . . . . Ich will weise sein, das heißt bei einem Liebhaber stille sein, es ist eine neue Akquisition zur Pistolen-Sammlung, die ich diese Messe angefangen habe. Denn ein Schmollen, ein Lärm würde mich nichts helfen! Sie hat solche maulstopfende Redensarten, die du kennst, und da bleibt der Ankläger wie ein benêt stehen, wenn sie ihm so was zu genießen gibt . . . ."

Am nächsten Tage richtet er einen anscheinend heiteren Brief

über fern abliegende Dinge an Cornelie, fühlt sich aber doch gedrungen, einzuschalten: „Ich bin nur aus Laune heiter wie ein Apriltag und kann immer zehn gegen eins wetten, daß morgen ein dummer Abendwind Regenwolken heraufbringen wird.“ Am 16. hat er mit Kätchen einen dummen Auftritt über einen dummen Zahnstocher. Dann ist er vierzehn Tage ziemlich ruhig. Die Meßfremden sind abgereist, zwar ist ein neuer Rival in der Person des Kommilitonen Ryden erschienen, aber Kätchen behandelt ihn so schlecht, daß Goethe seine Freude daran hat. Dann ernüchtert ihn und hält ihn zu Hause ein Sturz vom Pferde, bis der 8. November eine Woche einleitet, die in Kätchens Empfindungen einen Riß bringt, den der Geliebte nicht mehr ganz heilen kann.

Hören wir über diese Tage seine leidenschaftlichen Beichten an Behrisch:

Dienstag, den 10. November, abends sieben Uhr, schreibt er:

„Ha, Behrisch, da ist einer von den Augenblicken. Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen Deine Arme. O Gott, Gott. — Laß mich nur erst wieder zu mir kommen. Behrisch, verflucht sei die Liebe. O, sähest Du mich, sähest Du den Elenden wie er rast, der nicht weiß gegen wen er rasen soll, Du würdest jammern. Freund, Freund! warum hab ich nur einen?“

Um 8 Uhr:

„Mein Blut läuft stiller, ich werde ruhiger mit Dir reden können. Ob vernünftig? das weiß Gott. Nein, nicht vernünftig. Wie könnte ein Toller vernünftig reden. Das bin ich. Ketten an diese Hände, da wüßte ich doch, worein ich beißen sollte. . . .

Ich habe mir meine Feder geschnitten, um mich zu erholen. Laß sehen, ob wir fortkommen. Meine Geliebte! Ah, sie wird's ewig sein. Sieh, Behrisch, in dem Augenblicke, da sie mich rasen macht, fühl ich's. Gott, Gott warum muß ich sie so lieben. Noch einmal angefangen. Annette macht — nein nicht macht. Stille, stille, ich will Dir alles in der Ordnung erzählen.

Am Sonntage ging ich nach Tische zu Doktor Herrmann und kehrte um drei zu Schönkopfs zurück. Sie war zu Obermanns

gegangen, ich wünschte mich zum ersten Male in meinem Leben hinüber, wußte aber kein Mittel und entschloß mich, zu Breitkopfs zu gehen. Ich ging und hatte oben keine Ruhe. Kaum war ich eine Viertelstunde da, so sagt ich der Mamsell, ob sie nichts an Obermanns wegen der Minna zu bestellen hätte. Sie sagte nein. Ich insistierte. Sie meinte: Ich könnte dableiben, und ich, daß ich gehen wollte. Endlich von meinen Bitten erzürnt, schrieb sie ein Billet an Mamsell Obermann, gab mir's und ich flog hinunter. Wie vergnügt hoffte ich zu sein. Weh ihr! Sie verdarb mir diese Lust. Ich kam. Mamsell Obermann erbrach das Billet, es enthielt Folgendes: ‚Was sind die Mannspersonen für seltsame Geschöpfe. Veränderlich, ohne zu wissen warum. Kaum ist Herr Goethe hier, so gibt er mir schon zu verstehen, daß ihm Ihre Gesellschaft lieber ist als die meinige. Er zwingt mich, ihm etwas aufzutragen und wenn es auch nichts wäre. So böse ich auch auf ihn deswegen bin, so weiß ich ihm doch Dank, daß er mir Gelegenheit gibt, Ihnen zu sagen, daß ich beständig sei die Ihrige.'

Mamsell Obermann, nachdem sie den Brief gelesen hatte, versicherte mir, daß sie ihn nicht verstände, mein Mädchen las ihn und anstatt, daß sie mich für mein Kommen belohnen, mir für meine Zärtlichkeit danken sollte, begegnete sie mir mit solchem Kaltsinn, daß es der Obermann sowohl als ihrem Bruder merklich werden mußte. Diese Aufführung, die sie den ganzen Abend und den ganzen Montag fortsetzte, verursachte mir solches Ärgernis, daß ich Montag abends in ein Fieber verfiel, das mich diese Nacht mit Frost und Hitze entsetzlich peinigte und diesen ganzen Tag zu Hause bleiben hieß — nun, o Behrisch, verlange nicht, daß ich es mit kaltem Blute erzähle. Gott. — Diesen Abend schicke ich hinunter, um mir etwas holen zu lassen. Meine Magd kommt und bringt mir die Nachricht, daß sie mit ihrer Mutter in der Komödie sei. Eben hat das Fieber mich mit seinem Froste geschüttelt und bei dieser Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer. Ha, in der Komödie! zu der Zeit, da sie weiß, daß ihr Geliebter

krank ist. Gott. Das war arg; aber ich verzieh's ihr. Ich wußte nicht, welch Stück es war. Wie? sollte sie mit denen in der Komödie sein. Mit denen! Das schüttelte mich. Ich muß es wissen. — Ich kleide mich an und renne wie ein Toller nach der Komödie. Ich nehme ein Billet auf die Galerie. Ich bin oben. Ha! ein neuer Streich. Meine Augen sind schwach und reichen nicht bis in die Logen. Ich dachte rasend zu werden, wollte nach Hause laufen, mein Glas zu holen. Ein schlechter Kerl, der neben mir stand, riß mich aus der Verwirrung, ich sah, daß er zwei hatte, ich bat ihn auf das Höflichste, mir eins zu borgen, er tat's. Ich sah hinunter und fand ihre Loge — o Behrisch —

Ich fand ihre Loge. Sie saß an der Ecke, neben ihr ein kleines Mädchen, Gott weiß wer, dann Peter, dann die Mutter. — Nun aber! hinter ihrem Stuhl Herr Ryden, in einer sehr zärtlichen Stellung. Ha! Denke mich! Denke mich! Auf der Galerie mit einem Fernglas — das sehend! verflucht! O Behrisch, ich dachte mein Kopf spränge mir für Wut. Man spielte Miß Sarah. Die Schulzen machte die Miß, aber ich konnte nichts sehen, nichts hören. Meine Augen waren in der Loge und mein Herz tanzte. Er lehnte sich bald hervor, daß das kleine Mädchen, das neben ihr saß, nichts sehen konnte. Bald trat er zurück, bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was, ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen, ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können . . . . Gott, Gott! Warum mußte ich sie in diesem Augenblicke entschuldigen. Ja, das tat ich. Ich sah, wie sie ihm ganz kalt begegnete, wie sie sich von ihm wegwendete, wie sie ihm kaum antwortete, wie sie von ihm importuniert schien, das Alles glaubte ich zu sehen. Ah mein Glas schmeichelte mir nicht so wie meine Seele, ich wünschte es zu sehen! O Gott und wenn ich's wirklich gesehen hätte, wäre Liebe zu mir nicht die letzte Ursache, der ich dieses zuschreiben sollte.

. . . Weiter in meiner Erzählung. So saß ich eine Viertelstunde und sah nichts, als was ich in den ersten fünf Minuten

gesehen hatte. Auf einmal faßte mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben; ich gab mein Glas an meinen Nachbar und lief, ging nicht aus dem Hause — und bin seit zwei Stunden bei Dir. Kennst Du einen unglücklicheren Menschen bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen, als mich, so nenne mir ihn und ich will schweigen. Ich habe den ganzen Abend vergebens zu weinen gesucht, meine Zähne schlagen aneinander, und wenn man knirscht, kann man nicht weinen.

Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augenblicke Ruhe. O mein Freund! Schon das dritte Blatt. Ich könnte Dir tausend schreiben, ohne müde zu werden . . . Ich habe eine Viertelstunde auf meinem Stuhle geschlafen, ich bin wirklich sehr matt . . .

Wie werde ich diese Nacht zubringen? Dafür graut's mir. . . . Ich habe wieder geschlafen, ich bin sehr matt. Morgen will ich ausgehen und sie sehen. Vielleicht hat ihre ungerechte Kälte gegen mich nachgelassen. Hat sie's nicht, so bin ich gewiß, einen doppelten Anfall von Fieber morgen Abend zu kriegen. Es sei! Ich bin nicht mehr Herr über mich. Was tat ich neulich, als ich von meinem unbändigen Pferd weggerissen ward? Ich konnte es nicht einhalten, ich sah meinen Tod, wenigstens einen schrecklichen Fall vor Augen. Ich wagt' es und stürzte mich herunter. Da hatte ich Herz. Ich bin vielleicht nicht der Herzhafteste, bin nur geboren in Gefahr herzhaft zu werden. Aber ich bin jetzt in Gefahr und doch nicht herzhaft. Gott! Freund, weißt Du, was ich meine? Gute Nacht. Mein Gehirn ist in Unordnung. O wäre die Sonne wieder da! . . .

Mittwochs früh.

Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt. Es träumte mir von der Sarah. O Behrisch, ich bin etwas ruhiger aber nicht viel. Ich werde sie heute sehen. Wir probieren unsere Minna bei Obermanns und sie wird drüben sein. Ha wenn sie fortführe, sich kalt gegen mich zu stellen! Ich könnte sie strafen. Die schrecklichste Eifersucht sollte sie quälen. Doch nein, nein, das kann ich nicht.

Abends um 8.

Gestern um diese Zeit, wie war das anders als jetzt. Ich habe meinen Brief wieder durchgelesen und würde ihn gewiß zerreißen, wenn ich mich schämen dürfte, vor Dir in meiner eigentlichen Gestalt zu erscheinen. Dieses heftige Begehren und dieses ebenso heftige Verabscheuen, dieses Rasen und diese Wollust werden Dir den Jüngling kenntlich machen, und Du wirst ihn bedauern.

Gestern machte das mir die Welt zur Hölle, was sie mir heute zum Himmel macht — und wird so lange machen, bis es mir sie zu keinem von beiden mehr machen kann.

Sie war bei Obermanns und wir waren eine Viertelstunde allein. Mehr braucht es nicht, um uns auszusöhnen. Umsonst sagt Schäckespeare: Schwachheit dein Name ist Weib, eh würde man sie unter dem Bilde des Jünglings kennen. Sie sah ihr Unrecht ein, meine Krankheit rührte sie, und sie fiel mir um den Hals und bat mich um Vergebung; ich vergab ihr alles. ...

Ich hatte Stärke genug, ihr meine Narrheit mit der Komödie zu verbergen. ‚Siehst Du,' sagte sie, ‚wir waren gestern in der Komödie, du mußt darüber nicht böse sein. Ich hatte mich ganz in die Ecke der Loge gerückt und Lottchen neben mich gesetzt, daß er ja nicht neben mich kommen sollte. Er stand immer hinter meinem Stuhle, aber ich vermied, soviel ich konnte mit ihm zu reden, ich plauderte mit meiner Nachbarin in der nächsten Loge und wäre gern bei ihr drüben gewesen.' — O Behrisch, das alles hatte ich mir gestern überredet, daß ich es gesehen hätte, und nun sagte sie es mir. Sie! Um meinen Hals gehangen... Gute Nacht, mein Kopf schwindelt mir wie gestern, nur von was anders. Mein Fieber ist heute ausgeblieben, so lang' es so gutes Wetter bleibt, wird es wohl nicht wiederkommen. Gute Nacht...

Annette grüßt Dich. Ich denke nun hörte ich auf, zwei Bögen. Lieber Gott, was für ein Geschreibe. Ich hab's wieder durchgelesen und glaube, daß es dich von jedem Fremden divertieren würde, allein deinen Freund wirst du bedauern. Es ist wahr,

ich bin ein großer Narr, aber auch ein guter Junge. Annette meints, meinst Du es nicht auch?"

Acht Tage später berichtet er Behrisch, daß Kätchen unendlich elend sei. Notdürftig war der Friede wiederhergestellt. Aber Goethe zerrt immer von neuem an Kätchen herum. Am 4. Dezember: „Ich bin in einer üblen, sehr üblen Laune"; am 15. Dezember: „Ich will Dir antworten, weil ich in guter Laune bin und das Wetter ist jetzt recht sehr veränderlich." Er ist ehrlich genug, einzugestehen: „Allen Verdruß, den wir zusammen haben, mache ich. Sie ist ein Engel und ich bin ein Narr." —

Das Wintersemester ist zu Ende, nur noch ein Semester soll sein Aufenthalt in Leipzig währen. Lebhafter als je mahnt ihn das Gewissen, Kätchen Klarheit zu geben.

Im März 1768 schreibt er an Behrisch: „Höre Behrisch, ich kann, ich will das Mädchen nie verlassen und doch muß ich fort, doch will ich fort; aber sie soll nicht unglücklich sein, wenn sie meiner wert bleibt, wie sie's jetzt ist! Behrisch! Sie soll glücklich sein. Und doch werd' ich so grausam sein und ihr alle Hoffnung benehmen. Das muß ich. Denn wer einem Mädchen Hoffnung macht, der verspricht. Kann sie einen rechtschaffenen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein. Ich weiß, was ich ihr schuldig bin, meine Hand und mein Vermögen gehört ihr, sie soll alles haben, was ich ihr geben kann. Fluch sei auf dem, der sich versorgt, eh das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat. Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer andern zu sehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines andern zu sehen, und vielleicht will ich sie auch da mit dieser schrecklichen Empfindung verschonen." Die Erklärung, die ihm Kätchens inzwischen eingetretene Zurückhaltung erleichtert, erfolgt endlich im April. Am 26. des Monats meldet er Behrisch: „Daß ich Dir alles erzählen könnte! Ich kann nicht, es würde mich zu viel kosten. Genug sei Dir's, Nette, ich, wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. Es war Arbeit, aber nun sitz ich wie Herkules, der alles getan hat, und betrachte die

glorreiche Beute umher. Es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung, aber sie kam, die Erklärung, und nun — nun kenn ich erst das Leben. Sie ist das beste, liebenswürdigste Mädchen... Behrisch, wir leben in dem angenehmsten, freundschaftlichsten Umgange, wie Du und sie; keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr und so vergnügt, so glücklich; Behrisch, sie ist ein Engel."

Dies warme Freundschaftsverhältnis bleibt auch nach dem Weggang Goethes von Leipzig bestehen. Erst als Kätchen sich im Mai 1769 mit Doktor Kanne verlobte, schläft es langsam ein. —

Etwa um dieselbe Zeit, wo Goethe in das Schönkopfsche Haus kam, lernte er denjenigen Mann kennen, dem er seiner Liebe Lust und Leid mündlich und schriftlich anvertraute, Ernst Wolfgang Behrisch. Eines solchen älteren Beichtigers — Behrisch war ihm um elf Jahre voraus — bedurfte Goethe beständig bis zu seinem Aufenthalt in Italien. Sein stürmisches Gemütsleben verlangte nach einer Menschenseele, in die er die hochgehenden Wogen seines Innern überfließen lassen konnte und die sein Lebensschifflein auf dem Meere seiner dunklen Begierden und heftigen Leidenschaften durch Ruhe, Klarheit und verständnisvolle Führung vor dem Scheitern bewahrte. So in Leipzig Behrisch, später Salzmann, dann Merck und zuletzt Frau von Stein.

Behrisch, der als Hofmeister des zwölfjährigen Grafen von Lindenau nach Leipzig gekommen war und in Auerbachs Hof ganz nahe der Goethischen Behausung Wohnung genommen hatte, war einer der wunderlichsten Käuze, die es geben konnte. Schon seine Erscheinung war sonderbar genug; er war hager und wohlgebaut, hatte ausgeprägte Gesichtszüge, namentlich eine große Nase; eine Haartour trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett, aber beständig grau, wobei er die Farbe ins Unendliche zu variieren suchte, und ging immer in Schuhen und Strümpfen mit dem Degen an der Seite und dem Hut unter dem Arme, so recht den Typus des galanten Mannes aus dem Rokoko darstellend. Von dieser Unterwerfung unter die Mode und dem feierlichen An-

stand, den er affektierte, stach doppelt seine schalkhaft-kritische Natur ab, die mit allem und jedem sich in Widerspruch setzte. Da er aber dies auf eine geistreiche Weise tat und sich selbst dabei nicht schonte, so war er eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens für seine Freunde. Mit seiner lustigen Satire untergrub er noch stärker, als Frau Böhme und Morus, Goethes Glauben an die zeitgenössischen Dichter, während er für dessen eigene Produkte mehr Nachsicht zeigte und ihm unter der Bedingung gestattete, sich weiter poetisch zu betätigen, daß er nichts drucken lasse. Dafür versprach er ihm, seine Gedichte fein säuberlich abzuschreiben, was für ihn eine viel größere Ehre sei, als wenn sie gedruckt würden. Dieses Versprechen hat er auch unter Aufwendung vieler Mühe gewissenhaft gehalten. Durch seine Kritik verstärkte er zugleich Goethes Abneigung gegen das Hohle und Geschraubte und seine Zuwendung zum Natürlichen und Wahren. Er hatte deshalb gewiß eine rechte Freude an einem Spottgedicht, in welchem sein junger Freund das stelzbeinige Pathos des Professors Clodius zur Zielscheibe seines Witzes gemacht hatte. Goethe hatte seine Satire in einen Lobgesang auf den Kuchenbäcker Händel eingehüllt und sie an eine inschriftenreiche Wand des Händelschen Hauses geschrieben. Als nach einiger Zeit Clodius' hohles Drama „Medon" unter vielem Beifall aufgeführt wurde, erweiterte Horn das Gedicht um einige Verse, die ihm eine Beziehung auf das Drama gaben, und setzte es in dieser Form in Umlauf. Bald war es überall bekannt, man wußte auch, aus welcher Clique es hervorgegangen war, und die wohlerzogene Leipziger Gesellschaft entrüstete sich nicht wenig über die Urheber einer solchen Schandtat. Der Unwille verpflanzte sich nach Dresden und übertrug sich dort auf den Vater des jungen Grafen Lindenau, der sehr ungern den Hofmeister seines Sohnes in eine so böse Sache verwickelt sah. Auch sonst war Graf Lindenau mit Behrisch unzufrieden. Dieser pflegte den Verkehr mit Mädchen, die nach Goethes Versicherung zwar besser waren als ihr Ruf, aber doch Männern gern sich gefällig zeigten. In den Verkehr zog er seine Freunde hinein, wo-

bei er als gewiegter Weltmann die strategische Oberleitung übernahm. Es konnte nicht ausbleiben, daß dadurch der Kreis um Behrisch in einen gewissen Verruf kam, und man merkte es unliebsam, daß er auch auf den Spaziergängen, die er mit dem jungen Grafen machte, von diesen leichtsinnigen Leuten umgeben war; ja, daß er sogar den Zögling in den Garten jener gefälligen Schönen mitnahm. Das alles wurde dem Grafen von Leipziger Klatschbasen, wohl unter den üblichen Übertreibungen, hinterbracht und kostete Behrisch zum Oktober 1767 seine Stelle. Nicht zu seinem Schaden. Denn seine vorzüglichen Eigenschaften verschafften ihm eine angenehmere am Hofe von Dessau. Jedoch zum großen Schmerz und Zorn Goethes, der damit seinen geliebten Mentor verlor. In einigen bitteren, an Behrisch gerichteten Oden machte er seinem Empfinden Luft. In der zweiten heißt es:

Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land!
Tote Sümpfe,
Dampfende Oktobernebel
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich.
Gebärort
Schädlicher Insekten,
Mörderhöhle
Ihrer Bosheit!
Am schilfigten Ufer
Liegt die wollüstige,
Flammengezüngte Schlange,
Gestreichelt vom Sonnenstrahl.
Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung!
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Der Verlust von Behrisch war für Goethe von großer Bedeutung. Öfter und stärker geriet er wieder in einen gereizten Zustand und verletzte durch willkürliche Laune nicht bloß Kätchen, sondern auch andere ihm zugetane Personen.

Stieß er Geliebte und Freunde unabsichtlich in sich überschlagendem Unmut von sich, so entfernte er sich gern und freiwillig aus dem Kreise der Professoren. Denn der Verkehr mit ihnen behagte ihm allmählich noch weniger als ihre Vorlesungen. Kam er z. B. zu Gellert, so fragte ihn dieser mit weinerlicher Stimme, ob er denn fleißig in die Kirche gehe, wer sein Beichtvater sei, und ob er das heilige Abendmahl genösse. Nun war aber unser Wolfgang gerade damals bestrebt, sich von aller kirchlichen Verbindung loszumachen und er bestand demzufolge das Examen schlecht. Da er hierauf mit Wehklagen entlassen wurde, so schien es ihm besser, sich vor Gellert nicht mehr sehen zu lassen.

Auch die ihm früher so wertvolle Verbindung mit Professor Böhme hatte nach dem im Februar 1767 erfolgten Tode der Frau Böhme aufgehört. Er widmet ihr in einem Briefe an Cornelie den wärmsten Nachruf, stellt ihr das Zeugnis aus, daß sie sich um ihn mit mütterlichem Eifer bemüht, und bekennt, daß er immer gern auf ihre Ratschläge gehorcht und sie nur durch seinen Haß gegen das Kartenspiel gekränkt habe. Zu ihrem Manne hatte er aber von Anbeginn kein rechtes Verhältnis, und da nun das sanfte Bindemittel der Frau fehlte und Goethe obendrein Vorwürfe wegen seines schlechten Kollegienbesuches befürchtete, so begann er auch dieses Haus zu meiden.

Von Dauer blieb der Verkehr außer mit Schönkopfs nur mit vier Familien: Breitkopf, Obermann, Oeser und Stock. Das Haupt der Familie Breitkopf, die im Silbernen Bären in der Universitätsstraße ihre Wohnung hatte, war Inhaber der berühmten Verlagsfirma. Er hatte große Verdienste um die Vervollkommnung des Notendrucks mit beweglichen Typen, war gründlich gebildet, ein Kunstfreund und Sammler. Seine beiden Söhne, Bernhard und Gottlob, die mit Goethe gleichzeitig studierten, zeichneten sich durch musikalische Begabung aus, die der ältere unter anderem verwertete, um Goethes erste veröffentliche Liedersammlung, gewöhnlich das „Leipziger Liederbuch" genannt, zu komponieren. Sie hatten zwei Schwestern: Constanze, der Horn den

Hof machte, und Wilhelmine. Musikalische und theatralische Aufführungen belebten das Breitkopfsche Haus, das in engen Beziehungen zu dem Obermannschen stand. Auch in dieser Familie, die schrägüber von Schönkopfs wohnte, blühten zwei Töchterlein, von denen die eine mit Goethe zusammen in Lessings Minna spielte, die mehrmals im Winter von 1767 zu 1768 bei Obermanns aufgeführt wurde. Goethe trat dabei in der Rolle des Wachtmeisters auf.

In einigen Dachstuben des Silbernen Bären wohnte der Kupferstecher Stock, für die Firma Breitkopf vielfach beschäftigt, ein tüchtiger, fleißiger Mann und, obwohl in beengten Verhältnissen lebend, immer der besten Laune. Goethe übte sich bei ihm im Radieren und führte unter seiner Leitung mehrere Landschaften aus, von denen zwei nach Thiele — die eine dem Vater, die andere dem Assessor Herrmann gewidmet — noch heute im Goethehause zu Weimar vorhanden sind, während die Originalplatten hierzu die Leipziger Stadtbibliothek aufbewahrt. Auch in Holz schneiden lernte er bei dem bescheidenen Künstler und fertigte auf dem Holzstock u. a. Etiketten für Schönkopf an. Stock war jung verheiratet und seine beiden nachmals sehr bekannt gewordenen Töchter — Minna, später die Frau Gottfried Körners, und Dora, später die Braut des Schriftstellers Huber — waren erst fünf bis sieben Jahre alt. Goethe lebte in vertraulicher Freundschaft mit der kleinen Künstlerfamilie. Eine reizende Szene aus diesem intimen Verkehr hat uns Friedrich Förster aus dem Munde der Frau Körner überliefert. Ein eingetrockneter Magister unterrichtete täglich die Kinder. Da alle auf eine Stube angewiesen waren, so wohnte Goethe öfters Lektionen bei. „Einmal traf es sich nun, daß wir eben mitten aus einem, ihm für junge Mädchen unpassend erscheinenden Kapitel des Buches Esther laut vorlesen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört; mit einem Male sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magister mit ganz furioser Stimme zu: ‚Herr! wie können Sie die jungen Mädchen solche

Geschichten lesen lassen!‘ Unser Magister zitterte und bebte; denn Goethe setzte seine Strafpredigt noch immer heftiger fort, bis die Mutter dazwischen trat und ihn zu besänftigen suchte. Der Magister stotterte etwas von: Alles sei Gottes Wort heraus, worauf ihn Goethe bedeutete: ‚Prüfet alles, aber nur, was gut und sittlich ist, behaltet!‘ Dann schlug er das Neue Testament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er, was er suchte, gefunden hatte. ‚Hier Dorchen!‘ sagte er zu meiner Schwester, ‚das lies uns vor! das ist die Predigt, da hören wir alle mit zu.‘ Da Dorchen stotterte und vor Angst nicht lesen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns das ganze Kapitel laut vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir sie von unserem Magister niemals gehört hatten.“ Als Entgelt für solche Liebesdienste ließ er es sich gern gefallen, wenn Frau Stock ihm sein verwirrtes, in dichten braunen Locken herabfallendes Haar durchkämmte.

Weit bedeutsamer als all die genannten Verbindungen war die mit Friedrich Oeser, dem Direktor der in der Pleißenburg untergebrachten Malerakademie. Goethe begab sich in seinen Unterricht, um sich im Zeichnen und Malen weiter auszubilden. Was er bei ihm empfing, war jedoch mehr als eine Förderung seiner künstlerischen Technik. Oeser war ein kleines Kunsttalent, aber ein Mann von feinem, in seiner Zeit hoch emporragendem Kunstverstand. Er war es, von dem wahrscheinlich Winckelmann erst das Geheimnis des griechischen Schönheitsideals und damit, wie man lange meinte, aller Schönheit überhaupt erfuhr: „edle Einfalt und stille Größe“. Dieses Ideal, das im Rokoko wie ein Reinigungsbad wirkte, predigte Oeser seinem Schüler unermüdlich und leitete ihn damit, während er selbst von der Manier nicht loskam, von der Seichtheit und Unnatur des Zeitgeschmackes zu einer reinen, großen und tiefen Erfassung der Dinge. In inniger Dankbarkeit erkannte Goethe dies außerordentliche Verdienst Oesers um ihn an. Nach Frankfurt zurückgekehrt, schreibt er dem Lehrer: „Was bin ich Ihnen nicht schuldig, teuerster Herr Pro-

fessor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben.... Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers." Und an seine kluge, liebenswürdige Tochter Friederike, die er in trüben Stunden gern in der städtischen Wohnung des Vaters in der Pleißenburg oder auf dem Landsitz in Dölitz aufgesucht, um sich von ihrer heiteren Lebensphilosophie aufmuntern zu lassen, schreibt er: „Ein großer Gelehrter.... verachtet leicht das einfältige Buch der Natur und es ist doch nichts wahr als was einfältig ist. Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still..... Ich danke es Ihrem lieben Vater: Er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet."

Oeser war es auch, der ihm die Kabinette und Mappen der Leipziger Kunstfreunde, eines Huber, Kreuchauf, Winkler, Richter, öffnete und dadurch sowohl seine Anschauung erweiterte als in ihm den Sinn für die geschichtliche Bedingtheit der Kunstwerke weckte. Da Lessings kürzlich erschienener Laokoon noch in anderer Richtung seine Gedanken über Kunst und Künstler stark angeregt hatte, so war es natürlich, daß in ihm das Verlangen entstand, an der Betrachtung der reichen Kunstschätze Dresdens sein Auge und seine Einsichten zu prüfen und fortzubilden. Anfang März 1768 pilgerte er nach der sächsischen Hauptstadt und mietete sich dort, um ganz ungeniert zu sein und zugleich, gemäß einer Mahnung des Vaters, die räuberischen Gasthöfe zu vermeiden, bei einem Schuster, einem Verwandten seines Leipziger Stubennachbars, des Theologen Limprecht, ein. Der biedere Schuster, ein praktischer Philosoph, arbeitsfreudig und mit seinem beschränkten Dasein höchst zufrieden, machte mit seiner originellen, witzigen und schlagfertigen Rede dem Studenten den größten Spaß, und da dieser dem heiteren, weltweisen Schuster in gleicher

Art zu begegnen suchte, so rief auch er das Wohlgefallen des Wirtes hervor. Hatte Goethe es mit dem Obdach trotz aller Enge und Einfachheit gut getroffen, so überstieg die Bildergalerie, der Hauptzielpunkt der Reise, alle seine Erwartungen. Schon die Pracht und Sauberkeit der Architektur, der glänzende Fußboden, die blendenden Rahmen, dazu die feierliche Stille, die über dem Ganzen lagerte, hoben ihn in eine staunende, ehrfürchtige Stimmung. Und nun gar erst die Gemälde. Er konnte sich nicht satt an ihnen sehen und benutzte jede vergönnte Stunde, um sich in ihre Betrachtung zu verlieren. Hauptsächlich waren es die Niederländer, die ihn fesselten; auf sie war er durch seine heimischen und Leipziger Kunststudien schon vorbereitet, und sie entsprachen seiner Hinneigung zur Natur und zum Wirklichen. Den Italienern dagegen, für die er noch keinen Maßstab hatte, schenkte er nur flüchtige Blicke und nahm ihren Wert mehr auf Treu und Glauben als auf eigene Überzeugung hin an. Durch einen Mitbeschauer wurde Goethe auch dem Generaldirektor der Galerie von Hagedorn vorgestellt, der ihm seine eigenen Sammlungen zeigte und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstfreundes höchlichst ergötzte.

Die Antiken, die Dresden besaß, besichtigte Goethe nicht, weil er, wie er meint, nicht einmal die Gemäldegalerie bewältigen konnte. Zu dieser Enthaltsamkeit wird aber auch ihre schlechte Aufstellung in den Pavillons und Schuppen des Großen Gartens mitgewirkt haben, die eine wirkliche Betrachtung kaum ermöglichte. Denn noch bedeuteten die Antiken für Dresden nichts als eine vornehme Gartendekoration. Nach zwölftägigem Verweilen verließ Goethe, mit kunstgeschichtlicher und ästhetischer Ladung reich befrachtet, das „herrliche“ Dresden.

Literarische Einflüsse und eigene Schöpfungen

Das letzte Semester brach an. Mit dem Kollegienbesuch Goethes war es nicht besser geworden. Der eigentliche und nächste Zweck des Universitätsstudiums war versäumt. Und doch konnte er rückblickend mit dem Resultat der Leipziger Jahre sehr zufrieden sein. Obwohl er die Vorlesungen tapfer geschwänzt und aus dem Freudenbecher des Lebens nicht bloß genippt, sondern manchen tiefen Zug getan, so hatte er nicht müßig im Genuß seine Tage vergeudet. Dem Namen nach war er Student der Rechte verblieben; tatsächlich hatte sein Studium dem ganzen weiten Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften gegolten. Was ihm von daher zuströmte, nahm er mit heißer Begierde auf. Ob die Arbeit der Aneignung in Anschauung, Übung oder Lektüre bestand, ob sie mühselig war oder nicht, er vollbrachte sie mit rastloser Zähigkeit.

Wie er auf dem Felde der bildenden Künste energisch danach strebte, zu Wissen und Können, zu Urteil und Geschmack zu gelangen, ist bereits angedeutet worden. Wichtiger sind uns seine literarischen Studien.

Goethe wird in seiner Selbstbiographie nicht müde, die literarische Kläglichkeit des Zeitalters, in das seine Jugend fiel, zu schildern. Bald nennt er es eine wässerige, weitschweifige, nulle Epoche, bald spricht er von dem Gottschedischen Gewässer, in dem beinahe alles ertrunken wäre, bald von der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserflut, deren vollkommenstes Symbol Bodmers Noachide gewesen sei. Wohin er blickte: Wasser, Wasser, nichts als Wasser. Wo aber das Wasser sich verlaufen hatte, da sah er die breite platte Ebene vor sich; hier und da mit einem zierlichen geschniegelten Gärtchen bedeckt, während sein Herz sich nach ragenden Bergen, nach heimlichen Tälern und dunklen Wäldern sehnte. Er, den es mit dem Instinkt des großen

Genies und der Vorahnung einer Zeitenwende nach kräftigen, in angeborener Ursprünglichkeit sich reckenden Menschen verlangte, er fand überall nur nüchterne, ängstliche, verzopfte Philister oder, wo man von der Wirklichkeit sich weggeflüchtet hatte, sentimentale und spröde Schäferinnen, die an einem Rosabande ihre Lämmer spazieren führten. Wer das Meißener Porzellan jener Tage sieht, der hat den Durchschnittsgeschmack der Zeit vor Augen.

Blutwenige, die dem heranwachsenden Riesen mehr und anderes bieten konnten. Es gab einige Vorläufer der kommenden Zeit und inmitten der verwelkenden Aufklärung regten sich einige Keime des Neuen.

Seinen Verstand entzückte Lessing. Mit lautester Begeisterung preist er noch an der Schwelle des Greisenalters die große Wirkung, die er von Lessings Schriften während seiner Studienzeit empfangen hatte. Den Laokoon vergleicht er mit einem Lichtstrahl, der durch düstere Wolken auf ihn herabkam. Mit meisterhafter Klarheit hatte Lessing die Scheidung zwischen Poesie und Malerei vollzogen und den Lehrsatz aufgestellt, daß die Malerei auf Körper, die Poesie auf Handlungen angewiesen sei, und die eine Kunst Handlungen nur andeuten könne durch Körper, die andere Körper nur andeuten könne durch Handlungen. Mit einem Schlage war dadurch in der Poesie das beschreibende Gedicht, das damals so viel Opfer forderte, in der Malerei die Allegoristerei, in der das Zeitalter — Oeser voran — schwelgte und in die Winckelmann die höchste Aufgabe der gegenwärtigen Kunst gelegt hatte, verurteilt. Das Wesen der Poesie ist Handlung und Bewegung: dieser Satz stand bereits am Beginne einer neuen Geistesepoche.

Das andere große kritische Werk Lessings, die Hamburgische Dramaturgie, die bis April 1768 in ihrem größten Teile erschienen war, erwähnt Goethe nicht ausdrücklich. Trotzdem dürfen wir nicht zweifeln, daß der Student sie gelesen und aus ihr ein wohlgefülltes Maß von Belehrung und Genuß geschöpft hat. Der Kampf gegen die Unnatur, gegen die steife Regelmäßigkeit, gegen das Platte, Kleinliche und Weichliche, der Sinn für das Volks-

tümliche (Hanswurst), die Verteidigung der Souveränität des Genies, der immer wieder erneute Hinweis auf Shakespeare als das unvergleichliche Muster, das alles mußte den Jüngling packen und seinen Instinkten, die nach gleicher Richtung drängten, die Klarheit der Erkenntnis gesellen, die den zukünftigen Weg beleuchtet.

Auch die Literaturbriefe mag Goethe erst in jener Zeit kennen gelernt haben, und die bestimmte Kühnheit, mit der Lessing in dem so verachteten Volksstück vom Doktor Faust Szenen von Shakespearischem Genie fand, wird nicht ohne Nachhall bei ihm geblieben sein. Ja, vielleicht sind ihm erst durch dieses Urteil die Augen über die Tiefe und dramatische Dankbarkeit des Stoffes geöffnet worden. Neben den kritischen Arbeiten Lessings war es eine poetische Schöpfung, die Goethe mit großer Freude begrüßte: Minna von Barnhelm. Wenn auch der junge Student noch nicht mit dem klaren Bewußtsein des gereiften Mannes den Wert der Minna als der ersten aus dem bedeutenden Leben gegriffenen Theaterproduktion erfaßt haben wird — daß in ihr der Nation eine alle anderen dramatischen Leistungen weit überragende Gabe geschenkt sei, das hat er sicherlich lebhaft gefühlt. Es geschah wohl auch auf seine Anregung hin, daß das ausgezeichnete Stück so bald nach dem Erscheinen über die Bretter des Breitkopf-Obermannschen Familientheaters ging.

Mit dieser so mannigfaltigen und tiefgehenden Einwirkung Lessings steht es nicht in Widerspruch, wenn Goethe in einem Briefe an den Leipziger Buchhändler Reich (20. Februar 1770) nur Oeser, Shakespeare und Wieland seine echten Lehrer nennt. Der Zusatz: „Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte, diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte", macht den Ausspruch verständlich. Lessings kritische Schriften hatten seine Einsicht geläutert und erweitert, ihm gezeigt, worin er bisher fehlte; die poetischen Schriften aber, die ihm zeigen sollten, wie er's besser zu machen habe, waren für ihn ein unnachahmliches Vorbild. Von Lessings heller Klarheit, epigrammatischer Rede und scharfer Federzeichnung

war er durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt. Für ihn lag die Schönheit im Dämmerschein, bei dem das Endliche ins Unendliche leise verschwimmt, in der belebten Fülle und satten Farbe. Er konnte deshalb wohl das Gefühl haben, die heitere Behaglichkeit, die gefällige Anmut Wielands und die kühne leidenschaftliche Tiefe Shakespeares zu erreichen; aber Lessings Poesie lag in einer Welt, zu der einen Pfad zu finden er von vornherein als ein vergebliches Unternehmen betrachten mußte.

„Wieland besaß unter allen das schönste Naturell", sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit. Dies Urteil bekundet, daß er das Wielandsche seinem eigenen Naturell am verwandtesten fühlte. Und daher erklärt sich die sonst schwer begreifliche Bewunderung, die der werdende Jüngling für Wieland hatte. Denn so sehr dieser aus der Gottsched-Gellert-Weißeschen Wasserflut als stattlicher Berg hervorragte und so sehr der Fortschritt, den er im Stil, in der Charakteristik, in der Verinnerlichung der Motive machte, von jenem empfunden werden mußte, so wenig konnten doch die Schwächen: die redselige, weichliche, tändelnde Art, die kritisierenden Unterbrechungen, das Herumdrehen auf ein und demselben flachen Problem, wie sie in den Wielandschen Dichtungen der Jahre 1764—1768 hervortreten, dem Jüngling, der an Lessing und Shakespeare sich geletzt hatte, verborgen geblieben sein. Aber der dem schwäbischen Dichter eigene freie, leichte, weltmännische Geist, der sonst unter den heimischen Schriftstellern so selten war, die Freude am Sinnlich-Heiteren, das Bestreben, diesem Lebenselement in der Dichtung einen liebenswürdigen, Sinnlichkeit und Geistigkeit versöhnenden Ausdruck zu geben, das machte den jungen Goethe dem graziösen Dichter und Plauderer zu eigen. Klopstocks seraphische Periode war für ihn vorüber; den Knaben hatte er begeistert, dem Jüngling vermochte er außer in sprachlichen und rhythmischen Dingen nichts mehr zu bieten. Es drängte ihn zu Natur und Sinnlichkeit, und bei Wieland fand er sie am ehesten, wenn auch im Rokokogewande, weichlich und geziert, an der Aufklärungsmoral gemessen und in diesem Gegensatze nur um so

lüsterner und reizvoller wirkend. Goethe ist bald nach der Leipziger Zeit, da er wahre, reine, männliche Natur erkannt hatte, ein harter Kritiker der Wielandschen Kunst geworden, aber ihre schöneren Eigentümlichkeiten wirkten in ihm fort, und Wilhelm Meister und die Römischen Elegien verkörpern sie für alle Zeiten.

Auch die übrige Literatur entging nicht dem weiten Bildungsstreben des Jünglings. Nach den Anzeichen, die wir haben, nahm er von fast allen dichterischen Erzeugnissen Kenntnis, die auf dem Büchermarkt erschienen. Von dieser Lesewut stammten die Körbe deutscher Autoren, die er im letzten oder vorletzten Semester zu Langer, dem Nachfolger Behrischs, trug, um von ihm ein kleines Häuflein Griechen, die er durch Oeser, Winckelmann und Lessing als die wahren Muster zu verehren begonnen hatte, dafür einzutauschen. Über gute Vorsätze kamen jedoch vorläufig seine griechischen Studien nicht hinaus.

Seine Vertrautheit mit den modernen ausländischen Literaturen wuchs ebenfalls beständig. Goldoni begegnete ihm fortwährend auf dem Leipziger Theater, an Corneille machte er sich mit einem Übersetzungsversuch, Rousseau lugt an einigen Stellen seiner Briefe hervor, am meisten aber sehen wir ihn von Shakespeare eingenommen. Er liest ihn in Wielands Übersetzung mit Wonne, nachdem Proben in Dodds Beauties of Shakespeare sein Verlangen nach ihm gereizt hatten. Noch freilich ist sein Gesichtswinkel zu klein, um die gigantische Größe des Briten zu fassen, wenn er ihn auch mit Vorliebe im Munde führt und im Liebesschmerz Allegorien in seinem Geschmacke jammert. Noch hinderten auch Form und Geist dieser Übersetzung, die die gewaltige Urkraft des Dichters beschnitt und ganze Szenen ihrer „pöbelhaften Derbheit" wegen dem weichlichen Geschmacke der Zeit zum Opfer brachte. Aber es ist ein Gärungsstoff in Goethe gelegt, dessen Kraft er bereits ahnt, wenn er nicht lange nach der Leipziger Zeit Shakespeare zu seinen echten Lehrern rechnet.

Goethe hätte nicht den universellen Geist, den die Natur ihm geschenkt und den der Vater sorgfältig gepflegt hatte, besitzen

müssen, wenn er sich auf Kunst und schöne Literatur beschränkt hätte. Er schweifte weit darüber hinaus und verfolgte mit regem Eifer, was Theologen, Mediziner, Juristen und Philosophen an Werken allgemeineren Gehaltes darboten. Besonders interessierte ihn der theologische Streit um die Göttlichkeit oder Weltlichkeit der Bibel, bei dem er, in der Leipziger Helligkeit zum Rationalismus bekehrt, zur aufgeklärten Partei sich hielt.

So hatte der Student während seiner sechs akademischen Semester einen ungewöhnlichen Reichtum von Bildungsstoffen in sich aufgenommen; noch war er kein Faust, aber der Schüler, der vieles wußte und alles wissen möchte.

Der umfassenden und hohen Bildung, zu der er emporgeschritten war, entsprach nicht die Klarheit der Empfindung und Erkenntnis. Vielmehr hatten die entgegengesetzten Richtungen und Lehren, die auf ihn einstürmten, sein Gehirn in einen chaotischen Zustand versetzt, aus dem er sich nur sehr allmählich errettete.

Seine Dichtungen verraten erst am Ende der Leipziger Zeit von dieser inneren Krisis. Sie tauchten nicht tief genug hinab, um von den wirbelnden Grundströmungen erfaßt zu werden. Von der niederschlagenden Kritik der Frau Böhme und der Herren Morus und Clodius hatte er sich rasch erholt. Sein dichterischer Drang meldete sich so unbezwinglich, daß dagegen aller Zweifel an seiner Begabung und an seinen Leistungen nicht aufkam. Er nahm die poetischen Arbeiten wieder auf, die ihm fortan mehr und mehr seelisches Bedürfnis wurden. Denn in Leipzig „begann diejenige Richtung", wie er in Dichtung und Wahrheit bemerkt, „dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen als mich im Innern deshalb zu beruhigen". Noch trägt freilich nicht alles, was er in Leipzig hervorbringt, schon diesen Stempel. Zuerst finden wir eine erkünstelte Modedichtung, ein graziöses und oft leeres Spiel mit den anakreontischen Formen

und Wielandischen Themen; erst allmählich setzen sich die Anfänge der Bekenntnisdichtung durch und es verkünden sich die ersten Zeiten eines neuen und lebensvolleren Naturgefühls.

Unter der dichterischen Arbeit befestigte sich auch wieder des Jünglings Glaube an sein Genie, und mit kühler Gelassenheit spricht er von der Kritik, die ihm zuteil geworden. „Da ich ganz ohne Stolz bin," so schreibt er an die Schwester im Mai 1767, „kann ich meiner innerlichen Überzeugung glauben, die mir sagt, daß ich einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden, und daß ich durch Fleiß einmal einer werden könnte.... Man lasse doch mich gehen, habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts." Mit diesem ruhigen Vertrauen zu sich selbst schaffte er besonders in den letzten zwei Jahren seines Leipziger Aufenthaltes eine stetig wachsende Schar von Dichtungen: Lust- und Trauerspiele, Lieder, Epigramme, Satiren, Oden, Dithyramben, Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen, Briefromane und anderes. Von der reichen Fülle ist nur weniges aufbewahrt geblieben.

Betrachten wir zunächst die umfänglichste Leistung: Die Laune des Verliebten. Möglicherweise geht dieses Stück auf die genannte Frankfurter „Amine" zurück. In dieser Gestalt aber war es augenscheinlich nichts als ein nach der üblichen Schablone gefertigtes, unwahres und lebloses Schäferdrama, dessen Goethe sich zwei Jahre nachher schämte und das er gänzlich umgoß, als das Leben ihm lieferte, was er vorher aus Abstraktionen zugerichtet hatte. Deshalb ist seine Angabe, daß das Stück — so wie wir es kennen — aus seinem Verhältnis zu Kätchen entsprungen sei, durchaus zutreffend. Er hat ungemeine Mühe auf das kleine Spiel von fünfhundert Versen verwandt. Im Oktober 1767 saß er schon acht Monate darüber; er hatte es sich nicht dauern lassen, ganze Situationen zwei- bis dreimal umzuarbeiten, aber wenn er dachte, er sei fertig, ging es erst recht an. So wanderte auch der zweite Entwurf so oft in den Schmelztiegel, bis kaum hundert

Verse mehr von ihm stehen geblieben waren. Endlich im April 1768 läßt er die Arbeit ruhen. „Da hast Du das Lustspiel,“ schreibt er an Behrisch, „Du wirst es kaum mehr kennen. Horn will, ich soll nichts mehr dran korrigieren, aus Furcht, es zu verderben, und er hat fast recht.“

Zwei Paare sind einander gegenübergestellt: Eridon (Goethe) und Amine (Kätchen), Lamon und Egle (wahrscheinlich nach Horn und Constanze Breitkopf gezeichnet). Lamon und Egle genießen, indem sie sich gegenseitig vertrauensvoll eine gewisse Lebensfreiheit gewähren, ein ungetrübtes Liebesglück. Eridon und Amine, in viel tieferer, leidenschaftlicherer Liebe verschlungen, können ihres Glückes nicht froh werden, weil Eridon Amine mit eifersüchtigem Mißtrauen verfolgt und ihr keine Freude gönnen will, die nicht von ihm ausfließt. Egle versucht, ihre Freundin Amine zum Widerstand gegen die launenhafte Tyrannei Eridons aufzustacheln. Doch die sanfte Freundin fühlt sich zu schwach dazu und so übernimmt es Egle selber, den Eifersüchtigen zu kurieren. Sie lockt den stählernen Sittenrichter in ihre Arme und zu einem Kusse, um ihn zu beschämen und dadurch zu bessern.

Fein ist der Knoten der Fabel geschürzt, geistreich gelöst. In demselben Augenblick, wo Eridon sich über einen nur scheinbaren und ganz harmlosen „Verrat“ Aminens wild empört, begeht er wirklichen und bedenklicheren und büßt durch Scham, Schuld und Reue.

Überraschend ist die Kunst, mit der der jugendliche Dichter die vier Charaktere voneinander abhebt: den gesunden, etwas oberflächlichen, lebenslustigen, frisch zugreifenden Lamon, die kluge, redegewandte, gutmütige und leicht kokette Egle, den krankhaft reizbaren, grillenhaften, spitzfindigen, leidenschaftlichen und von jeder Schönen zu bezwingenden Eridon und endlich die weiche, seelenvolle, hingebende Amine, deren reines Gemüt ähnlich dem der späteren Iphigenie keiner Verstellung, keiner noch so leisen Untreue oder Täuschung fähig ist, auch wenn sie nur Mittel zum lautersten Zwecke sind. Goethe hat seinem Stücke die Maske des traditionellen

Schäferspiels übergeworfen. Doch es unterscheidet sich von seinen Genossen oder Vorfahren wie ein lebendiger Mensch von einer Porzellanfigur. Eine natürliche Anmut, als Abglanz der Persönlichkeit seines Schöpfers, ist über das kleine Werk ausgegossen, und heute noch verfehlt es seine Wirkung auf intimer Bühne nicht, da das Leben an ihm mitgeschaffen hat.

Aber noch sehen wir die alte französische Theatertechnik wie die alte rhythmische Form, den Alexandriner. Das letztere ist besonders überraschend, da Goethe schon als Sechzehnjähriger den Alexandriner verspottete und im fünften Akt des (bis auf einige Bruchstücke verlorenen) Belsazar zum fünffüßigen Jambus übergegangen war. Dasselbe Festhalten an der Tradition bemerken wir bei der 1767 zusammengestellten und 1895 wieder aufgefundenen Gedichtsammlung „Annette" sowie bei den „Liedern mit Melodien", die er Friederike Oeser beim Abschiede von Leipzig 1768 übergab. Sie bewegen sich meist in der hergebrachten, wenn auch minder süßlichen Phraseologie, in dem gepuderten und gedrechselten Stil der deutschen und französischen Anakreontik und sind, was schlimmer ist, zum guten Teil gemachte Lieder: artige Geistesspiele über Liebe, Tugend, Sprödigkeit, Mondschein, Brautnacht, Weltlauf, hier und da ausgeschmückt mit lehrhaft altklugen Betrachtungen, die im Munde des jungen Studio possierlich genug klingen.

Dieser Dichter empfindet und gestaltet noch in den vorgeschriebenen Bahnen der Überlieferung — und doch wird ein neues Natur- und Lebensgefühl schon in ihm wach. Seine Liebeserfahrungen sind es auch hier, die ihm die Seele aufrühren und lebendig machen. Man höre ihn, wie er im zweiten Liederbuche aus lächelndem Schmerze die „Unbeständigkeit" der Liebe malt und sich in diesem Gefühle mit der Natur vermählt:

Auf Kieseln im Bache, da lieg' ich, wie helle,
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust,
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder,
Schon naht sich die zweite und streichelt mich wieder,
Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Das ist Wellenfluten des bewegten Lebens — ein neues Einssein und Mitfühlen mit der Natur. Und in der gleichen Sammlung finden wir den ersten unvollkommenen Vorklang jener späteren Goethischen Mondpoesie, die der Tiefste und Herzerschütterndste aus nächtlicher, lichtdurchfluteter Stille hervorgeholt hat. „Die Nacht“:

Und durchstreich' mit leisem Tritte
Diesen ausgestorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Reigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Wandelt im Gebüsch im Kühlen.

Das ist eine neue Lyrik, die sich auf den Schwingen des Wortes wiegt, die Gefühl und Schau in Musik zu wandeln versteht, in der Schimmer und Duft, das Leise und Schwebende der nächtlichen Landschaft lebendig werden. Erst am Schlusse des Gedichtes gelangt die anakreontische Gesinnung wieder zum Sieg und ein geistreicher Witz reißt die seelenvolle Stimmung auseinander.

Wer diese dämmerfrohen Verse schrieb, konnte sich in der allzuklaren Luft des Leipziger Rationalismus nicht mehr wohlfühlen. In den drei bereits erwähnten Oden an Behrisch bricht sich ein Gefühl der Einsamkeit und Ausgeschlossenheit seinen Weg, einer stürmischen Sehnsucht in die Ferne. So mager und dürftig die freien Klopstockschen Rhythmen in ihnen noch gehandhabt sind, einige solcher leidenschaftlichen Töne reißen sie empor. Aber die Sammlungen, die so sehr der äußeren Mode dienstbar gemacht sind, enthalten nicht immer sein Tiefstes. Manche der schönsten Gedichte, die er absichtslos hinwarf, nichts als eine Befreiung seiner Seele suchend, finden wir in den Briefen eingestreut. Einiges haben wir bereits, so aus den Briefen an Behrisch und an Riese, in unsere Darstellung verwoben.

Wir wollen hier noch auf das Lied an Schlosser hinweisen (aus dem Frühjahr 1766), in dem er in wehmütigen englischen Versen selbstquälerische Zweifel an seinem Wert als Mensch und Dichter ausspricht, und auf die rührenden Verse an die Mutter (Mai 1767), in denen er sie sein langes Schweigen nicht mißzudeuten bittet:

... Laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß, vor ewgem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit stürmschen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt, und ihn dem Aug entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt,
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt, und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und dir
Bey jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

Betrachten wir diese intimen Gelegenheitsgedichte, so erhalten wir ein ganz anderes Bild von Goethes Leipziger Lyrik als aus der „Annette" und den „Liedern". In ihnen ruht ein Feuer, eine Tiefe und Wahrheit der Empfindung und sie glänzen durch eine Schönheit, Stärke und Selbständigkeit der Sprache, die in jenen Sammlungen nur vereinzelt zu treffen ist. Wie wenig erinnern sie an den blutjungen Studenten und an die ästhetische Atmosphäre, in der er aufgewachsen war und atmete! Wie weit überbieten sie selbst Klopstock, um nur diesen einen zu nennen! Kein Zweifel: diesen in seine Briefe still verschlossenen Liedern hatte die gesamte deutsche Lyrik der Zeit schlechthin nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen; sie und jene neuen Naturtöne des zweiten Liederbuchs bürgten für Wolfgangs dichterische Zukunft.

Goethe vernachlässigte in Leipzig auch die epische Dichtung nicht; so arbeitete er z. B. für Gellerts praktische Übungen kleine Romane in Briefform aus, denen er „leidenschaftliche Gegenstände" zugrunde legte. Je weniger sie vor des Lehrers Auge Gnade fanden, desto lieber waren sie dem Schüler, und er bewahrte sie vor dem Feuertode, zu dem er sonst die meisten Leipziger Versuche vor dem Abgang nach Straßburg verurteilte. Was aber auch unter dem Vernichteten oder später Verlorenen an epischen Dichtungen gewesen sein mag, sicherlich ist nichts dem packenden, von klopfendem Herzschlag durchzitterten Liebesroman gleich gekommen, der in erregten Stunden seinen Fingern in den Briefen an Behrisch entglitt.

Wenn Goethe, wie sein späterer Freund Jung-Stilling, geglaubt hätte, daß Gott zu ihm ein unmittelbares, persönliches Verhältnis habe, so wäre es durchaus begreiflich. Denn in einer wunderbaren Weise ordnen sich ihm die Lebensschicksale, die freudigen wie die leidigen, zu einem großen einheitlichen, zweckmäßigen Ganzen zusammen. So hätte er es als ein weises Walten der Vorsehung preisen können, daß er am Ausgang der Leipziger Epoche in schwere, langwierige Krankheit geworfen wurde. Denn es war notwendig, daß die Verworrenheit, in die er sittlich und geistig durch tausendfach neue, sich durchkreuzende Einflüsse geraten, in einer Periode der Abgeschlossenheit, der erzwungenen Ruhe und der Selbstprüfung der Klärung entgegengeführt wurde.

Viele Gründe wirkten nach seiner Darstellung zusammen, um eine gefährliche Krisis über ihn heraufzubeschwören. Auf der Reise nach Leipzig hatte er sich überanstrengt, als es den bei Auerstädt steckengebliebenen Wagen loszumachen galt, ein Schmerz war in der Brust zurückgeblieben, der nach einem Sturz mit dem Pferde im Oktober 1767 sich verschärfte; beim Ätzen der Kupferplatten hatte er sich vor den Dämpfen der Ätzlösungen nicht genügend geschützt, dazu trat eine falsche Diät, das schwere Merseburger Bier, vor allem aber sein rücksichtsloses Einstürmen auf seinen

Körper, bald aus Ausgelassenheit, bald aus Trübsinn, bald in übler Anwendung neuer Abhärtungstheorien à la Rousseau. Eine heftige Reaktion, die sich in einem Blutsturz äußerte, trat ein und er schwebte tagelang zwischen Leben und Tod. Mehrere Wochen verbrachte er auf dem Krankenlager und bedurfte der sorgfältigsten Pflege. Wie wohltuenden Balsam auf schmerzende Wunden empfand er die Liebe und Teilnahme, die rings um ihn sich regte und die, wie er meint, unverdient gewesen; denn es wäre unter den liebevollen Pflegern keiner gewesen, den er nicht irgendwie durch widerliche Launen verletzt hätte. Das ganze Breitkopfsche Haus, die Stockesche Familie, und wir dürfen wohl hinzufügen auch die Schönkopfsche und Oesersche behandelten ihn wie einen nahen Anverwandten. Horn war ununterbrochen um ihn, der Assessor und Ratsherr Herrmann schenkte ihm jede freie Stunde, desgleichen nahmen sich Langer, der Bremer Kommilitone Gröning (später Gesandter und Bürgermeister der Hansestadt) und andere von ihm nicht näher genannte Persönlichkeiten seiner mit Wärme an. Man pflegte, man unterhielt, man zerstreute ihn, man fuhr den Rekonvaleszenten aus, man nahm ihn auf die benachbarten Landhäuser und erwies ihm sonst jede dienliche Erleichterung und Erquickung. So kam er allmählich zu Kräften. Noch aber hatte er bei weitem nicht die alte Gesundheit wiedererlangt, als er an seinem Geburtstag des Jahres 1768 Leipzig verließ, um in das Elternhaus heimzukehren. Nicht brachte er es über sich, von Schönkopfs Abschied zu nehmen. „In der Nachbarschaft war ich," schreibt er von Frankfurt aus an Herrn Schönkopf, „ich war schon unten an der Türe und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder heruntergekommen! ... Ich brauche Sie nicht zu bitten, sich meiner zu erinnern; tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der dritthalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war."

Wieder in der Heimat

Mit welchen stolzen Hoffnungen mochte der Vater den hochbegabten Sohn vor drei Jahren zur Universität entlassen haben und wie sah er ihn zurückkehren! Krank und welk, ohne Doktorhut, ja ohne merklich in seinem Fachstudium vorgerückt zu sein. Alles schien verloren: Zeit, Geld, Gesundheit, Studium. So gab es denn bei seinem Eintritt ins Elternhaus eine leidenschaftliche Szene, die die drückende Schwüle der nächsten Monate voraus verkündete. Wolfgang fand in der Heimat nichts, was ihn emporrichten konnte. Die kleine elterliche Familie litt unter einem stillen Gegeneinanderstreben und infolgedessen an einer Übellaunigkeit, die ihn, den Tiefverstimmten, noch tiefer niederdrückte. Der berufslose Vater hatte während des Sohnes Abwesenheit seine ganze erzieherische Energie der Tochter zugewandt und sie dadurch um manche unschuldige Freude der Jugend gebracht. Cornelie, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, mit schärfster Kritik bewaffnet, die ihr übertrieben und erbarmungslos wie die eigenen Fehler so die der anderen zeigte, konnte dem Vater seine harten Einseitigkeiten nicht verzeihen und hatte sich mit einem förmlichen Ingrimm gegen ihn erfüllt, den sie in ihrem Tun und Lassen nur zu deutlich enthüllte. Zum Ausgleich wandte sie mit um so stürmischerem Nachdruck die weiche, liebefähige Seite ihres Wesens dem von den ersten Kinderjahren an innig geliebten Bruder zu, für den zu leben und zu sorgen ihr die höchste und schönste Aufgabe erschien. In seine Brust schüttete sie auch das reiche Maß von Klagen aus, die sich während der drei Jahre der Trennung bei ihr angesammelt hatten. Und doch vermochte der Bruder ihr nicht zu helfen und noch weniger ihr Verhalten zu billigen. Er mußte vielmehr der Mutter beistimmen, die gleich nach seiner Rückkehr sich bei ihm über das unfreundliche Betragen Corneliens gegen den Vater beschwerte. So stand er, der Hilfsbedürftige, zwischen

den Nächsten, die mit Klagen übereinander oder mit stummen Vorwürfen, wie er sie aus den Blicken des Vaters las, sein wundes Gemüt belasteten.

Auch die Vaterstadt hatte nichts, was ihn erfreute. Gegen das freundliche, heitere Leipzig mit seinem angeregten, leichten Leben und der gefälligen, liebenswürdigen Art seiner Bewohner, deren Schwächen in der Ferne verblaßten, erschien sie ihm düsterer, stumpfer, bleierner denn je. Er verweilte deshalb am liebsten mit seinen Gedanken an den Ufern der Pleiße, und der eifrige Briefwechsel, den er dorthin unterhielt, ist angefüllt von Sehnsuchtsseufzern nach dem holden Klein-Paris.

Die Ruhe und Pflege, die Goethe bei seinen Eltern genoß, führte anfänglich seine Genesung ein gutes Stück vorwärts. Bald aber traten neue Komplikationen ein, die gerade am Geburtstag Corneliens, am 7. Dezember, zu einer so heftigen Krisis führten, daß man zwei Tage lang für sein Leben fürchtete. Die Mutter wie er selbst vergaß nie jene schrecklichen Tage und noch nach Jahrzehnten erinnerten sie sich gegenseitig daran, wie damals die verzweifelte Mutter sich zur Bibel geflüchtet und an dem Spruche sich aufgerichtet habe: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ Doch als auch das Schlimmste überstanden war, kamen noch viele ernste Stunden, in denen die Familie traurig den Kopf hängen ließ. Nur der Kranke bewahrte die hohe Spannkraft seiner Seele. „Meine Munterkeit“, so schreibt er am Jahresschlusse seinem Kätchen, „hat meine Familie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige mich zu trösten.“

Bis zum März des nächsten Jahres war der Kranke teils ans Bett, teils ans Zimmer gefesselt. In den folgenden Monaten machte sein Befinden stete Fortschritte, nötigte ihn aber weiter zu einem stillen, zurückgezogenen Leben. So schmerzlich dem armen Füchslein, wie er sich in jenen Tagen gern nannte, die tiefe einsame Ruhe war, so konnte sich doch in ihr die in der Leipziger Krankenstube begonnene Klärung und Vertiefung fort-

setzen. Nachdem er zweimal bis an „die große Meerenge, wo alles durch muß", geführt worden war, sagte er sich von dem kahlen Rationalismus und noch mehr von der freigeistigen Verneinung, denen er in den vergangenen Jahren Einlaß gewährt hatte, los und wandte sich einem positiveren Erfassen von Gott und Welt zu. Unterstützt wurde dieser Umwandlungsprozeß durch die Einwirkung des zarten und frommen Fräuleins Susanna Katharina von Klettenberg, einer Freundin und Verwandten der Mutter. Die Klettenberg hatte, nachdem sie als Weltkind manche schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen erlebt, Frieden und Heiterkeit der Seele in Herrnhutischen Anschauungen gefunden. Mit Bewunderung sah Goethe, wie sie alles, selbst eine chronische Krankheit, mit der größten Gelassenheit ertrug, indem sie dieselbe als einen notwendigen Bestandteil ihres vorübergehenden irdischen Seins betrachtete. Einer solchen hohen oder, wie der Dichter sie nennt, schönen Seele, die Himmelsluft umwebte, näherte er sich gern und es tat ihm wohl, ihr sein Inneres zu öffnen und sie seine Unruhe, seine Ungeduld, sein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken blicken zu lassen. Und wenn die fromme Freundin alles darauf zurückführte, daß er keine Versöhnung mit Gott habe, und er ihr halb scherzend entgegenhielt, er glaube seinerseits Gott einiges zu verzeihen zu haben, denn dieser hätte seinem unendlich guten Willen besser zu Hilfe kommen sollen, so liefen zwar die Unterhaltungen gewöhnlich in einen Streit oder in die Bemerkung der Klettenberg aus, „er sei ein närrischer Kerl", aber sie hinterließen doch zugleich bedeutende Anregungen, denen Goethe weiter nachging, bis er sich eine wunderliche christlich-mythologische, an den Neuplatonismus anknüpfende und trotz der christlichen Färbung pantheistische Weltordnung zurechtgezimmert hatte, bei der er eine vorläufige Beruhigung empfand.

Es sind Jahre der Vorbereitung und des Keimens. Die äußere Welt, mit der er in der galanten Zierlichkeit ihrer Leipziger Form nicht zurechtgekommen war, tritt für eine Weile zurück und läßt den Blick in die tieferen Gründe der Seele frei. Geheimnisvoller

und dämmernder erscheinen dem langsam Genesenden alle Dinge der Natur, und so zieht es ihn nun, sich in mystische chemisch-medizinische Studien und Arbeiten zu versenken und den Stimmen des großen Alls zu lauschen. Auch dahin führte ihn Susanna von Klettenberg, sowie ihr und sein Arzt Doktor Metz. Die Werke Georgs von Welling, des Paracelsus, Basilius Valentinus, van Helmont, die Aurea Catena Homeri wurden vorgenommen und teils von ihm allein, teils in Gemeinschaft mit der Klettenberg und der Mutter an stillen Winterabenden mit großem Ergötzen gelesen. Ihn zogen namentlich die Aurea Catena Homeri (die goldene Kette Homers), in der der Kreislauf der Natur halb mystisch, halb wissenschaftlich in schöner Verknüpfung dargestellt war, und der kühne, derbe, tiefsinnig-phantastische Paracelsus an, aus dessen Werken er in seine Tageshefte zahlreiche Notizen eintrug. Der Geist, der diese Werke beherrschte, war dem der Magie innig verwandt, und eine geheimnisvolle, übernatürliche Welt schien sich mit ihrer Hilfe dem jungen Adepten zu erschließen, vor dessen Augen schon der nachtforschende Magus seine Zauberkreise zog. Nicht unversucht ließ er es (ebenfalls nach dem Beispiel der Klettenberg), auch auf dem Wege des chemischen Versuchs in den Zusammenhang der Dinge einzudringen. Er legte sich ein kleines Laboratorium an, operierte an seinem Windofen mit Kolben und Retorten, teils um sogenannte Mittelsalze herzustellen, teils um aus dem Kieselsaft eine jungfräuliche Erde abzuscheiden und deren Übergang in den Mutterzustand zu beobachten. Hier liegen die eigentlichen Anfänge von Goethes naturwissenschaftlichen Studien; hier liegen aber auch, in dem Gedanken, das Ganze der Natur zu erfassen, die ersten seelischen Keime seiner Welt- und Lebensdichtung, des Faust.

Neben den philosophisch-chemisch-medizinischen Studien gingen historisch-philologisch-ästhetische und juristische her, bei denen wir deutlich Goethes Hinneigung zur Natur und zur Erfahrung beobachten können. Wo in seiner Lektüre etwas von dem Vorzug des Ursprünglichen und aus der Erfahrung Geschöpften vor der

grauen Theorie und dem bloß Erlernten an sein Ohr klingt, da ruft es ein lautes Echo wach. „Wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat," heißt es in einem seiner langen, schmerzlich muntern Plauderbriefe an Friederike Oeser, „verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur; und es ist doch nichts wahr, als was einfältig ist."

Das dichterische Ergebnis dieser Frankfurter Jahre sind „Die Mitschuldigen."

Die verwickelte Entstehungsgeschichte dieses Stückes erklärt manche seiner Widersprüche und den Bruch vor allem, der in ihm zwischen der heiter possenhaften Handlung und den dunklen Familienzuständen klafft. Im Winter 1768—69 wurde die erste einaktige Fassung niedergeschrieben, die nur das Possenhafte im Sinne hat und ein belustigendes Spiel von unerwarteten Begegnungen und drolligen Irrtümern, eine flotte, eindrucksvolle Theaterhandlung nach alter Art vor Augen führen will. Im Sommer 1769 arbeitete Goethe dieses Stück zu einem dreiaktigen um und fügte einen Expositionsakt hinzu, der die Lebensvoraussetzungen der Lustspielhandlung, die Familienverhältnisse im Hause des Wirtes mit realistischer Schärfe und Schonungslosigkeit zu malen unternimmt und in den nunmehr auch des jungen Dichters eigene innere Erlebnisse und Anteilnahme weit stärker einfließen. Denn inzwischen, im Mai 1769, hatte sich Kätchen Schönkopf zu Goethes erneuertem Liebesschmerze mit Doktor Kanne verlobt, und so mußte der Dichter in seinem Helden Alceſt, der die einst geliebte und dann verlassene Wirtstochter als Frau eines Andern wiederfindet, sein eigenes Abbild sehen. Nun erst kommt, unbeabsichtigt aber unverkennbar, ein düsterer Zug in die jetzt so viel ausführlichere Schilderung der Familienverhältnisse und damit in die ganze Fabel hinein.

Der Wirt zum schwarzen Bären hat seiner schönen Tochter Sophie, als sie vierundzwanzig Jahre alt und von keinem ihrer vielen Verehrer heimgeführt worden war, den verlodderten und verschuldeten Söller zum Mann gegeben. Die Hoffnung des Wirtes, sein Herr Schwiegersohn werde in der Ehe sich ändern,

schlägt gründlich fehl. Wie ein echter Trottel sitzt dieser vom Morgen bis zum Abend in der Wirtsstube und trinkt vom Wein des Schwiegervaters sich voll, oder er spielt in anderen Wirtschaften bis in die Nacht hinein und hört sich andern Tages stumpfsinnig die Vorwürfe seiner Angehörigen an. Eben läßt ihn ein Spießgeselle, der Herr von Tirinette, an seine Spielschulden mahnen. Söller, der nach den Eröffnungen Sophiens über den schlechten Geschäftsgang keine Hoffnung hat, vom Schwiegervater etwas zu erhalten, besinnt sich nicht lange. Ein vornehmer Gast, Alceſt, früher ein Liebhaber Sophiens, ist eingekehrt. Aus seiner Schatulle will er in der Nacht, in der Alceſt bei einem Fastnachtsschmause sein soll und ihn selber alles beim Maskenballe glaubt, das nötige Geld sich holen. Andererseits verabredet Alceſt, der bisher vergeblich eine Stunde des Alleinseins mit Sophien zu erhaschen versucht hat, mit dieser für die Nacht ein Rendez-vous auf seinem Zimmer. Endlich aber wird der Wirt von Neugierde nach einem Schreiben gefoltert, das Alceſt erhalten hat, und will es in der Nacht auf dessen Zimmer einsehen. Söller ist zuerst zur Stelle; kaum aber hat er das Geld entwendet, als das Nahen des Wirtes ihn in den Alkoven verscheucht. Der Wirt, der den Brief vergeblich sucht, entflieht, als er Tritte hört. Die Tritte rühren von Sophie her, der bald Alceſt folgt. Es entwickelt sich eine warme Liebesszene, der Sophie ein Ende macht, als Alceſt zu stürmisch wird. Der Diebstahl wird entdeckt. Sophie und ihr Vater haben sich gegenseitig verraten, daß sie in der Nacht auf dem Zimmer Alceſts gewesen, und eins hält das andere für den Dieb. Durch das Versprechen, den vielbegehrten Brief zu zeigen, bewegt Alceſt den Wirt, ihm die eigene Tochter als Diebin zu denunzieren. Alceſt ist empört über die Verworfenheit Sophiens und doch rasch geneigt, sie für seine Lüste zu verwerten. Bald aber eines Besseren belehrt, entdeckt er in Söller den eigentlichen Täter. Da jedoch auch die Unschuldigen sich einer Schuld bewußt sind, so verzeihen sie als Mitschuldige unter Führung Alceſtens dem gemeinen Dieb Söller.

Die Hinzufügung des Einleitungsaktes zeigt, wie der junge Dichter der Zeichnung wahrer Natur und wahren Lebens entgegenstrebte, und so ist sie uns ein wertvolles Zeugnis für den Lauf seiner Entwicklung und die Ziele seines Wollens. Dem Stücke selbst aber hat sie einen ganz anderen Charakter aufgeprägt. Sie hat die seelischen Unwahrscheinlichkeiten, die man bei einer Posse gedankenlos hinnimmt und die in der ersten Fassung von der Lustspielhandlung in der Tat zugedeckt wurden, schonungslos ans Tageslicht gerückt und der Kritik preisgegeben. Wenn Goethe später selbst in „Dichtung und Wahrheit“ sagt, das Stück verletze das ästhetische und moralische Gefühl, so ist dieses harte Urteil richtig; aber nicht bloß, wie er meint, „wegen der hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen“, sondern ebenso sehr wegen der widerspruchsvollen. Der Dichter mutet uns zu viel zu. Wir sollen glauben, daß Sophie, ein vortreffliches Geschöpf, ein Bild der Tugend, die dem feingebildeten Alceste Gottheit, Mädchen, Freundin war, das „Scheusal“, das „Vieh“, das dumme und boshafte, feige, verlogene und verlumpte Individuum eines Söller zum Manne genommen habe, bloß weil sie schon vierundzwanzig Jahre alt war und „nichts mehr zu verpassen“ hatte. Wir sollen glauben, daß Alceste für Sophie die höchste Verehrung hegt und doch ihr das Schlimmste zutraut, glauben, daß er eine edle, große Seele besitzt und doch aus dem Verbrechen süße Früchte für sich pflücken will; daß ein Vater, dem in seinen Verhältnissen die Tochter alles ist, um weiter nichts als einer elenden Neugierde willen sie als Diebin denunziert. Das vermögen wir nicht. Und es ist uns deshalb auch unmöglich, uns mit dem gemütlichen Schluß, wo sich alle als Mitschuldige die Hände reichen, zu versöhnen.

Vergebens bot Goethe sein Stück dem Leipziger Buchhändler Fleischer an; seine sichere Hoffnung, daß es angenommen würde, schlug fehl. Und doch scheint er sehr stolz auf sein Werk gewesen zu sein. Er legte es Herder vor und schenkte eine Abschrift an Friederike Brion. In späteren Jahren wurde es öfter auf dem

Weimarer Theater gegeben. Nicht verkannt werden soll bei der Beurteilung des Stückes, daß es neben den durchgreifenden Schäden manches besitzt, das vor dem Talent des Dichters Achtung erweckt. Die rasch bewegte Handlung, die niederländische Kleinmalerei des ersten Aktes, die Situations- und Sprachkomik („Hirschapotheks-provisor") und anderes verraten die seltene Begabung.

Goethes Lyrik geht den Weg weiter, den sie in der letzten Leipziger Zeit eingeschlagen hat. Im Herbst 1769 erscheint seine erste gedruckte Gedichtsammlung „Neue Lieder", die zwar den Namen des Komponisten Bernhard Theodor Breitkopf, nicht aber den des Dichters nennt (erst beim Clavigo 1774 bekannte er zum ersten Male seine Dichterschaft). Zu vielen Leipziger Liedern, die wir wiederfinden, sind einige neue Stücke hinzugetreten. Beim „Glück der Liebe" beschwört er nun mit weichen Rhythmen die Kräfte des großen Alls:

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne
Wiegen dieses Blut zur Ruh.

Ein zweites Mondgedicht begegnet, das mit wunderbar neuen Tönen uns ans Herz schlägt:

Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus tagverschloßnen Höhlen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Solche machtvollen Verse stehen freilich verloren unter so vielen anderen, in denen der Verstand, in denen das gesellschaftliche Getändel die wahre Empfindung nicht zu ihrem Rechte kommen läßt. Noch einmal läuft in diesem Mondgedicht der Schluß epigrammatisch-witzhaft aus und vernichtet den ergreifenden Stimmungsgehalt zum weitaus größten Teile. Wir fühlen es: der junge Goethe steht am Übergang. Noch schlummert das erlösende Wort auf der Lippe. Aber die geschlossenen Lippen werden sich öffnen und in den schönen Gefilden des Elsasses wird ihm aus

Herders Munde das Evangelium der lebendigen Natur und Freiheit verkündet werden.

Als das nächste Frühjahr herankam, fühlte Goethe seine Gesundheit, noch mehr aber seinen Mut wieder so weit gewachsen, daß er glaubte, das juristische Studium auf einer zweiten Universität vollenden zu können. Als solche hatte der Vater für seinen Wolfgang Straßburg ausgesucht. Von dort aus sollte er nach der Promotion eine Reise durch Frankreich machen und einen längeren Aufenthalt in Paris nehmen. Wolfgang ließ sich die Pläne, die ihm viel Angenehmes versprachen, gern gefallen und mit leichtem Herzen, wie im Herbst 1765, verließ er jetzt Ende März 1770 seine Vaterstadt. Zwischen dem ungeduldigen Vater und dem oft altklug krittelnden und widersprechenden Sohne hatte es in diesen Jahren erzwungener Ruhe an peinlichen Zusammenstößen nicht gefehlt.

Straßburg

In die lichtesten Farben hat Goethe die Schilderung seines elsässischen Aufenthaltes getaucht. Mit fühlbarem Entzücken weilt seine Erinnerung auf den anderthalb Jahren, die er dort verbracht. Seine Darstellung wird gehobener, wärmer, beredter, ja bisweilen überfliegt sie ein schwärmerischer Hauch. Er nennt das Land ein neues Paradies und zeigt es uns mit immer erneutem Wohlgefallen. Bald stellt er uns auf die hohe Warte Straßburgs, bald auf eine Anhöhe der Vogesen, bald auf eine Bodenschwelle der Ebene. Von wo sich nur ein weiterer Blick eröffnet, läßt er es in prangender Herrlichkeit und gesegneter Fülle vor uns sich ausbreiten. Nie vermag er von dem teuren Land zu sprechen, ohne ihm ein auszeichnendes Beiwort zu geben. Selbst sein Äther muß immer in besonderer Frische und Klarheit erscheinen.

Nach des Dichters Angabe hätte ihn sogleich im ersten Augenblick eine freudige Begeisterung über die neue Heimat ergriffen. Er wäre unmittelbar nach seiner Ankunft auf die Plattform des Münsters geeilt, und als sich dort vor seinem Auge das weite, reiche Land in vollem Sonnenglanz entfaltete, da hätte er dem Schicksal gedankt, daß es ihm für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt.

In Wirklichkeit war das Gefallen anfangs ein gedämpftes. Weder der Halbgesunde, noch der Frankfurter, der aus den anmutig-fruchtbaren Main- und Rheingegenden kam, konnte von den milden Reizen der elsässischen Landschaft in so starkem Maße hingerissen sein. Aber die schwellende Lebensfreude, die, nach den ersten blassen Wochen, beständig steigend sich ihm mitteilte und ihn mit nie gekanntem Wohl- und Hochgefühl durchströmte, vergoldete ihm jeden Winkel des Landes; und was die Gegenwart offen ließ, vollendete die verklärende Erinnerung, in der der Dichter das Elsaß, wo er seine körperliche und geistige Wiedergeburt erlebt hatte, nur noch als ein einziges, in flutendem Lichte schwimmendes Bild sah.

Anfang April kam Wolfgang in Straßburg bei noch schwankender Gesundheit an. Als er in die ehemalige deutsche Reichsstadt einfuhr, ahnte er, daß es sich hier entscheiden müsse, ob er als Kränkling weiter die wichtigsten Jahre seiner Entwicklung durchleben und ob die hohen Träume seiner Jugend von zukünftigem Glück und zukünftiger Größe wie Seifenblasen zerstieben sollten oder nicht. Von solchem Zweifel gedrückt schlug er, kaum im Wirtshaus zum Geist abgestiegen, ein Denkbüchlein auf, das ihm Rat Moritz auf den Weg gegeben, und fand den Bibelvers: „Mache den Raum deiner Hütten weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare seiner nicht. Dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest. Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken", und wundersam war er bewegt. Der tröstende Zuspruch des Bibelorakels mochte dazu beitragen, die gottvertrauende, religiöse, weiche Stimmung, die in ihn unter dem Einfluß der Klettenberg und der Krankheit eingezogen war, noch eine Zeitlang zu erhalten.

„Wie ich war, so bin ich noch", schreibt er in den ersten Straßburger Tagen an den Leipziger Stubennachbar, den Theologen Limprecht, „nur daß ich mit unserm Herrgott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo." „Wer nicht wie Elieser", predigte er einige Monate später einem Freunde in Worms, „mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kamele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu helfen. Denn wie wollte dem zu raten sein, der sich von Gott nicht will raten lassen... Reflexionen sind eine sehr leichte Ware, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unseren Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohltaten überschüttet... Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt."

Straßburg, in dem damals außer der Garnison und den Be-

amten wenig an die Zugehörigkeit zu Frankreich erinnerte, machte beim Eintritt auf Goethe einen geringen Eindruck. „Es ist nicht ein Haar besser noch schlimmer als alles, was ich auf der Welt kenne, d. h. sehr mittelmäßig.“ So urteilt er nach den ersten vierzehn Tagen. Aber je mehr die trüben Augen sich erhellen, desto mehr steigt die Stadt in seiner Wertschätzung.

Ein nicht geringer Anteil an diesem Umschwunge muß seiner Mittagsgesellschaft zugesprochen werden. Er speiste bei den Jungfern Lauth in der Knoblochsgasse und fand dort einen sehr angenehmen Kreis. Es waren anfangs ungefähr zehn, später zwanzig wackere Genossen beisammen, fast sämtlich einem höheren Zuge folgend, in der Mehrzahl Mediziner. Ihr Oberhaupt war der Aktuarius beim Vormundschaftsgericht Johann Daniel Salzmann, ein Junggeselle von achtundvierzig Jahren, der in seinem Amte sich der Witwen und Waisen aufs fürsorglichste annahm. Erfahrungen, Lektüre, Nachdenken hatten ihm einen reichen Schatz von Lebensweisheit zugeführt, und da sie sich mit Milde, Würde, männlicher Tüchtigkeit und einem reiferen Alter paarte, so war ihm seit Jahren die Leitung der Tafelrunde zugefallen. Sein reges literarisches Interesse verband die jungen Tischgenossen über die Tafel hinaus in einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften, in der er ebenfalls das Szepter führte. Von allen Genossen schloß sich ihm Goethe am engsten an, und auch er gewann den feinfühligen und feurig strebenden Jüngling herzlich lieb. Ein anderes Mitglied der Tischgesellschaft war der Theologe Franz Lerse aus Buchsweiler im Elsaß, Goethes Liebling und von ihm im Götz verewigt. Seinem sauberen, netten Äußeren entsprach sein Inneres. Ein redlicher, klarer, bestimmter Jüngling von reiner, edler Seele, die ihm aller Vertrauen erwarb und ihn befähigte, bei Händeln als Schiedsrichter zu walten. Sein Sinn für Kunst und Dichtung und sein trockener Humor rundeten seine Persönlichkeit angenehm ab. Von ganz anderer Art war der Mediziner Meyer von Lindau, ungewöhnlich schön, begabt, witzig, aber von unbezähmbarem Leichtsinn. Unter den übrigen Mitgliedern

des kleinen Zirkels standen noch zwei Elsässer Goethe nahe: der Theologe Weyland und der Jurist Engelbach, dieser nur noch die ersten Monate mit ihm in Straßburg vereinigt.

Einen wertvollen Zuwachs erfuhr die Vereinigung bei Beginn des zweiten Semesters durch Heinrich Jung, genannt Stilling. Er war ein Mann von großer Zartheit und tiefer Frömmigkeit, dem es erst jetzt mit dreißig Jahren nach seltsamen Schicksalen gelungen war, sich dem Studium der Medizin zu widmen. Sein unverwüstlicher Glaube an Gott beruhte auf den mannigfachen Wechselfällen seines Lebens, in denen er überall das unmittelbare Eingreifen und den persönlichen Anteil Gottes an ihm zu erkennen glaubte. Er war zusammen mit einem älteren Chirurgen Troost, der in Straßburg sich über die Fortschritte seiner Kunst unterrichten wollte, eingetroffen und beim Lauthschen Mittagstisch erschienen. Die Schilderung, die er von seinem Eintritt dort gegeben hat, verkörpert ihn, Goethe und die ganze Gesellschaft so trefflich, daß wir sie mit einigen Kürzungen an Stelle einer Abbildung einrücken können. „Es speisten ungefähr zwanzig Personen an dem Tisch, und sie (Stilling und Troost) sahen einen nach dem anderen hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen den letzteren: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte... Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüber wälzte; er saß Stilling gegenüber und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie

suchte... Herr Trooſt war ſchön und nach der Mode gekleidet; Stilling auch ſo ziemlich. Er hatte einen ſchwarzbraunen Rock mit mancheſternen Beinkleidern; nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwiſchen ſeinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Dieſe hatte er einmal aufgeſetzt, und kam damit an den Tiſch. Niemand ſtieß ſich daran, als nur Herr Waldberg von Wien (wahrſcheinlich Meyer). Dieſer ſah ihn an, und da er ſchon vernommen, daß Stilling ſehr für die Religion eingenommen war, ſo fing er an und fragte ihn, ob wohl Adam im Paradieſe eine runde Perücke möchte getragen haben. Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Trooſt; dieſe lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: ‚Schämen Sie ſich dieſes Spottes! Ein ſolcher alltäglicher Einfall iſt nicht wert, daß er belacht werde.' Goethe aber fiel ein und verſetzte: ‚Probier' erſt einen Menſchen, ob er des Spottes wert ſei! Es iſt teufelmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum beſten zu haben!' Seit dieſer Zeit nahm ſich Herr Goethe Stillings an, beſuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderſchaft und Freundſchaft mit ihm und bemühte ſich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen."

Noch war Jung in Straßburg nicht eingetroffen, als Goethe zu Johannis 1770 mit Weyland, der eine ausgebreitete Bekanntſchaft und Verwandtſchaft im Lande hatte, eine Reiſe nach dem unteren Elſaß und dem nördlichen Lothringen unternahm, bei der man zugleich Engelbach nach Saarbrücken das Geleit gab. Zunächſt ritten die Freunde nach Zabern, wo ſie das biſchöfliche Schloß und die kühne Bergſtraße, „die Zaberner Steige", bewunderten, dann nach Buchsweiler, wo Weylands Eltern eine gute Aufnahme vorbereitet hatten, von dort über den Baſtberg, auf dem die verſteinerten Muſcheln Goethes volle Aufmerkſamkeit erregten, nach Lützelſtein und dann im Tal der Saar abwärts nach Saarbrücken. Hier kam Goethe in ein reiches, induſtrielles Gebiet, das er dank ſeinen Beziehungen zu dem Saarbrücker Präſidenten von Günde-

rode sorgfältig durchforschen konnte. Der Betrieb der Steinkohlengruben, der Glas- und Eisenhütten, der Alaunwerke und anderer industrieller Anlagen fesselte sein großes, nach allen Seiten hin ausblickendes Auge und flößte ihm die erste Lust zu technischen und wirtschaftlichen Unternehmungen ein, die er später in seinem Weimarischen Amt so vielfach betätigt hat. Nachdem die Freunde sich in Saarbrücken von Engelbach, der dort eine Ratsstelle antrat, getrennt hatten, wandten sie sich über Zweibrücken zurück nach dem Elsaß, das sie bei der Felsenfestung Bitsch wieder betraten. Auf dem weiteren Wege durch das Bärental, in dessen Urwäldern die Stämme zu Tausenden faulten, traf Goethe von neuem Eisen- und Kohlenwerke, während in den Bädern von Niederbronn ihn der Geist des Altertums umspülte, dessen Trümmer in Resten von Reliefs, Säulenknäufen und -schäften ihm mitten aus den Bauerngehöften gar seltsam entgegenleuchteten und ihm nicht lange nachher den feinabgestimmten Hintergrund zu seinem „Wanderer" lieferten.

Mit neuer Lebenskraft und Lebenslust von der schönen Reise heimgekehrt, pflegte er mehr und mehr eine heitere, abwechselungsreiche Geselligkeit. Zwar den Umgang mit den frommen Leuten, an die er namentlich durch die Klettenberg empfohlen war, gab er nach kurzer Zeit auf, da sie ohne den Geist der Freundin mit ihren eintönigen, erbaulichen Betrachtungen ihm bald von Herzen langweilig wurden. Dagegen hatte er sich von Salzmann in zahlreiche Familien einführen lassen, in deren Mitte er viele Stunden verbrachte. Der Familienverkehr regte in ihm das Bedürfnis an, seine lange brachgelegenen geselligen Talente auszubilden, und während er in Leipzig dem Rat der Frau Böhme, Kartenspiele zu lernen, mit Trotz begegnet war, folgte er jetzt willig dem gleichen Rate seines väterlichen Freundes. Auch seine alte Abneigung gegen das Tanzen überwand er und gab sich, nachdem er vorher auf den Tanzböden der Vorstädte mit den geputzten Mägden die Taktfähigkeit seiner Glieder erprobt hatte, bei einem französischen Tanzmeister in die Lehre.

Dieser Unterricht führte Goethe zu einem kleinen Liebesabenteuer, das ihn über seine gefährliche Zündkraft aufklären sollte. Der Tanzmeister hatte zwei hübsche, junge Töchter, die den Vater im Unterricht unterstützten. Der Schüler wirkte magnetisch auf die Herzen beider, jedoch stärker auf das der älteren, Lucindens; aber auch Emilien, der jüngeren, die Herz und Hand bereits vergeben hatte, begann nach einiger Zeit vor dem schönen Studenten bange zu werden. Sie bat ihn, ihr Haus zu meiden, was er um so eher könne, als er den Tanzkursus bereits mit größtem Erfolg durchlaufen habe. „Und damit es wirklich das letzte Mal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde," und küßte ihn aufs zärtlichste. In diesem Augenblicke flog die Seitentür auf, Lucinde stürzte heraus und überhäufte ihre Schwester mit leidenschaftlichen Vorwürfen. Es sei nicht das erste Herz, das sie ihr entwende, tausend Tränen hätten sie schon die Triumphe der Schwester gekostet. „Nun hast du mir auch diesen weggefangen... Ich weiß, daß ich ihn verloren habe, aber du sollst ihn auch nicht haben." Bei diesen Worten faßte sie den verwirrten und erschrockenen Goethe beim Kopfe und küßte ihn wiederholt auf den Mund. „Fürchte meine Verwünschung, Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erstenmal nach mir diese Lippen küßt!" Sie glaubte mit der Verwünschung die Schwester zu treffen. Goethe entzog sich den unheimlichen Liebkosungen und verließ das Haus, um es nie wieder zu betreten. —

Wenn wir Goethe gegen Ende des ersten Semesters bereits inmitten eines weiten und großen Verkehrs und bald auf Reisen, bald in Straßburg finden und wenn wir, wie wir bald Gelegenheit haben werden, neben diesen geselligen Zerstreuungen eine vielseitige Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft beobachten, so fragen wir uns mit einiger, dem väterlichen Herzen entlehnter Sorge: Wie steht es mit dem Fachstudium? Wiederholt sich hier das Leipziger Spiel, daß der ungeheure Lern- und Lebenstrieb des Jünglings ihn seinen nächsten Aufgaben

entrückt und damit die sichere Grundlage der Zukunft wankend macht?

Das Schicksal, das ihm so oft freundlich war, hatte ihn zum guten Glück nach Straßburg geführt. Obwohl die Stadt noch ganz deutsch war, so hatte doch an der Universität französische Art einen gewissen Einfluß gewonnen. So folgte man beim juristischen Studium dem auf das Praktische gerichteten Sinn der Franzosen und verlangte von dem Rechtsbeflissenen keine Kunde der geschichtlichen und philosophischen Entwickelung, sondern einzig und allein die Kenntnis des geltenden Rechts. Diese wurde ohne besondere Mühe von sogenannten Repetenten oder, nach unserem heutigen Sprachgebrauch, Einpaukern den jungen Juristen beigebracht. Goethe bediente sich eines solchen Beistandes, und da er die letzte Zeit in Frankfurt gut genützt hatte und er überdies von seinen Knaben- und den Leipziger Universitätsjahren her mehr besaß als er glaubte, so gelang es ihm trotz aller ernsten und heiteren Ablenkungen, am Ende des Sommersemesters auf die leichteste Weise sein Kandidatenexamen zu bestehen. Er war von nun ab von der Verpflichtung, Vorlesungen zu hören, befreit; es kam vielmehr nur noch darauf an, daß er sich durch eine Dissertation die Doktorwürde erwerbe, um sich durch sie die Rechtslaufbahn zu eröffnen. Die Dissertation, zu deren Ausarbeitung Wolfgang sich einen Zeitraum von einem Jahr ließ, nahm ihn wenig in Anspruch. Er verfügte daher von Oktober 1770 ab über sehr viel freie Zeit.

Eine weniger gediegene Natur als die seinige wäre bei so reichlicher Muße und so verführerischen Vorbedingungen, wie ausgiebige Geldmittel, ausgedehnter und angeregter Verkehr, jugendliche Lebenslust und Frauengunst, entartet. Für die seinige waren sie ein Mittel, um die großartige Harmonie seines Geistes herzustellen. Einen guten Teil seiner freien Zeit verwendete er zur Erweiterung seiner medizinischen Kenntnisse. Für die Medizin war sein Interesse schon in Leipzig durch die Tischgesellschaft bei Hofrat Ludwig geweckt worden. In Frankfurt hatte er in der Kranken-

stube die Disziplin weiter verfolgt, und es hatte in Straßburg kaum des täglichen Umgangs mit Medizinern bedurft, um ihn anzureizen, sich in der ärztlichen Wissenschaft genauer als bisher umzusehen. In einem Umfange, als ob die Medizin sein zukünftiger Beruf werden sollte, lag er vom Beginn des zweiten Semesters diesem Studium ob. Er arbeitete auf dem Seziersaal, besuchte die innere und geburtshilfliche Klinik und versäumte daneben nicht die Hilfswissenschaften, wie die Chemie, die seine heimliche Geliebte geblieben war.

Eine Nebenwirkung des medizinischen Studiums war ihm nicht unerwünscht. Es heilte ihn von jeglichem Widerwillen gegen das Häßliche und Ekelhafte am kranken oder toten Körper. Auch von anderen physischen und geistigen Schwächen suchte er sich zu befreien. So bekämpfte er das Schwindelgefühl, indem er den höchsten Gipfel des Münsters erstieg, in dem sogenannten Hals unmittelbar unter dem Knopf etwa eine Viertelstunde saß und dann ins Freie auf eine Platte trat, die kaum einen halben Quadratmeter groß war, so daß es ihm war, als ob er in der Luft schwebe. Dieses Experiment wiederholte er so oft, bis er auf den schwindelerregendsten Stellen sich mit gänzlicher Sicherheit bewegen konnte. In ähnlicher Weise beseitigte er seine Empfindlichkeit gegen starken Schall. Abends beim Zapfenstreich ging er neben den Trommlern her, ob ihm auch deren Wirbel das Herz im Busen hätte zersprengen mögen. Auch die bangsame Furcht vor Kirchhöfen, Kirchen und anderen einsamen Orten, sobald sie im Dunkeln liegen, rottete er durch häufige nächtliche Besuche so mit der Wurzel aus, daß er späterhin mit allen Künsten der Einbildungskraft kaum wieder die Schauer der Jugend sich zurückrufen konnte.

Es hätte sich nicht gelohnt, diese kleinen Züge dem Dichter nachzuerzählen, wenn sie nicht die strenge Selbsterziehung und die außerordentliche, gegen seine eigenen Schwächen gerichtete Energie bekundeten. Wer von den vielen tausend tapferen Männern, die an Schwindel leiden, würde ihm jene halsbrecherischen, verwegenen Abhärtungsversuche an der Spitze des Münsters nachmachen?

Freilich schien es ihm des Lohnes wert, den Münster bis zur letzten Kreuzblume zu erklettern und alles, was ihn daran hinderte, rücksichtslos niederzukämpfen. Denn das herrliche Werk Erwins von Steinbach war vom ersten Augenblick an für ihn eine immer reicher fließende Quelle höchsten Genusses geworden. Hier begegnete er einem Kunstwerk von nie geschauter Größe, Erhabenheit und Schönheit. Seine Seele war voll von ihm wie von den Freuden des Himmels, und er kehrte des Abends und des Morgens zu ihm zurück, um es von allen Seiten, aus allen Entfernungen und in jedem Lichte zu betrachten. „Wie oft hat die Abenddämmerung", ruft er wenige Monate nach dem Abschiede von Straßburg in dem Aufsatze von deutscher Baukunst aus, „mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen. Wie frisch leuchtete er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen zu unzählig kleinen Teilen belebt!" Das gewaltige mächtige Werk schien ihm nicht von Menschenhand, sondern eine Schöpfung der Natur zu sein, so alles bis in das Kleinste hinein Gestalt, so alles zweckend zum Ganzen. Mit Grimm warf er die alten ästhetischen Irrlehren vom Ungeschmack des gotischen Stils hinweg. Unter gotisch hatte man ihn alles Ungeordnete, Unnatürliche, Widerspruchsvolle verstehen gelehrt, jetzt schien es ihm das Geordnetste, Natürlichste, Zusammenstimmendste zu sein, das es geben könne. Und was man aufgeflickt, überladen, von Zieraten erdrückt genannt hatte, schien ihm der angewachsene, sinnreichste, schönste Schmuck zu sein, durch eine göttliche Eingebung erfunden, um die Schwere der Massen aufzuheben und dem Ganzen ebenso den Eindruck unerschütterlicher Festigkeit wie anmutiger Gefälligkeit zu geben. Nicht lange genügte ihm das bloße Schauen und Staunen. Er begann zu untersuchen, zu messen und zu zeichnen. Er bemühte sich, das Fehlende und Vollendete in der Zeichnung herzustellen, besonders den Turm. Seinem feinen

Auge ergab sich dabei die Vermutung, daß für den Turm eine fünfspitzige Krönung ursprünglich geplant gewesen sei, eine Vermutung, die zu seiner freudigen Überraschung in dem Originalrisse ihre Bestätigung fand.

Der auf französischen Boden für das Vaterländische erglühende Jüngling glaubte in der Gotik den echten deutschen Stil sehen zu dürfen; mit Begeisterung taufte er gotisch in deutsch um und verkündete in dem brausenden Nachhall der Straßburger Münsterstudien „Von deutscher Baukunst Erwins von Steinbach" die Herrlichkeit dieses Stils der Mitwelt mit flammender Zunge.

Der Beginn der literarischen Revolution

Wie einst Lessings Laokoon den Glauben des jungen Goethe an die herrschenden Lehrsätze der Ästhetik erschüttert hatte, so jetzt das himmelstrebende, schönheitsvolle Baudenkmal Erwins. Und um wie viel stärker das Kunstwerk als die Kritik wirkt, um so viel stärker war die Erschütterung. Zudem bestätigte ihm das Werk dunkel vorgeahnte Einsichten über das Wesen der Schönheit und das Walten des Genies und öffnete breiter die Pforten seiner Seele zu einer neuen Offenbarung über Welt, Leben und Kunst, die sich in Straßburg über ihn ergoß und an ihm den begeistertsten Jünger und glänzendsten Erfüller fand.

Diese neue Offenbarung, deren Wirkung Goethe richtig als die deutsche literarische Revolution bezeichnet, hatte sich von lang her vorbereitet.

Der dreißigjährige Krieg hatte die geistige und materielle Kultur Deutschlands verschüttet und die unsägliche, allmählich noch wachsende politische Zersplitterung alles ins Enge und Unbedeutende gerückt. Armselig und kleinlich: diese beiden Worte charakterisieren die deutschen Zustände in dem Jahrhundert von 1648—1740. Die Naturkraft des deutschen Volkes war aber zu urwüchsig, um dauernd in dieser kleinlichen Armseligkeit verharren zu können. Wie es sich ihr langsam auf materiellem Gebiet entrang, so auch auf geistigem.

Seit 1740 sehen wir bald hier, bald dort, bald unter dieser, bald unter jener Form den deutschen Geist sich aufrichten gegen die Schlaffheit, Schiefheit und Engbrüstigkeit, in die er verfallen war. Von Süden, von der Schweiz her entströmte der Theorie, vom Norden den Taten des Preußenkönigs ein frischer Luftzug, der die Phantasie als die Mutter alles Bedeutenden weckte.

Die Erscheinung Friedrichs des Zweiten gab aber daneben durch ihre Größe ein Bewußtsein von dem Kleinen, in dem man lebte. An seiner Persönlichkeit wie an seinem Staate, der sich

neben den anderen deutschen morschen, verbauten oder winzigen Staatsgerüsten durch sein mächtiges, ehernes, blankes, zweckmäßiges Gefüge imponierend erhob, konnten sich die jugendlichen Seelen emporrecken, gleichviel wie sie sich mit ihren Sympathien zu ihm stellen mochten.

Nachdem Klopstock das deutsche Empfindungsleben aufgerüttelt hatte, erglänzte das herrliche Schwert Lessings und durchhieb die Netze mißverstandener Kunstlehren, falschen Regelzwanges, toten Buchstabenglaubens und liebloser Orthodoxie. Und neben die reinigenden Arbeiten stellte er die schöpferischen, in denen er mit Klopstock wetteifernd seine Landsleute vom Geschmack am Platten und Mittelmäßigen entwöhnen half.

Aber die Pflugschar mußte tiefer in den deutschen Geistesboden einreißen, ehe eine neue Saat kräftig daraus emporsprießen konnte. Einem solchen Umpflügen kam auch die Sehnsucht der Zeit entgegen. Es war insbesondere die vorwärts stürmende Jugend, die mit einer Besserung des Alten nicht abzufinden war. Nicht Reformation, sondern Revolution war ihre ausgesprochene Losung. Und so bildete sich eine Epoche heran, in der man sich nicht mehr mit dem Großen begnügte, sondern das Ungeheure und Unfaßliche verlangte, in der nicht mehr das Helle und Klare, was jedermann sieht und sehen kann, befriedigte, sondern das Halbdunkle, das uns himmlische Wahrheiten und Schönheiten erahnen, fühlen, erträumen läßt dort, wo Verstand und Auge nicht mehr hinreicht. Denn mit richtigem Instinkt fühlte man, daß das Sicht- und Faßbare, Zeig- und Lehrbare nicht das Letzte sein könne; es mußte Wurzeln haben, die im Verborgenen liegen und sich nur dem ahnenden Geiste andeutend erschließen. Deshalb wendete man der verstandesmäßigen Lehre und Aufklärung ebenso den Rücken wie der gläubigen Unterwerfung unter irgend ein Dogma, System oder Lehrbuch. Mit Inbrunst umfaßte man dagegen den ästhetischen und religiösen Mystizismus. Und um so lieber neigte man zu ihm hin, als auf unserem Vaterlande eine so öde Nüchternheit lagerte, daß man glücklich war, sich am Er-

habenen und traumhaft Geschauten berauschen zu können. Durch eine solche Hingabe an das Mystische gewann man zugleich einen Zusammenhang mit geheimnisvollen Kräften, die das Weltganze durchweben und durchwehen, und je weniger man in dem absolutistischen Staate bedeutete, je mehr man sich in ihm als bloße Ziffer, als blut- und geldsteuerzahlende Puppe fühlte, desto mehr war man davon entzückt, ein Teil des unendlich Großen, ein Stück des Weltgeistes zu sein und an einer Souveränität teilzunehmen, die der kleinen irdischen Duodezsouveränität geringschätzig spottete.

Was das Individuum vom Göttlichen in sich trug, war sein *Genius*. Dieser Genius konnte und durfte volle Freiheit von allen Menschensatzungen in Leben, Kunst und Wissenschaft beanspruchen. Was Menschen gesetzt und bestimmt hatten, war Einschränkung, Willkür, Ungerechtigkeit. Nicht also im Gehorsam gegen das Gesetz und gegen die Regel, sondern nur im Gehorsam gegen den Genius konnte das Heil liegen. Wer siegreich vorwärts schreiten wollte, mußte *seinen* Weisungen folgen, d. h. kein Regelmensch, kein Nachbildner, sondern ein *Original* sein.

Außer in der Stimme des eigenen Genius fand man die reine Offenbarung des göttlichen Geistes nur noch in der *Natur*. Daher „Anschluß an die Natur" der bald andächtige, bald bacchantische Ruf der feiner organisierten, strebenden Jugend. Demgemäß fand man in der Poesie das Höchste und Größte, was Menschen je geleistet, da, wo die Einzelnen oder die Völker ohne Regelzwang ganz der Eingebung des Genius gefolgt waren; bei den Griechen in Homer, bei den Schotten in dem keltischen Barden Ossian, bei den Engländern in Shakespeare; sodann in der Bibel und im Volkslied. Auf diesem Wege suchte die Jugend sich wenigstens *innerlich* zu befreien, das Recht des Subjekts, die Möglichkeit der naturgemäßen Entfaltung und ungehinderten Bewegung wenigstens im Reiche des Geistes zu erlangen, da ihr äußerlich Staat und Gesellschaft Hand- und Fußschellen anlegten, die Perücke aufs Haupt drückten, mit Schminke und Puder das Ge-

sicht verklebten und bestäubten und sie durch zierliche Manschetten und Brustkrausen an ungeniertem Dehnen und Recken hinderten. Eine Jugend mit solchen starken, siedenden Gefühlen bedurfte der teilnehmenden Seelen, in die sie ihr volles Herz ausschütten konnte; daher sich ein in Deutschland nie erlebter Freundschaftskultus entwickelte. Eine Jugend mit solchem Kraft- und Souveränitätsbewußtsein bedurfte der Aktion. Da aber in dem schläfrig dahinschleichenden bürgerlichen Leben unseres guten Vaterlandes entweder nichts geschah oder alles so geschah, daß es auf die geleiteten Massen wie Regen und Schnee niederfiel, und da die Machtmittel fehlten, an diesen Zuständen etwas zu ändern, so warf sich das ganze Aktionsbedürfnis auf die Dichtung, und man verlangte in ihr überall Handlung, leidenschaftliche, stürmische Handlung. Daß endlich die bisherige Sprache nicht als Bett für die neue, übermächtige Flut der Gefühle genügen konnte, war klar. Nicht der wohlgeordnete Fluß der Rede, sondern nur ein begeistertes Stammeln, ein ekstatisches Lallen konnte von dem inneren Drängen und Stürmen Kunde geben, konnte dem freien, ungehemmten, urstarken Leben Ausdruck verleihen.

Nicht mehr der schwächliche Gedanke, sondern die kraftvolle und willensmutige Tat; nicht mehr die vernunftgetragene Überfeinerung einer hochentwickelten und müde gewordenen Kultur, sondern die ursprüngliche Einfalt und Tiefe naturnahen Lebens; nicht mehr die Zerrissenheit der überstiegenen Neuzeit, wo alle Seelenkräfte des Menschen auf getrennten Bahnen gingen und sich befeindeten und ausschlossen, sondern die Einheit, in der der Mensch einst ganz gewesen war, in der sein Denken mit seinem Empfinden, sein Wollen mit seinem Handeln zu einem leidenschaftlichen Wirbel verschmolz. Redlichkeit und Kraft, Natur und Freiheit, innere Selbständigkeit und begeisterungskühne Tat sind die Losungsworte dieser Bewegung, die sie dem Vernunft- und Kulturstolz der Aufklärung entgegenwarf, um von ihr zurückzugreifen auf das große, reiche, allumfassende Leben selbst, in die Urtiefen der lebendigen und allwirkenden Weltnatur.

Gedankenströme, die in diese Richtung wiesen, waren schon im Schoße der Aufklärung langsam herangewachsen. Klopstocks gefühlsmächtige Begeisterung, wenn auch zu abseits gerichtet von den Dingen dieser Welt, Lessings Kampf für das Wahre und Echte, Winckelmanns Hinweis auf die „edle Einfalt" des Altertums, nicht minder aber auch Wielands leichtes Tändeln mit der natürlichen Sinnlichkeit des Menschen und ihren unabweislichen Forderungen bereiteten die große Geisteswendung des Sturmes und Dranges vor. Auch französische und englische Einflüsse wirkten mit, so jene des englischen Empirismus, der das Recht der Erfahrung verfocht, des französischen Sensualismus, der den Vorzug der Sinneswahrnehmung ins rechte Licht rückte, der englischen Vorromantik, die in Bischof Percys Sammlung die alten Volksballaden wieder auferweckte, Shakespeare wieder zu seiner wahren Bedeutung erhob und in Youngs Gedichten die Töne des Schwermütigen und Düstern von neuem erklingen ließ. Die eigentlichen Keime der Bewegung aber lagen in zwei empfindungsgewaltigen Geistern des östlichen Deutschlands und der französischen Schweiz: schon im Jahre 1749 hatte Rousseau eine Preisfrage der Dijoner Akademie dahin beantwortet, daß die Zerspaltenheit der Kultur den Menschen verdorben habe, daß er an der Einfachheit der Natur sich wieder aufrichten müsse; Hamann, der Königsberger Zollbeamte, war um die gleiche Zeit durch eine pietistische „Erweckung" vom Weltkind zum gläubigen Gottesseher entbrannt und verkündete nun in dunkler Rede, daß nicht der Verstand, sondern „Sinne und Leidenschaften" die Urkräfte der menschlichen Seele und zugleich ihre tiefsten und reinsten Teile seien.

Hamanns Schüler und Vollender war Herder, der eigentliche Prophet und Befreier des Sturmes und Dranges. Was bei Hamann noch in religiöser Gebundenheit und leidenschaftlicher Dumpfheit verschlossen lag, verwandelte er in freie Weltlichkeit und ließ es weit über alle Dinge der Erde und des geschichtlichen Lebens hinströmen; der rätselvolle Spruch des Sehers

klärte sich bei ihm zur begeisterten hymnischen Rede, einer geistes-wissenschaftlichen Prosa, wie sie gedankenreicher und gefühlsschwellender nie in Deutschland geschrieben worden ist. Er wurde der Sammelpunkt für die Strahlen, die, aus Griechenland, England und Frankreich kommend, in den Köpfen der deutschen Jugend ein neues Feuer entzündeten; er hatte all das in sich aufgenommen, was seinen Vorgängern originell Bewegendes eigen war. Er vereinigte in sich den erhabenen Schwung Klopstocks, die große, schaffende Kritik Lessings, die selbstgewisse Subjektivität und Naturfreudigkeit Winckelmanns, die Abneigung Hamanns gegen Regeln und System und dessen Vorliebe für das Schauen, Ahnen und Prophezeien, für das Ursprüngliche, Dunkle und Tiefe. Alle revolutionären Keime hatten in seine Brust sich gesenkt, und sie waren in ihm zu einer neuen, großartigen Auffassung des Geisteslebens aufgegangen. So konnte er 1770 mit seinen sechsundzwanzig Jahren als das eigentliche Haupt der deutschen revolutionären Richtungen angesehen werden.

Aber Herder war kein Führer, der zum Siege führen konnte. Ihm gebrach der persönliche Zauber, der die Truppe mit Leib und Seele an den Feldherrn bindet, ihm fehlte zum dithyrambischen Schwunge seiner Beredsamkeit der anmutende Schmelz, und er entbehrte vor allem des dichterischen Vermögens, die neue Heilsbotschaft in die überwältigende Tat umzusetzen.

Diese Eigenschaften besaß damals nur Einer, und dieser Eine war Wolfgang Goethe. Er war auch der Eine, der stark genug war, um das edle Erz der Bewegung nicht unter seinen Schlacken begraben zu lassen, den wilden Strom von dem Schlamme, den er mit sich wälzte, zu reinigen und ihn fruchtbringend über die Lande zu leiten. Welch wunderbare Fügung, daß zu diesem Einzigen im glücklichsten Augenblicke das hochbegabte Haupt der Revolution geführt wurde, daß dessen Ideen sich auf ihn übertrugen und dadurch Er, der Jüngere, aber Größere und Siegessichere, den Marschallstab in die Hände bekam! —

Herder traf in den ersten Tagen des September 1770 als

Reisebegleiter des Prinzen von Holstein-Eutin in Straßburg ein. Obwohl sein Dienst in dieser Stellung erst Mitte Juni begonnen hatte, so war sie ihm doch wegen des Zwiespaltes mit dem Hofmeister des Prinzen und wegen der Gebundenheit, in der er sich befand, bereits unerträglich geworden. Und er kündigte sie vierzehn Tage nach seiner Ankunft. Eine Operation seiner Tränenfistel nötigte ihn jedoch, in Straßburg weiter zu bleiben. Goethe hatte kaum von dem hervorragenden Ankömmling gehört, als er ihn aufsuchte. Da er freundlich empfangen wurde, so verfehlte er nicht, seine Besuche zu wiederholen. Bei der sehr langwierigen und schmerzhaften Kur konnte der Student dem Kranken manche nützlichen Pflegedienste leisten und dem Gelangweilten durch Plaudern und Kartenspiel die Zeit vertreiben. Das Verhältnis gestaltete sich immer enger, und nach einiger Zeit war Goethe der tägliche Gesellschafter Herders, der mitunter von früh bis Abends nicht von seinem Zimmer wich.

Herder war nur fünf Jahre älter als Goethe. Aber macht in einem jüngeren Lebensalter dieser Unterschied schon an sich etwas aus, so erweiterte den Abstand der Reichtum an Erfahrungen, Kenntnissen und Einsichten, die Herder vor Goethe voraus hatte. Goethe war noch ein Werdender, Herder ein Fertiger. Seine Lebensschicksale hatten ihn weit umhergeführt. Von Königsberg, wo er Kants und noch mehr Hamanns bestimmenden Einfluß erfahren, war er nach Riga gegangen, von dort hatte er auf langem Seewege, der ihm die Größe des von Goethe noch nie geschauten Meeres sichtbar machte, sich nach Frankreich begeben und fast sechs Monate in dem ersten Kulturlande des damaligen Europas geweilt. In Paris, wo er anderthalb Monate lebte, hatte er „Bücher und Menschen, Deklamation und Schauspiel, Tänze und Malereien, Musik und Publikum“ nach Möglichkeit zu kosten gesucht. Mit Diderot, d'Alembert, Barthelemy und anderen schriftstellerischen Größen war er bekannt geworden. Von Paris wandte er sich nach Brüssel und Antwerpen, wo alles Sehenswürdige der niederländischen Kunst besichtigt wurde. In Leyden lernte er

den ausgezeichneten Philologen Ruhnken kennen, und endlich brachte ihn sein Weg nach Hamburg, wo er mehrere Wochen den Verkehr Lessings genoß.

Mit dieser schwerwiegenden Summe von Welt- und Menschenkenntnis vermählte sich sein tiefer Geist, der die Literaturen der Alten und Modernen in weiter Ausdehnung durchforscht und aus ihnen die feinsten und fruchtbarsten Gedanken gesogen hatte. Noch war von dem, was ihn bewegte, nicht viel in die Öffentlichkeit gedrungen; außer Kleinigkeiten waren erst Fragmente über die neuere deutsche Literatur und die Kritischen Wälder veröffentlicht. Aber es lagen ihm, wie uns Goethe bezeugt, bereits die Grundlinien zu allem, was er später ausführte, vorgezeichnet da. Er vermochte deshalb dem jungen Freund mit dem vollen Glanze seines Gedankenschatzes entgegenzutreten.

Nicht leicht wurde es dem treu dienenden Jüngling, seinen Durst an Herders Quellen zu löschen. Denn dem liebenswerten Geiste hatte die Natur ein herbes Gemüt gesellt, das nur zu leicht geneigt war, für Unbilden des Lebens sich durch Verhöhnung anderer zu rächen, und um so eher ließ er sich dazu verleiten, ein je Stärkerer und Glücklicherer ihm nahe kam. So sauste denn auch auf den Rücken des herzensguten Wolfgang, der dem vorzüglichen Manne hätte zuliebe tun wollen, was er ihm nur an den Augen absehen konnte, oft die Peitsche seines stacheligen Spottes nieder, so daß noch ein Jahr später die Striemen ihn juckten und er ein bißchen „Hunderemineszenz" an die Herdersche Krankenstube hatte. Nichts ließ Herder ungeschont. Bald waren es Goethes Name, bald sein falscher Geschmack, bald unschuldige Eigenheiten oder Liebhabereien, bald sein mangelnder Scharfsinn, worüber er seine scharfe Lauge ausgoß; aber nichts konnte Goethe dazu bringen, von dem großen Manne zu lassen. Er rang mit ihm wie Jakob mit dem Engel des Herrn und hielt ihn fest, bis er ihn segnete.

Es war eine neue morgenrötliche Welt, von der Herder ihm den Vorhang wegzog, eine Welt, die er schon manchmal dumpf

gefühlt, die ihm aber bisher im traumhaften Nebel geblieben war. Diese Welt jetzt als wirklich zu schauen und sie als gut und schön überzeugend dargestellt zu hören, das gab seinem Geiste Schwingen, deren mächtige Flugkraft er mit freudigem Schauer vorempfand. Aus der Erinnerung an jenes wonnige Emporschweben konnte er mit Recht in späten Jahren jene Zeit trotz allem anderen als wunderbare, ahnungsvolle und glückliche Tage bezeichnen und die Bekanntschaft mit Herder das bedeutendste Ereignis nennen.

Prüfen wir im einzelnen, was Goethe von Herder empfing und empfangen konnte. Zunächst die große, tiefdringende Methode, mit der Herder forschte. Er gehörte nicht zu den Leuten, die sich damit begnügen, die Dinge zu registrieren und zu beschreiben, sondern er spürte überall den seelischen Wurzeln nach, aus denen sie hervorgewachsen waren. Bei diesem Spüren ergab sich ihm, daß, um die Ursachen der Dinge kennen zu lernen, man sie nicht isoliert, sondern im Zusammenhange ihrer ganzen Umgebung betrachten müsse. Diese Umgebung war aber bei geistigen Dingen für Herder nicht weniger als alles: Land, Klima, Religion, Mythus, Verfassung, Denk- und Lebensart usw. Mit umfassendem Geiste legte er dar, wie alle Dinge ihr eigenstes Leben führen und dennoch zusammenwirken, wie aus der Fülle der lebendigen Einzelformen das große Bild der Welt als einer Allnatur im schwellenden Reichtum zusammenwächst.

Herders Hauptinteresse galt der Poesie. Worauf ruht, woher entspringt die Poesie? Geleitet von dem Satze Hamanns: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts", erkennt Herder, daß die Wurzeln der Poesie und der Sprache sich verflechten. „Denn was war die erste Sprache als eine Sammlung von Elementen der Poesie? Eine Nachahmung der tönenden, handelnden, sich regenden Natur ... die Natursprache aller Geschöpfe, vom Verstande in Laute gedichtet, in Bilder von Handlung, Leidenschaft und lebender Einwirkung personifiziert ... eine beständige Fabeldichtung voll Leidenschaft und Interesse." Im Laufe der Zeit, mit der Entfernung von der Natur, bildete sich freilich die Sprache

aus der Poesie zur Prosa um, und jetzt weiß man statt von Schönheit nur noch von ihrer Richtigkeit. Man sucht sie überall einzuzwängen und ihrer sinnlichen Schönheit zu berauben. Die Gottschedianer haben mit ihrer Verfolgung des freien Satzbaues, der Neubildungen und des Volkstümlichen alles wässerig gemacht. Aber das kühne Genie durchstößt das von den Sprachgelehrten geforderte beschwerliche Zeremoniell und gräbt in die Eingeweide der Sprache wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Wenn Poesie und Sprache in ihren Ursprüngen eins sind, so kann die Poesie nicht, wie Beschränktheit meint, das Privaterbteil einiger feiner, gebildeter Männer, sondern sie muß eine Welt- und Völkergabe sein (ein Satz, der Goethe entzückte). Die Poesie muß um so höher stehen, je näher das dichtende Volk oder Individuum der Natur steht, daher die herrlichsten Poesien die der ältesten oder der wilden Völker und die der Natursöhne, eines Moses, Homer und Ossian sind. Denn die Kultur ist der Poesie abträglich. Wir haben durch sie die Festigkeit des Auges und der Hand, Sicherheit des Gedankens und des Ausdruckes, Lebhaftigkeit und Wahrheit der Empfindung verloren und dadurch sogar die Fähigkeit, die großen Dichter zu würdigen, den Geist der Natur zu hören, der in ihnen singt.

Aber nicht indem wir Dichterkönige nachahmen, können wir zu Besserem und Höherem gelangen, sondern nur indem wir von ihnen die Kunst zu dichten lernen; die Kunst, die eigene Natur und Geschichte, Denkart und Sprache in der Dichtung widerzuspiegeln; das heißt, wir sollen Nachahmer unserer selbst, Originale sein.

Solche Dichter waren unter den alten Dramatikern Sophokles und Äschylos, unter den modernen Shakespeare. Es ist deshalb verkehrt, Shakespeare nach den Regeln der Alten zu beurteilen. Jeder hat seine Welt im Drama wiedergegeben. Shakespeare fand keine einfältige Zeit mehr vor, und darum können seine Dramen nicht einfältig sein. Er nahm Geschichte, Begebenheit, großes Ereignis, so verwickelt und vielfältig wie sie waren; und

er blieb der Wahrheit und Natur treu, wenn er Weltbegebenheit und Menschenschicksal durch alle die Orte und Zeiten wälzte, wo sie geschehen sind. Hunderte Auftritte umfaßt er mit dem Arme, ordnet er mit dem Blick, erfüllt er mit der einen durchhauchenden, alles belebenden Seele. Er spricht die Sprachen aller Alter, Menschen und Menschenarten, ist Dolmetscher der Natur in all ihren Zungen. Wenn man ihn liest, verschwinden Theater, Akteur, Kulisse. Man sieht nur eine Welt dramatischer Geschichte, so groß und tief wie die Natur. Dem Dichter als dramatischem Gott schlägt keine Uhr auf Turm und Tempel, sondern er hat Raum- und Zeitmaße zu schaffen. In seinem Innern wohnt das Maß von Frist und Raum, und dahin hat er alle Zuschauer zu zaubern, er hat es ihnen aufzudringen.

Wie der Dramatiker aus Shakespeare lernen muß, so der Lyriker aus den Liedern des Volkes und insbesondere den altschottischen Gesängen Ossians, die Herder, wie fast alle Welt von ihrer Echtheit überzeugt, ohne weiteres dem Volksliede gleichstellt. In seiner Charakteristik des Volksliedes reißt er sich aber unbewußt von der genialen Macphersonschen Fälschung los. Das Lied des Volkes, so führt er aus, ist voll Frische, Kraft, Anschaulichkeit; es redet, es begründet nicht, es malt; es ist kein anderer Zusammenhang unter seinen Teilen als unter den Bäumen und Gebüschen des Waldes, daher seine kühnen Sprünge und Würfe. Sprache und Rhythmus sind der genaue Abdruck des inneren Gehaltes und darum mit dem Liede wie zusammengewachsen.

Mit nicht geringerer Begeisterung sprach Herder von der Bibel, die als dichterisches Werk zu schätzen er Goethe zuerst lehrte, und von Homer. Homer nennt er ganz Natur, und Moses stellt er neben Homer und damit auch neben Ossian.

In weiterer Reihe lenkt er Goethe auf Pindars Dithyramben, macht ihn mit Hamanns Lieblingsvorstellungen und -ausdrücken bekannt, liest ihm Goldsmiths Vicar of Wakefield vor, weist ihn auf den großen Spötter Swift und rückt ihm die nordischen Götter- und Heldenlieder der Edda näher.

Durch alle diese Gedanken und Anregungen wurde Herder Goethes Deuter und Befreier. Was in Goethes Genius an dichterischer und sprachschöpferischer Kraft verborgen und gebunden lag, löste er zu bewußter und freier Tätigkeit aus. Deshalb verschlang Goethe gierig alles, was ihm Herder zufließen ließ. Er fühlte das Naturgemäße dieser Nahrung, die sein ganzes Dasein kräftete, weitete und emporhob. Homer, Ossian, Shakespeare wurden seine Lieblingsbücher, wie es die Bibel schon längst gewesen war. Aber während Ossian nach einigen Jahren wieder ins Dunkel zurücktrat, blieben Homer und Shakespeare seine Begleiter durchs Leben.

Die Wirkung von Shakespeare auf Goethe in der Straßburger Periode kann man sich nicht groß genug vorstellen. Zwar hatte ihn bereits früher der Brite so ergriffen, daß er ihn neben Oeser und Wieland als seinen Lehrer feierte, aber gerade diese Nebeneinanderstellung bezeugt, daß ihm die volle Größe des Dichters noch nicht aufgegangen war. Erst durch Herder kam es über ihn. Wenn er jetzt, so erzählt er uns in Wilhelm Meister, Shakespeare in seinem stillen Zimmer las, war es ihm, als ob ein Zauberer ein Geistesheer in ewig drehender Verwandlung um ihn bewegte, und er war verdrießlich, wenn ihn jemand aus dieser Zauberwelt herausriß, um ihn von einer anderen zu unterhalten. Alle Vorgefühle, die er jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt hatte, sah er in Shakespeares Stücken erfüllt und entwickelt, und wie Herder glaubte er bei ihnen nicht vor Gedichten, sondern vor den aufgeschlagenen, ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen. Er fühlte, wie er in dem ein Jahr später geschriebenen Manifest „zum Shakespearestag" sich ausdrückt, seine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert. Jetzt erst wagte er es, in die freie Luft zu springen, und jetzt erst begann er zu fühlen, daß er Hände und Füße hatte. Und da er sah, wieviel Unrecht ihm die Herren der Regeln angetan und wieviel freie Seelen noch in ihren Fesseln sich krümmten, so wäre ihm sein Herz geborsten, wenn er nicht täglich versucht hätte, ihre Türme zusammenzuschlagen. Schärfer

als Herder erfaßt er den Angelpunkt der Shakespearischen Dramen, der ihre innere Einheit und dramatische Wirkung sichert, indem er ihn dahin bestimmt, daß das Eigentümliche unseres Ichs, die prätendierte Freiheit unseres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Die meisten der Shakespearekritiker stießen sich besonders an seinen Charakteren. Aber er rufe: Natur, Natur, nichts so Natur als Shakespeares Menschen!

Die Begeisterung für Shakespeare erzeugte in der freundschaftlichen Krankenstube eine Glut, unter der auch Herders sprödes Herz bisweilen hinschmolz, und mehr als einmal umarmte er seinen hingebenden Schüler vor Shakespeares heiligem Bilde.

Minder tief und stürmisch, aber nicht minder nachhaltig und wohltätig war die Wirkung Homers auf Goethe. Um ihn in echter Ursprünglichkeit zu erfassen, nahm er seine griechischen Studien wieder auf, und mitten in einem tausendfach bewegten wissenschaftlichen, geselligen und Liebesleben lernte er brav griechisch, so daß er die Rhapsodien des ionischen Sängers nach kurzer Zeit fast ohne Übersetzung verstand. Was er in Straßburg aus Homer schöpfte, darüber sind wir wenig unterrichtet. Wir wissen nur von Herder, daß Goethe gern von den homerischen Helden sprach, die vor seiner Phantasie schön, groß und frei watende Störche geworden seien.

Die Ossianischen Lieder mit ihren erhabenen Klagetönen und ihren schwermütigen, großen Landschaften gaben ihm mehr ein Ferment für die Stimmung als ein selbständiges Bildungselement, mehr Farbe als Körper. Das Bedeutungsvollste war, daß sich an ihnen seine Liebe zum Volkslied entzündete. Er begann im Elsaß auf den Gesang des Volkes zu horchen, und es gelang ihm, aus den Kehlen der ältesten Mütterchen eine kleine Blumenlese von Liedern zu erhaschen, die er Herder für dessen Sammlung überließ. Indem aber der Dichter in den Born des Volksliedes eintauchte, nahmen die eigenen ihm entquellenden Lieder jenen wunderbaren Wohllaut und jenen entzückenden Hauch

der Einfachheit, Frische und Innigkeit und jene plastische Anschaulichkeit an, die sie von seinen früheren für die Welt gedichteten Erzeugnissen, sowie von denen der Zeitgenossen wie um ein Jahrhundert getrennt erscheinen lassen. Der Tau des Volksliedes entwickelte Goethes Lyrik über Nacht zu voller Blütenpracht. Duftigere Lieder als das Mailied und das Heideröslein und stimmungsvollere als Willkommen und Abschied hat Goethe nicht mehr gedichtet.

Sieben Monate, in denen jeder Tag auf das fruchtbarste lehrreich für Goethe war, dauerte der Aufenthalt Herders in Straßburg. Dem verstimmten Manne, dem gleich am Anfang die Stadt der elendeste, wüsteste, unangenehmste Ort zu sein schien, war sie durch die verfehlte Augenoperation erst recht verleidet, und er war froh, als er Ostern 1771 sie verlassen konnte. Noch erborgte Goethe, da Herder in Verlegenheit geraten war, eine Summe Geldes für ihn, die dieser dem hilfreichen Freunde später als verabredet — mit spöttischen Knittelversen zurücksandte. Ein Jahr nachher meinte Herder in einem Briefe an seine Braut, als diese einmal Goethe rühmend hervorhob, derselbe sei wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und viel zu spatzenmäßig, er sei in Straßburg mitunter der einzige gewesen, der ihn in seiner Gefangenschaft besucht und den er gern gesehen hätte. Die vornehme Nachlässigkeit, mit der er hier von Goethe spricht, war zum besten Teil erkünstelt.

Mit den freien, kühnen Anschauungen, die Goethe aus Herders Lehren empfangen, mit der Begeisterung, die er durch ihn für Shakespeare, Ossian, Homer gefaßt hatte, steckte Goethe seine ganze Tischgesellschaft an und erregte in ihr ein genialisches Brausen, ein das Gewöhnliche und Alltägliche wild überwallendes Wogen. Natur und Freiheit wurden die Leitsterne der jungen Freunde, alles wollten sie aus sich heraus in ungehemmter Freiheit schaffen ohne Künstelei und ohne Zirkelei.

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft —
Trägt die sich nicht von selber vor?

Das war das von Goethe ausgegebene und bald darauf in den Urtext des Faust eingewobene Feldgeschrei. Es bildete die ideale Grundlage für die geselligen Gelage, die die jungen Stürmer zur Erhöhung der Stimmung auf der Plattform des Münsters feierten, wo dann aus gefüllten Römern der scheidenden Sonne zugetrunken wurde.

Mit seinen Vertrautesten hatte Goethe noch besondere Genüsse. So fuhr er oft mit Lerse die Ill hinunter, las mit ihm bei der Laterne in der Ruprechtsau Ossian und Homer und schlief mit ihm in einem Bett zusammen, ohne doch zu schlafen. Oft geriet er da in hohe Verzückung, sprach Worte der Prophezeiung und machte Lerse Sorge, wie dieser ein Menschenalter später in Weimar launig erzählte, er werde überschnappen.

Nicht wenig hob es auch die jungen Männer, daß sie jetzt ihrer Deutschheit von Herzen froh werden konnten und daß sie reichliche Ursache empfingen, mit Geringschätzung auf das sich überhebende Franzosentum herabzusehen. Denn nicht bloß hatten sie von Herder gehört, daß niemand zu wahrer Größe gelangen könne, der nicht seines Volkes Individualität herauskehre, sondern auch, daß die von ihnen schon lange mit Abneigung betrachtete französische Literatur in der Tat nichts tauge. Sie sei bejahrt und vornehm geworden, während Europa nach Verjüngung dürste. Die französische Kritik erschien ihnen ohne schöpferische Kraft, nur verneinend und herunterziehend; die französische Poetik als ein Kerker, in dem das Drama verschmachte; das klassische französische Trauerspiel als eine Parodie von sich selbst. An der vielgepriesenen europäischen Größe Voltaire stieß die Unredlichkeit, der kahle Witz und die kalte Empfindung ab. Es war ihnen offenbar, daß er weder die Bibel, noch Shakespeare, noch die Natur verstanden habe. Bei den Enzyklopädisten wurde ihnen zu Mute, als wenn sie zwischen den unzähligen, bewegten Spulen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingingen. Und nun gar die Materialisten mit Holbach an der Spitze! Sein Système de la nature kam ihnen so grau, so kimmerisch finster, so totenhaft vor, daß sie da-

vor wie vor einem Gespenste schauderten. Das Schicksal Rousseaus, ihres großen Vorläufers, der damals ärmlich und verborgen in Paris lebte, diente nicht minder dazu, sie gegen die Franzosen aufzubringen. Dazu trat die Fäulnis der öffentlichen Verhältnisse Frankreichs, die in Straßburg mit großer Bitterkeit besprochen wurde, und die einen völligen Zusammenbruch des Staates vorausahnen ließ.

Mit Freuden warfen daher die jugendlichen Genossen alles Französische über Bord und fühlten sich an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens von Grund aus bar und ledig. Selbst gegen die Sprache der fränkischen Nachbarn sträubten sie sich und duldeten nicht, daß an ihrem Tische anders als deutsch gesprochen würde.

Dieser freiheitliche und nationale Zug, der die Tischgesellschaft beseelte, fand zu Ostern 1771 eine ansehnliche Verstärkung durch die Ankunft des livländischen Dichters Jakob Lenz. Er stand im Alter von 20 Jahren, war Theologe und fungierte als Hofmeister zweier junger kurländischer Barone von Kleist, die in der französischen Armee Dienste tun wollten. Er war ein nettes, zierliches Persönchen, etwas schüchtern, sanft, von guten Anlagen, hübschen dichterischen Fähigkeiten und mit seiner nach Freiheit und Originalität strebenden Art so recht in den genialen Kreis hineinpassend. Gern aufgenommen, bildete er mit Jung, Goethe und Lerse einen Zirkel, in dem es, wie Jung-Stilling bemerkt, jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist. Aber das Unglück des mit so vielen vorteilhaften Eigenschaften ausgestatteten Jünglings war, daß sein Geist, ohnehin durch zu geringe ernste Beschäftigung wenig fortschreitend, der Spannweite, die er ihm geben wollte, nicht gewachsen war. Er überspannte ihn, und das dünne Gewebe riß.

Daß er einen zu großen Begriff von sich bekam, daran hatte nicht wenig Schuld die Verhimmelung und Verhätschelung, in der man sich damals gegenseitig gefiel, und deren Gefahren selbst Goethe nur durch die Geißelung Herders glaubte entronnen zu

sein. Je weniger aber Lenz durch tatsächliche Leistungen die ersehnte Bedeutung erlangte, desto mehr versuchte er durch Zettelungen aller Art die Gewichtigkeit seiner Person zu erhöhen. Unter diesem Intrigengeist hatte auch Goethe zu leiden, dem Lenzens Liebe und Bewunderung, Neid und Haß in wunderlicher Mischung galten. Doch alles Krankhafte, Grillenhafte, Überspannte trat erst in der Folgezeit allmählich hervor. In den wenigen Monaten, die er in Straßburg mit Goethe noch vereinigt war, dominierten durchaus seine Vorzüge und machten ihn Goethe und den anderen zu einem lieben Kameraden.

Bei seinem starken Interesse für das Theater ergriff er mit Feuereifer Herders Gedanken über Shakespeare und das moderne Drama. Seinem umstürzlerischen Drange, in dem er etwas ganz Neues gebären wollte, genügte jedoch der Herdersche Standpunkt nicht. Er teilte seinen Enthusiasmus für Shakespeare, aber zog aus ihm andere Lehren. Während Herder eine Weltbegebenheit, ein Größe habendes Ereignis nach Shakespeare als die Grundlage des Dramas forderte, ließ Lenz Handlung oder Begebenheit als Motiv nur noch für die Komödie zu; die Tragödie sollte ganz auf der großen oder merkwürdigen Person ruhen. Und für dieses Axiom berief er sich nicht bloß auf Shakespeare, sondern auch auf unsere ältesten Schauspieldichter z. B. Hans Sachs. In seinen „Anmerkungen über das Theater" waren diese Gedanken niedergelegt, und sie wurden in dem Straßburger Kreise mit vieler Wärme aufgenommen.

Außer Lenz verdient noch ein anderer Genosse der Salzmannschen Vereinigung, der Student der Rechte Heinrich Leopold Wagner, der spätere Dichter der „Kindermörderin", genannt zu werden. Zwar hat er während Goethes Straßburger Aufenthalts keine nennenswerte Rolle gespielt, aber da er nicht lange nachher mit zu den Typen der kraftgenialischen Epoche gehörte und zu Goethe in engere Beziehungen kam, so darf er zur Vervollständigung des Bildes nicht fehlen.

Goethe aber blieb unter diesen oft künstlich sich emporsteigernden

Geistern der reine und natürliche Mensch. Und wie immer in seiner Entwicklung äußere und innere Geschehnisse sonderbar zusammenklingen und die seltene Harmonie seines Lebensganges schaffen, so trat nun, da er auf Natur hingewiesen war, das naturhafteste Mädchen ihm entgegen und hob mit ihrer reinen Liebe seine neue lyrische Dichtung ans Licht: Friederike Brion.

Friederike

Mit vieler Feierlichkeit leitet Goethe in der Selbstbiographie die Darstellung seines Verhältnisses zu Friederike ein. Dreimal weist er an bedeutenden Stellen in innigem Tone darauf hin, um erst beim vierten Male unsere Neugierde zu befriedigen. Zuerst zeigt er uns vom Münster ein Plätzchen, wohin ihn ein lieblicher Zauber ziehe, und läßt es wieder versinken; dann versetzt er uns in das Dunkel eines Gebirgswaldes und läßt dort in stiller Nacht die Klänge von Waldhörnern das Bild eines holden Wesens in ihm erwecken, aber die kaum aufleuchtende Erscheinung verschwindet rasch wie ein Meteor; dann reitet er durch den Hagenauer Forst auf Nichtwegen, welche ihm schon die Neigung andeutete, nach dem geliebten Sesenheim — wir erfahren jetzt wenigstens diesen Namen —, und nun glauben wir, würde er uns zur Geliebten führen, aber wiederum biegt er aus, um uns von Herder und dem Landprediger von Wakefield zu unterhalten. Und erst nachdem auch dies erledigt ist, hält er den Zeitpunkt für gekommen, um den Schleier von dem ihm so teuren, ja fast heiligen Bilde, nicht fortzuziehen, sondern allmählich zu lüften, bis wir genügend würdig und vorbereitet sind, um es in seiner vollen, unschuldigen Schönheit zu schauen.

Friederike, von ihren Angehörigen gleich ungeduldig wie von uns erwartet, geht, als sie in die Stube tritt, wie ein Stern am ländlichen Himmel auf. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren, blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arme, und so hatte der Gast das Vergnügen, sie beim ersten Blick in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen.

Goethe war in der ersten Hälfte des Oktober 1770 von Freund

Weyland bei der Familie des Pfarrers Brion, mit der dieser verschwägert war, eingeführt worden. Die Familie des Pfarrers bestand damals aus sieben Köpfen: dem biederen, gutmütigen Vater, der dreiundfünfzig Jahre alt war, der feinen, würdigen Mutter, die sechsundvierzig zählte, vier Töchtern und einem Sohne. Von den vier Töchtern war die älteste nicht mehr im Hause, sie war bereits verheiratet. Von den drei andern war die tätige, schalkhafte Salomea einundzwanzig Jahre, Friederike etwa neunzehn und die dritte, Sophie, ungefähr vierzehn Jahre alt. Nach Goethes Erzählung leitete er seinen Besuch sogleich mit einem lustigen Abenteuer ein, indem er, seiner Vorliebe für Maskierungen nachgebend, in schäbiger Kleidung als armer Student der Theologie auftrat. Am folgenden Morgen jedoch, als ihm Friederike gefallen hatte und er wieder gefallen wollte, verdroß ihn die häßliche Vermummung und er ritt nach Drusenheim, legte die Festkleider des Wirtssohnes Georg an und erschien mit einem Kindtaufkuchen in der Hand wieder in Sesenheim, was zu allerhand Überraschungen und Scherzen Veranlassung gab. Goethe berichtet uns ferner, daß er am ersten Abend mit Friederike einen Spaziergang im Mondschein gemacht, daß er tief glücklich neben ihr hergegangen sei und ganz ihren Reden gelauscht habe, die nichts Mondscheinhaftes an sich hatten. „Die Klarheit, mit der sie sprach, machte die Nacht zum Tage.“ Am andern Tage sitzt er, in süße Träumereien versunken, auf Friederikens Lieblingsplatz, einer kleinen bewaldeten Anhöhe, die durch eine Tafel als „Friederikens Ruhe“ bezeichnet war. An diesem stillen Platz findet ihn Friederike. Eine Unterhaltung entspinnt sich, die von Goethe mit großer Lebhaftigkeit geführt wird. Zusammen kehren sie in das Pfarrhaus zurück. Nach Tisch begeben sich die jungen Leute in „eine geräumige Laube“, wohl die vielberufene Jasminlaube gegenüber dem Pfarrhaus. Dort erzählt Goethe, wie er angibt, das Märchen von der neuen Melusine, das er später in Wilhelm Meisters Wanderjahre aufgenommen hat. Er verbringt einige schöne Tage in der liebenswürdigen Familie, und als er am

14. Oktober in Straßburg anlangt, sitzt ihm ein Widerhaken im Herzen. Schon am nächsten Tage schreibt er Friederike einen Brief (es ist der einzige, der uns aus der Korrespondenz der Liebenden erhalten ist), in dem deutlich das Glücksgefühl der vergangenen Tage nachschimmert.

„Liebe neue Freundin!

Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen: denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören. Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bißchen günstig sein? — Liebe, liebe Freundin, ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist ein anderes. So viel merke ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich hier mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen. — Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid er mir tat, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter anderen Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist es natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte... Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wiederzusehen. Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung wiederzusehen. Und wir anderen mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein Bißchen was leid tut, gleich sind wir mit der Arznei da, und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten,

die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte. — Genug, wir sind hier und sehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo. Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das Wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben. Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern: Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gerne wieder gäbe."

Daß Goethe im Laufe des Winters noch einmal in Sesenheim vorsprach, ist sehr wahrscheinlich. Eine weitere Annäherung brachte ein längerer Besuch — vielleicht zu Fastnacht —, den Frau Brion mit ihren Töchtern in Straßburg machte. Doch war der Verkehr in der Stadt nicht so wohlig und frei wie auf dem Lande, und mit Freude begrüßt daher Goethe die Osterferien, die ihn wieder in Sesenheim mit der Geliebten vereinigen sollten. Am späten Nachmittag des Ostersonnabends besteigt er sein Pferd, und fort geht es in wildem Ritt nach Sesenheim. Die neuere deutsche Lyrik hat bei diesem Anlaß ihr erstes wahres Naturgedicht empfangen, ein Erwecken und Lebendigmachen der nächtlichen Erscheinungen bis zum vollkommenen Umschweben und Umschwingen mit den Regungen des Gemüts.

Es schlug mein Herz — geschwind zu Pferde
Und fort, wild wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.

Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah schläfrig aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr.
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Mut!
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

Trotz der späten Stunde, zu der Goethe in Sesenheim ankam, fand er die beiden ältesten Töchter des Pfarrers noch vor der Tür sitzen; sie schienen nicht sehr verwundert, aber er war es, als Friederike ihrer Schwester ins Ohr sagte, so jedoch, daß er es hörte: „Hab ich's nicht gesagt, da ist er." Am nächsten Tage früh beizeiten rief ihn Friederike zum Spazierengehen. „Ich konnte mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friederikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt, daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. . . . Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Äther, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand. Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohltätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine

Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie, etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen über Rain und Matten leichten Laufes hineilte."

An der Seite dieses sonnigen Geschöpfes zu sein, machte Goethe grenzenlos glücklich. Und da auch Friederike die berückende Kraft des ihr sich hingebenden Dichters an sich erfuhr, so war es natürlich, daß das, was die beiden längst für einander fühlten, in einem warmen Augenblicke zum offenen Bekenntnis kam, und daß dieses Bekenntnis durch die herzlichste Umarmung bekräftigt wurde. Schwerer denn je wurde es diesmal den Liebenden, sich zu trennen.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küssen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Die Trennung wurde minder fühlbar durch einen häufigen Briefwechsel, der nach Goethes Angabe die Neigung noch erhöhte, da Friederikens Briefe denselben Reiz ausübten wie ihre unmittelbare Gegenwart. Von den lyrischen Perlen, deren dieser Briefwechsel nicht wenige geborgen haben wird, ist uns, wie es scheint, nur eine erhalten; diejenige, mit der er ein für die Geliebte gemaltes Band begleitete: „Kleine Blumen, kleine Blätter". Er betete darin (nach der ursprünglichen Fassung des Liedes) zum Schicksal, es möge das Leben ihrer Liebe kein Rosenleben sein. Es war sicherlich sein ehrliches, aufrichtiges Gebet, aber er hatte nicht mit den unbezwinglichen Gewalten seines Innern gerechnet.

Der Mai zog ins Land und lockte den Liebenden öfter denn je in die Gärten und Fluren von Sesenheim. Die Natur hatte

sich mit allen Reizen geschmückt, über die sie in einem schönen Frühling verfügt. In beredten Worten feiert der Dichter die Klarheit des Himmels, den Glanz der reichen Erde, die ätherischen Morgen, die lauen Abende, die jene Tage auszeichneten; und herrlich klingt dasselbe Entzücken aus dem Mailied hervor, um in einem seligen Liebes- und Lebensjauchzen auszutönen.

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Das Glück der Liebenden stand im Zenith. Da erkrankte Friederike — man hielt sie für brustleidend — und der wie ein Nachtwandler dahinschlendernde Dichter wird zum Nachdenken aufgerüttelt. Unter Schmerzen dämmert ihm die Ahnung auf, daß das, was für Friederike tiefer Ernst, für ihn nur ein holder Traum sei. Gerade während eines mehrwöchigen Aufenthaltes, den er von Pfingsten ab in Sesenheim nahm, entwickelt sich in ihm ein langsames Losringen von Friederike. Es ist ein wehmütiges und fesselndes Schauspiel, diesen Prozeß in den Briefen, die er während jener Zeit an seinen Sokrates Salzmann richtet, sich vollziehen zu sehen. In dem ersten Briefe heißt es: „Um mich herum ist's nicht sehr hell, die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herumgeht. Doch ist's immer Land. —

Getanzt hab ich und die Älteste Pfingst-Montags von zwei Uhr

nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht, an einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reschwoog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers und seit der Zeit ist's auch besser.... Und doch wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser, als das alles.

Wer darf sagen, ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind."

Eine Woche später schreibt er: „Ein paar Worte ist doch noch immer mehr als nichts. Hier sitze ich zwischen Tür und Angel.... Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unserer Glückseligkeit so unentbehrlich ist und die mancher Professor der Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt. Adieu."

Aber die Stimmung will nicht besser werden. Nach vierzehn Tagen lesen wir in einem dritten Briefe: „Ich komme oder nicht oder — das alles werd ich besser wissen, wenn's vorbei ist als jetzt. Es regnet draußen und drinne und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster und meine animula vagula ist wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode gekommen ist."

Je länger er bleibt, desto mehr verflüchtigt sich der schöne Traum. In der fünften Woche schreibt er:

„Nun wär es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbar und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe.

Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden. Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt?

frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herum weidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit dreinwiegt. Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden. . . ."

Er kehrt nach Straßburg zurück mit dem Bewußtsein, daß sein Verhältnis zu Friederike ein schönes Wahngebilde sei, das in Leid sich auflösen müsse. Der Gedanke daran begann ihn zu ängstigen. Aber die Macht der süßen Gewohnheit überwiegt und so setzt er den lieblichen Verkehr fort, freilich mehr durch Briefe als durch Besuche. Sein Aufenthalt in Straßburg nahte dem Ende; unmittelbar vor seiner Abreise und seinem letzten Besuche in Sesenheim schreibt er an Salzmann: „Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung! Gestern nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bett gepeitscht! O es sieht in meinem Kopfe aus, wie in meiner Stube: ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt: Sie wissen, wozu es bestimmt war. Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter. Ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um sieben Uhr ist das Pferd gesattelt, und dann Adieu!"

Wie war der Abschied von Friederike? In Dichtung und Wahrheit heißt es: „In solchem Drang und Verwirrung konnte ich nicht unterlassen, Friederike noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht mehr geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute." Begreiflich. Denn er verließ, wie er acht Jahre später Frau von Stein mitteilte, Friederike in einem Augenblick, wo es ihr fast das Leben kostete. Goethe hatte nicht den Mut, in diesem Augenblick Friede-

riken offen die Zielloſigkeit ihres Liebesbundes einzugeſtehen. Er hat dies erſt ſchriftlich von Frankfurt aus getan. Er erhielt darauf eine Antwort von Friederike, die ihm das Herz zerriß. „Es war dieſelbe Hand, derſelbe Sinn, dasſelbe Gefühl, die ſich zu mir, die ſich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erſt den Verluſt, den ſie erlitt, und ſah keine Möglichkeit, ihn zu erſetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig, ſtets empfand ich, daß ſie mir fehlte und, was das Schlimmſte war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlaſſen,* hier war ich zum erſtenmal ſchuldig. Ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet und ſo war die Epoche einer düſteren Reue ... höchſt peinlich, ja unerträglich."

Um aber der inneren Abſolution würdig zu werden, ſtrafte er ſich noch härter, als es das Leben tat, durch die Dichtung, durch die Schöpfung der ſchwachen, treuloſen, durch Vergiftung und durch den Stahl des Rächers endenden Liebhaber: Weislingen und Clavigo. Doch errang er ſich die Losſprechung auch auf dieſem Wege nicht ganz. Die peinigenden Erinnerungen tauchten immer wieder auf und trieben ihn, wie wir ſehen werden, nach Jahren noch einmal in das ſchlichte elſäſſiſche Pfarrhaus, wo Friederikens edle, verſöhnte Seele ſie endlich von ihm ſcheuchte.

Was trennte Goethe von Friederike? Warum fühlte er, daß keine Möglichkeit ſei, mit ihr ſein Leben zu verknüpfen?

Hier bleibt nur eine Antwort: es riß ihn fort der gewaltige Selbſtentwicklungsdrang ſeiner Natur, die nach immer höheren Zielen verlangte und ſich nicht an einem einzelnen, beſchränkten Punkte verſtricken und einſpinnen wollte. Gerade jetzt hatte Herder ihm die ſeiner Natur gemäßen Pfade gewieſen, ihn mit der freudigen Sicherheit des Weges beſchenkt und dem Staunenden die ganze innere Weite der Welt und des Lebens eröffnet. Einem

* Goethe ſtellte ſich früh und ſpät gern als den von Kätchen Schönkopf „Verlaſſenen" hin, weil ſie ſo bald nach ſeiner Trennung von ihr einem Anderen die Hand gereicht hatte.

solchen dämonischen Lebens- und Freiheitsdrange gegenüber, der wie ein Naturzwang sich geltend macht, ist es übel angebracht, von Recht oder Unrecht zu reden. Ein großer Denker hat einmal das feine Wort gesagt: „Goethe war den Frauen untreu, weil er sich selbst treu war.“ Treu sich selbst! Große Genien sind minder Herren ihrer selbst als andere Erdensöhne, sind Gefesselte ihrer inneren Bestimmung. Sie gleichen gewaltigen Naturkräften, die den in ihnen wirkenden Gesetzen folgen müssen. Sie sind gesandt, die Menschheit zu erlösen, während sie selbst in Erfüllung ihrer Mission sich in Schuld verstricken. So auch Goethe. Und für seine Verschuldungen, auch für die, in die er wie bei Friederike reinen Herzens geriet, ist er nicht leichten Kaufs davongekommen. Die ausgleichende Gerechtigkeit hatte schon durch die erregte Phantasie und das feinst empfindende Gemüt, die sie ihm verlieh, dafür gesorgt, daß er jeden Fehl hart büßte, härter als die große Menge, ja viele seiner verständnisvollsten Freunde glaubten und glauben. Man hat zu leicht neben der Fülle von Sonne, die über die Höhen seines Lebens ausgebreitet ist, die düsteren Schatten übersehen, die dann und wann fast erschreckend und für den oberflächlichen Beobachter kaum erklärlich aus den Tiefen aufsteigen.

Goethe hat wie kein Anderer verstanden, sein Leben zu idealisieren und zu verklären, aber er hat, wie alle großen Geister, wie Dante, Shakespeare und Cervantes, den Dämonen ins Auge geschaut und mit ihrer grauenhaften Gegenwart gerungen.

Je edler und reiner die Natur Friederikens war und je mehr sie still duldete und geduldet hatte, desto mehr umwob sich dem Dichter ihr Bild mit einer Madonnenglorie. Von den beiden Marien im Götz und in Clavigo steigt sie allmählich zu der himmlischen Verklärung im Gretchen des Faustabschlusses empor.

Abschied von Straßburg

In mehr als einer Beziehung wurde Goethe während der Straßburger Zeit versucht, seiner Lebensbahn eine andere Richtung zu geben. Nicht bloß das Verhältnis zu Friederike drohte die ihm gemäßeste Entwicklung zu unterbrechen, sondern auch Pläne seiner älteren Freunde und Bekannten. Die wunderbare Begabung und hohe Bildung des Frankfurter Studenten war, so wenig er sich in anderen als medizinischen Vorlesungen blicken ließ, doch den Professoren Oberlin, der Philosophie lehrte, und Koch, der Geschichte und Staatsrecht vortrug, aufgefallen und hatte zu einer engeren Verbindung zwischen ihnen geführt. Dem Verkehr mit Oberlin, der neben Philosophie sich lebhaft für ältere deutsche Sprache und Literatur interessierte, verdankte Goethe seine erste Kenntnis der kürzlich aus mehrhundertjähriger Vergessenheit zu neuem Leben erweckten Minnesänger und des Nibelungenliedes sowie anderer mittelalterlicher Denkwürdigkeiten. Auch von Koch empfing er viel, und sein leidenschaftliches Eingreifen sowie selbständiges, geistreiches Verarbeiten des ihm Dargebotenen ließen ihn den genannten Gelehrten als einen für die akademische Laufbahn vorzüglich geeigneten Kandidaten erscheinen. Im Verein mit Salzmann legten sie ihm ihre Pläne dar, indem sie ihm die Aussicht auf eine Professur für Geschichte, Staatsrecht und Beredsamkeit in Straßburg und auf gleichzeitige Verwendung im höheren französischen Staatsdienst eröffneten. Aber die Zeiten, wo ihm eine Professur als Ziel seines Ehrgeizes vorgeschwebt hatte, waren vorüber, und am allerwenigsten konnte ihn ein Lehrstuhl an der Straßburger Universität, an der eine engherzige Beschränktheit auf den Professoren lastete, und eine Stellung im französischen Staatswesen reizen, wo er sich soeben gegen alles Franzosentum mit tiefer Abneigung erfüllt hatte. So widerstand er den verlockenden akademischen Plänen. Besser glaubte er immer noch seine Bewegungsfreiheit gewahrt, wenn er sich,

wie der Vater es wünschte, zunächst in Frankfurt als Advokat niederließ.

Die letzten Vorbedingungen waren noch zu erfüllen. Es handelte sich um die juristische Doktorwürde, die er durch eine Dissertation erlangen sollte. Bei seinem geringen Interesse für juristische Einzelfragen wählte er ein allgemeines Thema, das halb auf kirchengeschichtlichem, halb auf staatsrechtlichem Gebiete lag. Das Thema war sonderbar. Goethe wollte nämlich in den Pfaden von Rousseaus Contrat social wandelnd den Satz durchführen, daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich sollten lossagen dürfen. Im übrigen solle nicht darnach geforscht werden, was jeder bei sich denke oder fühle. Durch diesen Vorschlag glaubte er allen Streitigkeiten zwischen Kirche und weltlicher Obrigkeit, deren er seit seiner Kindheit genug beobachtet hatte, vorbeugen und gleichzeitig die nötige Gewissensfreiheit herstellen zu können. Diesen Gedanken führte er mit vielem Fleiß und kritischer Kühnheit aus, indem er dabei an keinen anderen Zensor als an seinen Vater dachte.

Die Fakultät, die die eingereichten Dissertationen nicht bloß vom wissenschaftlichen, sondern auch vom Standpunkt des Gemeinwohls zu prüfen hatte, nahm an der Arbeit Anstoß, und Dekan Ehrlen gab Goethe den freundschaftlichen Rat, sie ungedruckt zu lassen und, anstatt mit einer Dissertation um die Doktorwürde, durch eine Disputation über Thesen um die Lizentiatenwürde sich zu bewerben. Goethe ging mit Freuden auf den Vorschlag ein. Denn er selber hatte ein tiefes Mißtrauen gegen seine Abhandlung, und den Vater konnte er mit dem Versprechen trösten, das Manuskript später erweitert und verbessert zu veröffentlichen. Schnell hatte Goethe mit seinem Repetenten an Stelle der Dissertation sechsundfünfzig Thesen ausgewählt. Unter ihnen dürften solche wie: „Das juristische Studium ist bei weitem das herrlichste“ wohl auf Rechnung des Repetenten zu setzen sein, wenn sie nicht eine beißende Ironie darstellen. Der Satz, daß ausschließlich dem

Fürsten die Gesetzgebung gebühre, ist für eine absolutistische Zeit nicht verwunderlich; wunderlicher schon, daß ihm auch die alleinige Interpretation der Gesetze zustehen solle und daß, um Vernunft nicht Unsinn werden zu lassen, in jeder Generation oder von jedem neuen Regenten neue Interpretationen zu fordern seien. Die absolutistische Spitze will aber der Jüngling, der in der Poesie für Freiheit und Volkstum schwärmte, durch den Paradesatz abbrechen: „Salus rei publicae suprema lex esto — Das Wohl des Staates sei das höchste Gesetz!", ohne zu verraten, wer die salus rei publicae bestimmen und wer die Erfüllung des esto vom Fürsten erzwingen solle.

Gegenüber solchen barocken und zum Teil in genialer Laune hingeworfenen Sätzen konnte es Lerse, obwohl er kein Jurist war, nicht schwer werden, bei der Disputation Freund Wolf so in die Enge zu treiben, daß dieser seinen lateinischen Redefluß unterbrach mit der Bemerkung: „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden." Mit großer Lustigkeit und Leichtfertigkeit, sagt Goethe, ging der Aktus, der am 6. August stattfand, vorüber, und der junge Dichter war Lizentiat der Rechte. Da in Deutschland die Lizentiaten- und Doktorwürde gleichen Wert hatten, so wird er von da ab auch offiziell als Dr. Goethe bezeichnet. An die Disputation scheint außer dem Doktorschmaus noch eine fröhliche Freundesfahrt ins Oberelsaß sich angeschlossen zu haben. Sie führte ihn nach Molsheim, Kolmar, Schlettstadt, Ensisheim und nach dem Ottilienberg, von dem er noch einmal sein Auge mit Wohlgefallen über die anmutigen Fluren des Elsaß gleiten ließ, während das entfernte Blau der Schweizerberge eine neue Sehnsucht dorthin erweckte.

So hatte er das Elsaß fast von einem Ende bis zum anderen durchstreift und war auch in diesem Sinne fertig. Von Paris war bei der frisch erworbenen Franzosenverachtung nicht mehr die Rede. Er kehrte von Straßburg direkt heim.

Er verließ das teure Land als ein Neugeborener. Die alte kranke, kleine, gedrückte Zeit war abgetan. Eine neue, gesunde,

freie und große war angebrochen und mit überquellender Kraft strebte er in ihr seinen hohen, in den Sternen schwebenden Zielen zu. Das Bibelorakel, das in der ersten Straßburger Stunde tröstend zu ihm gesprochen, hatte Recht behalten. Es war ihm not geworden, den Raum seiner Hütte weit zu machen und die Seile lang zu dehnen, denn er war ausgebrochen zur Rechten und zur Linken.

Advokat und Journalist

Als der junge Doktor Mitte August in die Vaterstadt wieder einfuhr, kam er nicht allein. In Mainz hatte ihm ein harfenspielender Knabe so gut gefallen, daß er ihn, wie später Wilhelm Meister den Harfner und Mignon, mit sich nahm, um ihn während der bevorstehenden Messe im Elternhause zu beherbergen. Die Mutter, die voraussah, wie den Vater der fremde Meßmusikant auf die Dauer anmuten würde, wußte die originelle Gutherzigkeit des Sohnes und den Ordnungs- und Reputationssinn des Vaters auszugleichen, indem sie den Knaben in der Nachbarschaft unterbrachte. „Die wackere Frau," meint der Sohn, „mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nötig haben würde." Das war zwar im Anfang nicht der Fall. In den ersten Monaten bestand zwischen dem Vater und dem Sohne die beste Harmonie. Der Grund zu einem regelrechten bürgerlichen Lebensgange war gelegt. Goethe hatte sogleich nach seiner Ankunft sich als Rechtsanwalt niedergelassen und mit Hilfe seines Vaters und eines Schreibers die Praxis begonnen. Zudem war der Vater sehr stolz auf die schönen Manuskripte, die der Sohn von Straßburg mitgebracht hatte: die gelehrte Dissertation, viele kleinere Aufsätze, Übersetzungen, Reisebemerkungen, Fliegende Blätter, Gedichte. Er ordnete alles sorgfältig und trieb den Sohn zur Vollendung und Veröffentlichung der zahlreichen Arbeiten.

Aber wie sollte dieser zur Vollendung gelangen, wo hundert neue Stoffe, Pläne sein Innerstes bewegten und zur Verarbeitung drängten! Von Straßburg her beschäftigten ihn noch zwei bedeutsame Figuren des sechzehnten Jahrhunderts, Götz und Faust. Faust trat zurück vor Götz. Das Faustproblem war zu groß, um anders als in langsamer Entwicklung der Lösung entgegenzureifen, während der Götz auch in raschem Wurfe gelingen konnte. Zudem zog den Dichter die ritterliche Persönlichkeit des Berli-

chingers und die frische Atmosphäre seines Jahrhunderts aufs stärkste an.

So warf er sich mit voller Leidenschaft darauf, die Geschichte dieses „edlen Deutschen" zu dramatisieren, zunächst wie immer im Gehirn. Mit Feuer entrollte er vor Cornelie seine Entwürfe, deklamierte ganze Szenen, bis die Schwester ihn dringend bat, anstatt sich immer in die Luft zu ergehen, doch endlich einmal etwas aufzuschreiben. Er schrieb die ersten Szenen und Cornelie schenkte ihnen Beifall, äußerte aber, klug wie sie war, ihren entschiedenen Unglauben, daß er mit Beharrlichkeit weiter fortfahren würde. Der Zweifel reizte den Bruder; er blieb bei der Arbeit und innerhalb sechs Wochen, noch vor Ende des Jahres 1771, war sie beendet. Dann sandte er seinen älteren Freunden Abschriften und wartete ihr Urteil ab.

Kaum war der „Götz" fertig, so griff er einen „Sokrates" an; auch an dem in Straßburg angefangenen „Cäsar" mochte er weiterbilden, so daß allein von Dramen vier gewaltige Stoffe: Faust, Götz, Sokrates und Cäsar auf seiner Brust lasteten. Daneben sprüht er die uns schon bekannten Flugschriften über Shakespeare und die deutsche Baukunst hervor, braust seine Seele in Liedern aus, übersetzt aus Ossian, Pindar und stürzt sich mit dem neuen Jahr in eine eifrige Rezensententätigkeit. Und wer will wissen, was sonst noch in seinem Kopfe wirbelte und wieviel davon in die Feder floß? Charakterisiert er doch seine damaligen kleinen Dichtungen als eine weit ausgebreitete Weltpoesie. Ganz zutreffend schreibt er daher an Salzmann Ende November 1771: „Mein nisus (Drang) vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Atem zu holen." Und im Februar 1772: „Das Diarium meiner Umstände ist für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen."

Gegen dieses innere Gären und Brodeln waren ihm weite Spaziergänge ein wohltuendes Gegengewicht. Er lebte tagelang auf der Straße wie ein Bote, der zwischen den Nachbarorten, zwischen dem Taunus und dem Rhein und Main hin und her

wandert. Nicht selten wanderte er auch so durch Frankfurt, kam zu dem einen Tore herein, speiste in einem der großen Gasthöfe und zog dann zum anderen Tore wieder hinaus; unterwegs sang er sich seltsame Hymnen und Dithyramben im Stile Pindars, dem jetzt neben Homer und Shakespeare seine Seele gehörte. Eines dieser Lieder, das der alternde Dichter überstreng als Halbunsinn bezeichnete, ist als Wanderers Sturmlied erhalten. Es atmet mitten im Unwetter das stolze Vertrauen des Dichterjünglings zu seinem Genius.

Ein bestimmtes Ziel erhielten seine Wanderungen, als er mit Darmstadt in nähere Verbindung kam. Das geschah durch Johann Heinrich Merck, einen Mann, der mehrere Jahre hindurch unter allen Freunden Goethes auf ihn den größten Einfluß gehabt hat. Merck, 1741 zu Darmstadt als Sohn eines Apothekers geboren, hatte sich mit einer französischen Schweizerin frühzeitig verheiratet und bekleidete seit 1768 in seiner Vaterstadt das Amt eines Kriegszahlmeisters. Er war ein Mann von scharfem Verstande, von dichterischer Begabung und feinem Geschmack. Seine geistigen Interessen erstreckten sich auf die mannigfachsten Gebiete. Die schöne Literatur, die bildenden Künste, die beschreibenden Naturwissenschaften standen ihm fast gleich nahe. Er übersetzte fleißig aus dem Englischen, veröffentlichte ästhetisch-kritische Erörterungen, behandelte einzelne Kapitel der Kunstgeschichte, lieferte Untersuchungen und Beschreibungen vorweltlicher Tierreste und schrieb zahlreiche Rezensionen für die angesehensten literarischen Zeitschriften. Daneben versuchte er sich auch dichterisch: in Fabeln, Novellen, Satiren, so daß die Liste seiner Schriften von beträchtlicher Länge ist. Mehr aber als durch seine literarischen Leistungen imponierte er durch seine Person seinen Zeitgenossen. Wenn schon immer ein treffendes, die Realität der Dinge und Menschen sicher erfassendes Urteil ein Übergewicht verleiht, so mußte dies doppelt in einer Epoche der Fall sein, die sich mehr als irgend eine andere in unklaren Gefühlen, in verschwimmenden Anschauungen und Begriffen gefiel. Nimmt man hinzu, daß er ein sehr

angenehmer, witziger Gesellschafter und tüchtiger Geschäftsmann war, so wird man es begreiflich finden, daß die besten Männer und Frauen wie Goethe, Herder, Wieland, Karl August, die große hessische Landgräfin Karoline, die Herzogin Anna Amalia und zahlreiche andere ihn außerordentlich schätzten und die wärmsten Sympathien für ihn hegten. Freilich konnte ihn dieselbe Gabe, die ihn wertvoll machte, auch furchtbar werden lassen. Leicht erspähte er mit seinem durchdringenden Blick die Schwächen und Mängel der Menschen und wußte sie, wo keine Rücksicht ihm Schonung gebot, mit kaltem Spott bloßzulegen. Ebenso war er imstande, mit einer nüchternen, kritischen Bemerkung spielerische Vergnügungen, unzeitige oder unbegründete Schwärmerei, Gefühlsseligkeit, ein gutmütiges Sichhingeben mit einem Schlage zu verderben. Von dieser Seite her betrachtet erschien er Goethe als Mephistopheles. Dieser Zug verschlimmerte sich in ihm durch manche widrige Erfahrungen, die er im Leben gemacht hatte und weiter machte. Namentlich war es in dieser Zeit das unglückliche Verhältnis zu seiner Frau, das ihn gegen die Welt verbitterte, später unglückliche geschäftliche Unternehmungen, die ihn mitunter zu verletzender Bosheit hinrissen. Und doch war sein Gemüt im Grunde wacker und liebevoll und selbst weicher Regungen fähig. Gegen seine Freunde konnte er von rührender Anhänglichkeit sein. Besonders Goethe umfaßte er mit der innigsten Liebe Zeit seines Lebens. Dieser merkwürdige Mann war auch durch ein eigenartiges Äußeres gekennzeichnet: lang und hager mit hervordringender, spitzer Nase und hellblauen, ins Graue spielenden Augen, die seinem aufmerkenden, auf- und niedergehenden Blick nach Goethes Ausdruck etwas Tigerartiges gaben. — Für Goethe war der Verkehr mit ihm von größtem Vorteil. Zwar weckte er nicht wie Herder in ihm schlummernde Kräfte und gab nicht wie jener seinem Geiste neue Nahrung und Richtung, aber er gab ihm dafür Anderes, was im Augenblicke für ihn von höchstem Werte war. Während er ihm auf der einen Seite durch seine kühle Helligkeit half, sich vor den Nebelungetümen und Irrlichtern der Sturm- und

Drangwelt zu hüten, so bewahrte er ihn auf der anderen Seite durch große Forderungen davor, sein Genie an mittelmäßige und untergeordnete Aufgaben zu verschwenden, und durch ewiges Treiben und Mahnen, seine Arbeiten nicht ins Endlose zu spinnen.

Das Schillernde der Merckschen Natur zeigt sich am deutlichsten darin, daß derselbe Mann, in dem der Verstand so vorherrschte, mit den empfindsamsten Damen in intimem Freundschaftsverhältnis stehen konnte. Es waren dies Fräulein von Roussillon und von Ziegler, diese Hofdame der Landgräfin von Hessen-Homburg, jene Hofdame der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt; wechselnder war das Verhältnis zu Karoline Flachsland, der Braut Herders, die im Hause ihres Schwagers, des Geheimrats Hesse, lebte.

Die drei jungen Mädchen und die geistvolle Frau Mercks gruppierten sich aber zugleich um einen anderen Darmstädter, der ihrer Sinnesart weit näher stand, um den in schönen Empfindungen und Gedanken sich wiegenden, galanten Leuchsenring, eine weiche Natur, durchtränkt von Georg Jacobis süßer Milch und von Klopstockschem Tränenwasser. Alles Große, Wilde, Erhabene, alles was ein gewisses mittleres, sanftes Gleichmaß überschritt, war ihm ein Greuel. Deshalb verspottete ihn Goethe im „Pater Brey" als den Mann, der „wolle Berg und Tal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen" oder derber im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern": „möcht all sie gern modifizieren, die Schwein' zu Lämmern rektifizieren". Er hielt es allerwege mit den Weibern. Wie mit den Darmstädterinnen so mit Julie Bondeli, der Freundin Rousseaus und Wielands, und mit Sophie Laroche, der einstigen Braut Wielands und Verfasserin der „Geschichte des Fräulein von Sternheim". Die Briefe und Bänder der zarten Freundinnen führte er wohlgeordnet in mehreren Schatullen bei sich und legte sie mit andächtiger Miene und vielen schönen Worten anderwärts vor. Für diesen Mann, „den umfliegenden Schwärmer", schwärmten die ätherischen Darmstädterinnen; sie erträumten sich mit ihm eine Kindheits- und Schäfer-

welt, ein elysisches Feenreich, in dem sie Hütten der Freundschaft bauten, und in dem er ihr Apostel und sie seine Heiligen waren. Jedes der empfindsamen Mädchen hatte nach der Mode der Zeit seinen poetischen Namen, das Fräulein von Roussillon hieß Uranie, Fräulein von Ziegler Lila, Karoline Psyche. Die Empfindsamste der Empfindsamen war Lila. Sie hatte ihr Grab und einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen und ein Schäfchen, das mit ihr aß und trank.

In diese „Gemeinschaft der Heiligen" wurde Goethe im Frühjahr 1772 durch Merck eingeführt, und es bedurfte nur einer einzigen näheren Berührung, so war der junge Doktor, zumal Apostel Leuchsenring auf Reisen, der erklärte Liebling der gefühlvollen Freundinnen. Denn auch er konnte elegisch, zart und empfindsam sein, und es fiel ihm damals um so leichter, als die Asche der Liebe zu Friederike noch auf seinem Herzen lag. Seine Schönheit und Genialität taten das Übrige. Wegen seiner häufigen Wanderungen, die sich jetzt bis nach Darmstadt erstreckten, hieß er ihnen der Wanderer oder Pilger. Seine Besuche dehnte er gewöhnlich auf mehrere Tage aus, und wenn er sich vor Mercks Haus auf die Bank setzte, dann sammelten sich rasch die Freundinnen um ihn, um an der Genieaudienz teilzunehmen. Jeden Tag wurde in den Bessunger Wald gegangen, an seinen Felsen, von denen jede Freundin und nach ihrem Beispiel auch Goethe sich einen zugeeignet hatte, geopfert, auf dem stillen Teiche gefahren und um ihn ein Reihen getanzt. Sang dann Goethe noch seine Lieder oder phantasierte er mit ihnen von Poesie, Liebe und Freundschaft, so wandelte sich ihnen der Schattenwald in Tempe und Elysium. Zog der schöne Wanderer heim, so gaben ihm die Freundinnen bis vors Tor das Geleite, und unter Kuß und Tränen schied man von dem „vom Himmel gegebenen Freund". Goethe hat jenen unschuldigen, sentimentalen Tagen ein pindarisches Denkmal in den drei Oden „Elysium", „Pilgers Morgenlied" und „Felsweihegesang" gesetzt.

Ursprünglich aber hatten sich Goethe und Merck zu Kampf und

Krieg vereinigt. Es war eine gewisse Naturnotwendigkeit, daß die neue, revolutionäre Partei eine Zeitschrift suchte, in welcher sie ihre Grundsätze vor weiteren Kreisen verfechten konnte. Eine solche bot sich in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, die ihr Verleger Hofrat Deinet verjüngen wollte. Merck durch Herder, Georg Schlosser durch Goethe für die neuen Ideen gewonnen, scheinen diejenigen gewesen zu sein, die mit Deinet das Nötige verabredeten. Vom 1. Januar 1772 ab wurden die Anzeigen das Organ des jungen Deutschlands mit Merck als Leiter. Sie erschienen wöchentlich zweimal und brachten nur Rezensionen. Goethes Anteil an der Zeitschrift war, wie wir mit ziemlicher Sicherheit sagen können, nicht überaus groß. Er schrieb in dem fröhlichen Übermut der Jugend und der überlegenen Kraft des Genies und schlug auf die Perücken los, daß der Staub aufwirbelte. Herder meinte: „Goethe ist meistens ein junger übermütiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen." Die grausamste Hinrichtung vollzog er an dem guten, süßen Georg Jacobi, den er als Weib und Schwächling mit einem festen Stoß beiseite warf. Neben der lachenden oder zornigen Verneinung des Alten und Schwachen ist aber zugleich ungemein viel Tiefes und Schönes in den Grund der Rezensionen hineinversenkt. Sie waren selten Rezensionen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern mehr Ergießungen seines jugendlichen Gemütes. Er denkt bei ihnen oft gar nicht mehr an den eigentlichen Zweck, auch nicht mehr an den Ort, an dem er schreibt, sondern als ob er für sich in die Einsamkeit spräche, bricht er in empfindungsreiche Monologe aus.

So gerät er in der Rezension über die „Gedichte von einem polnischen Juden" plötzlich in das weihevolle Beicht- und Bittgebet: „Laß, o Genius unsers Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte; dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte ...; den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize

ausstellten; dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblick wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, sich ihr aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Tränen, durch hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts endlich eroberte — und auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Torheiten und Resipiscenzen mit dem Mut eines unbezwungenen Herzen vorjauchzte, vorspottete — des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugtun. Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Flachheit, nicht Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, lass' ihn ein Mädchen finden, seiner wert! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, lass' ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, dessen Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreise häuslich tätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die — Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter — die zweite Mutter ihres Hauses ist; deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt; zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mitgeborene Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte!

Lass' die beiden sich finden, beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem anderen ergreift, werden nimmer voneinander lassen. Und dann lall' er ahndend und hoffend und genießend,

‚was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Tränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin'. Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen.

Doch ob's solche Mädchen gibt? Ob's solche Jünglinge geben kann?"

Erst an dieser Stelle erwacht er aus seinem Phantasieren und fährt fort: „Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten."

Ein andermal, in der Besprechung von Sulzers „Schönen Künsten", malt er das neue Weltbild des Sturmes und Dranges, das Bild ewigen Werdens und Sichdurchschlingens: „Was wir von Natur sehn, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten jeden Augenblick, tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte nebeneinander existierend." An anderen Stellen ficht er für die Freiheit der Kunst und betont, daß der Dichter sein eigenes Geschöpf sei; er solle singen wie der Vogel in der Luft, er solle nur sich selbst zur unverkümmerten Erscheinung bringen ohne Rücksicht auf Publikum oder Beifall. „Denn um den Künstler allein ist's zu tun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt, als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenns ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum's gaffte oder nicht, was liegt an dem?"

Sonst könne der Künstler nur lernen — nicht aus philosophischen Lehrsätzen, sondern aus dem Beispiel der Meister. „Weil diese nicht überall zu haben sind, so gebe uns Künstler und Liebhaber ein περὶ ἑαυτοῦ (Selbstbekenntnis) seiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meisten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geistes, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen und ihn

auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen und als König und Überwinder die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genötigt." Das wären freilich Goldgruben empirischer Ästhetik. Aber welche Künstler sind gewillt und befähigt zu solchen Selbstentwicklungen? Sprießt doch das Höchste und Beste aus unbewußten Wirkungen.

Der Erfolg der Zeitschrift war nicht so groß, als die Mitarbeiter erwarten mochten. Zwar erregte sie von Zürich bis Hamburg in den literarischen Kreisen Aufsehen, Bewunderung, Unwillen — je nach dem —, zwar warf sie zahlreiche Feuerbrände aus, die hier sengten und dort zündeten, aber in die breitere Masse des Publikums konnte sie nicht dringen. Dazu waren die Gedanken zu schwer, die Sprache zu wild und dunkel. Darüber wurden vielfache Beschwerden laut. Außerdem kamen, nicht wegen der Freigeistigkeit (denn ihr huldigten die Rezensenten nicht), sondern wegen der natürlich-menschlichen Auffassung alles Biblischen und Religiösen sowie wegen der Feindschaft gegen alles Pfäffische, heftige Zusammenstöße mit der Geistlichkeit, die dazu nötigten, die theologischen Kritiken fallen zu lassen oder farblos zu machen. Doch hätten diese Dinge den Häuptern der Zeitschrift die weitere Mitarbeiterschaft nicht verleidet. Aber keins von ihnen war ernstlich geneigt, ihr ständig seine Kräfte zu opfern. Merck war schon im Juli der Leitung überdrüssig und überließ sie Schlosser. Herder war zu fern, hatte zu viel andere Geschäfte und wollte im neuen Jahre einen eigenen Hausstand gründen. Schlosser verlobte sich und suchte auswärts eine Anstellung, und Goethe war der letzte, der die journalistische Arbeit, zu der er sich verstanden hatte, für etwas mehr als einen aufklärenden Husarenritt ins feindliche Land angesehen hätte. So zog sich am Schlusse des Jahres die engverbundene vierköpfige Führerschaft von der Zeitschrift zurück und überließ sie den kleineren Gehilfen unter den Fittichen des Gießener Professors Karl Friedrich Bahrdt, womit sie ihre Bedeutung einbüßte.

Noch war Goethe im ersten Feuer seiner kritischen Übungen und in den ersten Stadien seiner Rechtsanwaltspraxis, als er Frankfurt wieder auf einige Zeit verließ. Der Vater wünschte, daß er zur Vorbereitung für eine höhere Laufbahn mehrere Monate am Reichskammergerichte in Wetzlar arbeiten solle. Goethe kam gern dem Wunsche nach, denn an der Vaterstadt hatte er noch immer keinen Geschmack gefunden. „Frankfurt bleibt das Nest", schrieb er, als er eben drei Monate wieder daheim war, an Salzmann, „spelunca, ein leidig Loch." Mitte Mai 1772 reiste er nach der kleinen Lahnstadt, wo er ein neues Idyll erleben sollte, zu dem „das fruchtbare Land die Prosa, eine reine Neigung die Poesie hergab".

Lotte

„Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Hantierung nach Dr. juris, dreiundzwanzig Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters,* um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber den Homer, Pindar usw. zu studieren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden."

Nicht schärfer kann der Gegensatz zwischen dem nüchternen, praktischen Vater und dem seinen poetischen Instinkten nachgehenden Sohn gekennzeichnet werden, als es mit diesen Worten geschieht, die der Herzoglich bremische Legationssekretär Kestner im November 1772 in Wetzlar niederschrieb. Der Vater bleibt unbeirrt dabei, den Sohn zum Juristen, und der Sohn — sich zum Dichter und Menschen zu machen. „Denn mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht." So ruft sein poetischer Doppelgänger in Wilhelm Meister aus.

Die Zustände am Reichskammergericht waren nichts weniger als geeignet, den Dichter von seiner Abneigung gegen den juristischen Beruf zu befreien. Der oberste deutsche Gerichtshof stellte einen verstaubten und verzopften Mechanismus dar, der an unheilbaren inneren und äußeren Schäden krankte. Sechzehntausend unerledigte Prozesse hemmten seinen Geschäftsgang bis zur Unerträglichkeit. Sollizitanten mußten mit der Kraft ihres Geldes oder Einflusses eingreifen, wenn sie wünschten, daß ihre Sache vorwärts käme. Das Elend dieses „höchstadeligen" Gerichtshofes war seit Jahrzehnten im Reiche bekannt, aber erst Kaiser Joseph II. hatte einen ernsthaften Schritt zu einer Beseitigung der Mißstände durchgesetzt. Es wurde 1767 aus vierundzwanzig Abgesand-

* Goethes Vater war nur von mittlerer Wohlhabenheit, aber der Ausdruck zeugt für des Sohnes vornehmes und freigebiges Auftreten.

ten der deutschen Stände ein Visitationskongreß in Wetzlar eröffnet, der zunächst die Personalgebrechen des Kammergerichts untersuchen sollte. Diese Untersuchung führte dazu, daß nach vier Jahren drei hochadlige Richter wegen schlimmster Bestechung verhaftet wurden. Inzwischen aber hatte die Wetzlarer Moderluft das Visitationsgericht selber ergriffen und damit schweren Zwiespalt unter seinen Mitgliedern und Stillstand seiner Geschäfte erzeugt.

So lag die Sache, als Goethe eintrat, und er hätte schon ein leidenschaftlicher oder ehrgeiziger Jurist sein müssen, um unter solchen Umständen ohne amtliche Verpflichtung sich an den jämmerlichen Aktenarbeiten dieses jämmerlichen Gerichtshofes zu beteiligen. Da wartete er lieber ab, was ihm sein Genie und sein Herz für Beschäftigungen eingeben würden.

In der engen und schmutzigen Gewandsgasse, in die Sonne und Mond nur spärlich schienen, nahm er Wohnung, vermutlich nicht nach eigener Wahl, sondern nach der der Großtante, der alten Geheimrätin Lange, die mit zwei Töchtern an der Ecke ihr Heim hatte.

Je häßlicher und dunkler es in der Stadt war, desto mehr und desto lieber lebte er draußen, wo der Frühling in voller Pracht hereingebrochen war. „Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüten und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumzuschweben." Gleich vor dem Orte war ein Brunnen (der Wildbacher). „Ein Brunn, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde dasitze. Da kommen denn die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten ... Letzthin kam ich zum Brunnen und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kameradin kommen wollte, ihr's auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter und sah sie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? sagte ich. Sie ward rot über und

über. O nein Herr! sagte sie. — Ohne Umstände — sie legte ihren Kringen zurechte, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf." Das sind Erzählungen aus dem Werther, die unzweifelhaft nur Wetzlarer Eindrücke und Erlebnisse wiedergeben. Ein anderer Lieblingsplatz Goethes war der Garten der Meckelsburg am Lahnberg, von wo sich ein herrlicher Blick auf das Lahntal öffnet. Gern aber lag er auch unten an einem der kleinen Bäche, die in hohem Grase versteckt bei Wetzlar in die Lahn eilen, mit dem Homer in der Hand, der sein brausendes Herz in Ruhe wiegte. Bei seinen weiteren Spaziergängen kam er in das Dorf Garbenheim (Wahlheim im Werther), und dort fand er ein so heimliches Plätzchen vor der Kirche unter zwei uralten Linden, daß er ihm allmählich vor allen anderen den Vorzug gab. Am frischen Morgen, am heißen Nachmittag, am lauen Mondscheinabend konnte man ihn dort treffen. Aus dem nahen Wirtshause ließ er sich Tisch und Stuhl bringen, trank seinen Kaffee oder seine Milch, scherzte mit den Dorfkindern, zeichnete oder las.

Diese einsamen Genüsse in der Frühlingslandschaft taten ihm unendlich wohl. In der Natur, in den Leuten aus dem Volke und in den Kindern war so viel Friede und Glück und ein so reicher Grund für sein dichterisches und künstlerisches Auge, daß er nichts anderes begehrte. „Die geringen Leute kennen mich schon und lieben mich, besonders die Kinder", schreibt Werther-Goethe. „Besonders die Kinder" — kein Wunder. Er war von jeher ein Freund der Kinder. Unter den Stockschen und Merckschen Kindern hatte er schon seine Eroberungen gemacht. Nicht anders wurde es hier. In Garbenheim stiftete er gleich beim ersten Besuch Freundschaft mit drei kleinen Buben, von denen der jüngste ein halbes Jahr, der zweite etwa vier Jahre alt war. Beim Abschied gibt er jedem einen Kreuzer, für den jüngsten der Mutter, damit sie ihm einen Weck zur Suppe mitbringe. „Seit der Zeit", berichtet er im Werther, „bin ich oft draus. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt. Sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und teilen das Butterbrot und saure Milch mit mir des Abends. Sonn-

tags fehlt ihnen der Kreuzer nie und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirtin Ordre, ihn auszubezahlen. Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand und besonders ergötze ich mich an ihren Leidenschaften und simplen Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln."

Bald sollte er auch in der Stadt der umjauchzte Onkel einer holden und wilden Kinderschar werden. Er war dort, obwohl es ihn nicht danach gelüstete, allmählich in einen breiteren Verkehr gelangt. In dem Gasthofe zum Kronprinzen vereinigte sich täglich zum Mittagstisch eine muntere Gesellschaft junger Praktikanten, Legationssekretäre und Sollizitanten, die gleich Goethe wenig von der Last der Arbeit gedrückt wurden und die, je unbehaglicher das verworrene und steife Kammer- und Visitationsgericht war, desto mehr durch Scherz und Spiel sich für das graue Amtsverhältnis oder Geschäft schadlos zu halten suchten. Sie stellten eine Rittertafel dar: der Heermeister an der Spitze, zu seiner Seite der Kanzler, sodann die wichtigsten Staatsbeamten, worauf die Ritter nach ihrer Anciennetät folgten. Wer aufgenommen wurde, erhielt den Ritterschlag unter den üblichen Förmlichkeiten. Eine Mühle galt als Schloß, der Müller als Burgherr. Ein Kalender verzeichnete die Mitglieder des Ordens. Auch Goethe wurde Mitglied und erhielt wegen seines Götz, den er wohl im Manuskript mitgebracht hatte, den Beinamen „Götz von Berlichingen, der Redliche". Unter den Genossen traten in nähere Beziehungen zu ihm der Mecklenburger Freiherr von Kielmannsegge, ein sehr tüchtiger und zuverlässiger Mann, der Hannoveraner von Goué, braunschweigisch-wolfenbüttelscher Legationssekretär, ein sonderbarer verlodderter Schöngeist, später durch sein Pendant zum Werther („Masuren") bekannt geworden, der Thüringer Gotter, Herzoglich gothaischer Legationssekretär, der in französischer Manier Unbedeutendes dichtete, aber eine angenehme nette Persönlichkeit war, und der Leipziger Born, Sohn des dortigen Bürgermeisters, mit Goethe schon von der Universität her bekannt und wie dieser als Praktikant in Wetzlar. Dem Namen nach ge-

hörten noch dem lustigen Ritterorden an, erschienen aber gar nicht oder selten an der Tafel, die beiden Legationssekretäre Jerusalem und Kestner. Wilhelm Jerusalem, 1747 geboren, Sohn des berühmten braunschweigischen Abtes, Freund Lessings, Eschenburgs und des Erbprinzen von Braunschweig, von starkem Selbstgefühl, außerordentlich reizbar, verschlossen und pessimistisch, hatte mit Goethe nur geringe Berührung, und er brauchte kaum hier genannt zu werden, wenn nicht sein wenige Wochen nach Goethes Abreise erfolgter Selbstmord den Anstoß zum Werther gegeben hätte. Um so enger gestaltete sich dagegen Goethes Verhältnis zu Johann Christian Kestner. Kestner, wie Merck acht Jahre älter als Goethe, aus Hannover gebürtig, war ein vortrefflicher Mann. Ruhig und etwas trocken, wie es einem pflichteifrigen, viel beschäftigten Juristen und Beamten natürlich ist, klug, klar, gründlich, von weiten Interessen und von lauterstem Charakter. Er war seit Beginn der Visitation in Wetzlar tätig, als der Untergebene des Herzoglich bremischen Gesandten Falcke, des tüchtigsten Juristen unter den Visitationsmitgliedern. Er hatte sich von der gemeinsamen Tafel nicht aus Hang zur Einsamkeit, sondern wegen der großen Geschäftslast, die auf ihm ruhte, zurückgezogen. Er lernte deshalb Goethe nicht gleich nach dessen Ankunft, sondern erst nach zwei bis drei Wochen kennen, als er mit Gotter gelegentlich einen Spaziergang nach Garbenheim machte. „Daselbst fand ich ihn", so erzählt er in einem für seinen Freund von Hennings bestimmten Briefentwurf, „im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epikureischen Philosophen (von Goué), einem stoischen Philosophen (von Kielmannsegge) und einem Mitteldinge von beiden (Dr. König) unterhielt, und ihm recht wohl war. Es ward von mancherlei zum Teil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urteilte ich aber nichts weiter von ihm als: Er ist kein unbeträchtlicher Mensch." Kestner versucht im weiteren seinem Freunde eine eingehende Charakteristik des neuen Praktikanten zu geben. Diese Charakteristik bietet das treffendste und umfassendste Bild, das ein

Zeitgenosse von dem jungen Goethe, wie er zwischen Straßburg und Weimar erschien, entworfen hat. Sie lautet: „Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter. Er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel. Von Vorurteilen frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu kümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte; aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. — In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Er hält sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter desselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Skeptizismus, strebt nach Wahrheit und Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determiniert zu sein; soviel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demon-

stration. — Er hat schon viel getan und viele Kenntnisse, viel Lektüre, aber noch mehr gedacht und räsonniert. Aus den schönen Künsten und Wissenschaften hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften." Am Rande des flüchtig hingeworfenen Brouillons fügte Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden; denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist, mit einem Worte, ein sehr merkwürdiger Mensch."

Dieser sehr merkwürdige Mensch verursachte, ohne es zu wollen, dem wackeren Kestner manche unruhige Stunde. Kestner war schon seit vier Jahren Bräutigam. Er hatte sich 1768 in aller Stille mit einem fünfzehnjährigen Mädchen Charlotte Buff, der Tochter des Deutschordenamtmanns Buff, verlobt. Daß der ernste, gediegene Kestner sich einem so blutjungen Mädchen verband, läßt schon darauf schließen, daß es ungewöhnliche Vorzüge besitzen mußte. Und das war in der Tat der Fall.

Eine zierlich gebaute, blauäugige Blondine von angenehmstem Gesichtsausdruck, kerngesund, lustig mit einem Anflug ins Schnippische, bestimmt und sicher, von keiner gelehrten Bildung belastet, fein empfindend, aber jeder weichlichen Sentimentalität fremd, tatkräftig und arbeitsfroh: eine herzerquickende Erscheinung. Zeitig war sie an ein tätiges Leben gewöhnt worden. Denn Amtmann Buff war mit Kindern reich gesegnet. Von sechzehn waren ihrer elf am Leben geblieben, und da hatte die zweite Tochter Lotte, rüstiger und klarer als die älteste, Karoline, alle Hände voll zu tun, um die Kleinen zu waschen, zu kämmen, zu kleiden und ihre Mäuler zu stopfen. Nun war vor mehr als einem Jahre noch die ausgezeichnete Mutter gestorben und Lotten die Leitung der großen, weiten Wirtschaft zugefallen. Aber dieser seltenen Natur wuchsen mit den Pflichten die Spannkraft und die Heiterkeit. Es war ihr gar nicht anzumerken, daß je eine Arbeit oder Sorge sie drückte. Mit spielender Leichtigkeit bewältigte sie in rastlosem Schaffen vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihr Tagewerk. „Es ist ein halbes Wunder", meinte der staunende

Kestner. Zum Bücherlesen oder zu müßiger Unterhaltung gab es freilich nicht viel Zeit. Durften ihre Hände doch kaum ruhen, wenn Besuch kam. Ja, nicht selten wurde der Besuch mit eingespannt, und Goethe hat manchmal mit ihr das Obst von den Bäumen und die Beeren von den Sträuchern gepflückt oder mit ihr und Kestner Bohnen geschnitten.

Mit diesem so reich ausgestatteten Mädchen wurde Goethe bei Gelegenheit eines kleinen Balles bekannt, den junge Leute vom Reichskammergericht am dritten Pfingstfeiertage in Volpertshausen, anderthalb Stunden von Wetzlar, veranstalteten. Kestner, durch seine Amtsgeschäfte behindert, konnte nicht gleich mit hinaus. Infolgedessen schloß sich Lotte Goethes uns unbekannter Tänzerin und seiner älteren Cousine Lange an, und dem Vetter fiel die Aufgabe zu, sie aus dem Deutschordenshofe oder, wie man kurz sagte, dem Deutschen Hause abzuholen. Als er dort eintrat, fand er Lotte, wie wir annehmen dürfen, in der Situation, die er im Werther schildert: im Ballstaat ihren kleinen Geschwistern Brot schneidend. Auch alles Weitere: die Hinfahrt, der Ball, die Rückfahrt mag im ganzen und großen so verlaufen sein, wie es im Werther dargestellt ist. Nur zwei erheblichere Tatsachen sind verändert: Goethe hat an diesem Tage noch nicht gewußt, daß Lotte die Braut Kestners ist, und Kestner war nicht, wie der Albert des Werther, vom Ball ferngeblieben, sondern kam später nach.

Dieses eine Zusammentreffen entschied über Goethes Neigung. „Mein Genius war ein böser Genius," schreibt er kurz nach dem Weggang von Wetzlar, „der mich nach Volpertshausen kutschierte. Und doch ein guter Genius. Meine Tage in Wetzlar wollte ich nicht besser zugebracht haben." Es war natürlich, daß er am nächsten Tage sich nach Lottens Befinden erkundigte, und damit war sein Verkehr im Deutschen Hause eingeleitet. Nicht lange währte es, so war er auch hier der Liebling aller. „Ich weiß nicht, was ich Anzügliches für die Menschen haben muß, es mögen mich ihrer so viele," sagt er einmal im Werther. Und die Mutter schrieb

gelegentlich: „Das ist nun einmal das glückliche Los von Dr. Wolf, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt.“ Am meisten schlossen ihn die Kinder in ihr Herz. Aber was tat er ihnen nicht auch alles zu Gefallen? Er spielte und balgte sich mit ihnen, ließ sie auf sich herumkrabbeln, erzählte den lieben Buben Märchen oder brachte ihnen etwas Gutes und Hübsches mit. Des Amtmanns Kinder wären schon ungezogen genug, brummte der Hausarzt, der Goethe verdürbe sie nun völlig. Auch der alte, ehrenfeste Amtmann gewann ihn lieb wie einen Sohn. Und Lotte?

An Lotte trat eine schwere Versuchung heran. Ein Mensch von ungewöhnlicher Schönheit und von bestrickenden Gaben des Herzens und des Geistes widmet ihr die zärtlichsten Huldigungen; und neben ihm steht ihr Bräutigam, einer der trefflichsten Menschen auf Gottes Erdboden und doch ohne einen Schimmer jenes göttlichen Glanzes, der den Frankfurter Freund umspielte. Wohin sollte, ja mußte sich, möchte man fragen, die Wagschale ihres Herzens neigen? Und trotzdem — mochte es die eingeborene Treue, mochte es eine dunkle Ahnung sein, daß jener gottbegnadete Jüngling nur ein Gestirn sei, an dem man sich erfreuen, aber nach dem man nicht greifen dürfe, ohne in den Abgrund zu stürzen — sie blieb fest und wankte nicht.

Auch Kestner hielt sich bewunderungswürdig. Er freute sich, daß Goethe an seiner Braut so großes Gefallen fände, und baute im übrigen auf Lottens Treue und des Freundes Zuverlässigkeit. Und so wenig wie in Lotte, verrechnete er sich in Goethe. Von dem Augenblick an, wo dieser Kestners und Lottens Verlöbnis erfuhr, stand sein Entschluß fest, sich nicht gegen den Frieden des Paares zu vergehen. Zugleich hatte er seinerseits das Vertrauen zu Lotte, daß sie seine Huldigungen nicht mißverstehen würde. Als ihn sein Freund Born einmal auf das Gerede der Leute aufmerksam machte und hinzufügte: „Wenn ich Kestner wäre, mir gefiel's nicht. Worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab?“ und dergleichen, da sagte ihm Goethe: „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonderes zu halten,

betrügt sie mich, und wäre so wie ordinär, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft." Nur diese allseitige reine und hohe Gesinnung ermöglichte es den dreien, die in so eigentümliche und zarte Beziehungen geraten waren, einträchtig und fröhlich die schönen Frühlings- und Sommermonate zu genießen.

Goethe, durch keine Amtsgeschäfte bedrückt, war der häufigste Gast im Deutschen Hause. Bei einer ausgedehnten Wirtschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten war er der unzertrennliche Gefährte Lottens. Erlaubten es Kestner die Geschäfte, so war er zu seinem Teile dabei. Ausflüge, Spaziergänge in die Umgegend wechselten mit den häuslichen Vereinigungen. Und so nahm ein Tag den anderen auf und alle schienen Festtage zu sein. Der ganze Kalender hätte müssen rot gedruckt werden.

Je mehr Goethe auf sich selbst und auf Lotte vertraute, desto freier ließ er sich gehen und desto sorgloser spann er sich in sein stetig wachsendes Entzücken für Lotte ein. Seine ewig rege Phantasie mochte mithelfen. So war ihm in Dresden, als er den Niederländern ganz hingegeben war, seine Schusterherberge als Bild von Ostade erschienen. Hier in Wetzlar war er des Homers so voll, daß ihn die Mägde am Brunnen an die Königstochter der Heroenzeit erinnerten, und daß ihm die ochsenbratenden, übermütigen Freier der Penelope lebendig wurden, wenn er in der Garbenheimer Wirtsküche sich seine grünen Erbsen kochte. Ob er da nicht auch im Deutschen Hause den Palast des Alkinoos und in Lotte die liebliche Nausikaa erblickte? — So mochte die Leidenschaft die Phantasie und die Phantasie wiederum die Leidenschaft erhitzen. Beruhigung für sein erhitztes Blut suchte er in der dichterischen Wiedergabe des Erlebten und Geschauten. Waren es nicht rhythmische Gedichte, in die er sein volles Herz ergoß, so waren es Briefe und sogar Rezensionen für die Frankfurter Gelehrten An-

zeigen. So ist das Mädchen, das er in der Besprechung der Gedichte von einem polnischen Juden so begeistert malte, keine andere als Lotte.

Je mehr aber seine Neigung zu Lotte sich steigerte, desto näher rückte trotz aller unschuldigen Absichten die Möglichkeit des Konfliktes. „Es gab", so erzählt Kestner, „mancherlei merkwürdige Szenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund werter werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht imstande sein, Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der anderen Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren." Leicht aber kamen immer die drei reinen Gemüter über etwaige durch Goethes Leidenschaft erzeugte Zwischenfälle hinweg. So erfahren wir z. B. aus Kestners Tagebuch, daß um die Mitte August Goethe einmal Lotten einen Kuß gegeben hatte. Lotte hatte das ehrlich ihrem Bräutigam berichtet, dieser war ein wenig verstimmt; worauf Lotte sich vornahm, Goethe abzukühlen. „Am 14. (August) abends", so fährt das Tagebuch fort, „kam Goethe von einem Spaziergange vor den Hof. Er ward gleichgültig traktiert, ging bald weg. Am 15. ward er nach Atzbach geschickt, eine Aprikose der Rentmeisterin zu bringen. Abends zehn Uhr kam er und fand uns vor der Türe sitzen, seine Blumen wurden gleichgültig liegen gelassen; er empfand es, warf sie weg; redete in Gleichnissen; ich ging mit Goethe noch nachts bis zwölf Uhr auf der Gasse spazieren; merkwürdiges Gespräch, wo er voll Unmut war und allerhand Phantasien hatte, worüber wir am Ende, im Mondenscheine an eine Mauer gelehnt, lachten."

Und so war es gut, und es hätte sicherlich kaum noch der Predigt, die ihm Lotte am nächsten Tage hielt, bedurft, um ihn wieder zu wachsamer Selbstzügelung zu veranlassen. Zwei Tage später hatte

er in Gießen eine Zusammenkunft mit Merck, und da auch Lotte dorthin zu Besuch gefahren war, so lernte der kritische Freund Lotte kennen. Er fand, wie er seiner Frau schreibt, Lotte des Lobes würdig, das ihr Goethe in seinen Briefen mit so viel Begeisterung gespendet habe, aber er fühlte, daß es seinem heißblütigen, phantastischen Wolfgang dienlich wäre, wenn er von ihr abgelenkt würde. Er schalt deshalb, als er des anderen Tages in Wetzlar eine junonische Freundin Lottens kennen lernte, ihn tüchtig aus, daß er sich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht habe, um so mehr, da sie frei, ohne irgend ein Verhältnis sich befände. Merck hätte Goethe gern mit nach Hause genommen, und dieser wollte auch mitgehen, aber „was wollte das Wollen gegen die Gesichter um ihn herum?"

Am 28. war der Doppelgeburtstag Goethes und Kestners. Am 27. saß er fast den ganzen Tag bei Lotte. Da wurden Bohnen geschnitten bis um Mitternacht und der 28. feierlich mit Tee und freundlichen Gesichtern begonnen. Als Geschenk erhielt Goethe von Kestner den kleinen Wettsteinschen Homer, damit er sich nicht mehr mit dem großen Ernestischen auf seinen Spaziergängen zu schleppen brauche. Noch blieb er vierzehn Tage, seine Abreise von einem Tage zum andern verschiebend. Endlich machte ihm aber die Wärme, zu der sich das Verhältnis zu Lotte von neuem steigerte, die Lage bedenklich. Er wollte nicht einmal mehr im kleinen die Liebenden betrüben. Er entschloß sich deshalb, am Morgen des 11. September abzureisen. Den Brautleuten teilte er von seinem Vorhaben nichts mit, und so wurde der letzte Abend, den er mit ihnen verbrachte, doppelt beziehungsreich. Der Zufall lenkte Lotten auf das Gespräch vom Zustande nach dem Leben, vom Wiedersehen und Wiedererkennen im Jenseits. Dabei kam sie auf den Tod ihrer Mutter und versetzte sich und die Zuhörer in tiefe Rührung. Dann brach sie das Gespräch ab, indem sie zum Aufbruch mahnte. Goethe, im Innersten bewegt, sprang auf, küßte ihr die Hand und rief: „Wir werden uns wiedersehen, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe willig, und

doch wenn ich sagen sollte, auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl. Wir sehen uns wieder." „Morgen, denke ich", versetzte Lotte scherzend, die in der letzten Zeit wohl öfters feierliche Abschiedsworte von dem Dichter gehört hatte.

In seiner Wohnung angelangt, warf Goethe folgende Zeilen aufs Papier: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort! Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als: Leben Sie wohl! Wär ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf!"

Das Billet an Lotte lautete: „Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann! Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe! Nicht das letzte Mal, und doch geh ich morgen fort. Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs! Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte. Ach, mir war's um Hienieden zu tun, um ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete! Ich bin nun allein und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Eurem Herzen. Und sehe Euch wieder — aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben: Er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Am nächsten Morgen fügte er noch ein zweites Briefchen an Lotte bei: „Gepackt ist's, Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde, so bin ich weg. Die Bilder, die ich vergessen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen Entschuldigung sein, daß ich schreibe, Lotte, da ich nichts zu schreiben habe. Denn Sie wissen alles, wissen wie glücklich ich diese Tage war, und ich gehe, zu den liebsten besten Menschen, aber warum von Ihnen. Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich zu heute morgen und übermorgen nicht hinsetzen kann — was ich wohl oft im Scherz dazusetzte. Immer fröhlichen Muts, liebe Lotte, Sie sind glück-

licher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich, liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben, ich werde mich nie verändern. Adieu, tausendmal adieu!"

Damit war er fort von Wetzlar und vom Deutschen Hause, wo seine Glückseligkeit von vier Monaten lag. Wie nahm man dort seinen Weggang auf? Kestner notierte in seinem Tagebuche: „11. September 1772. Morgens um sieben Uhr ist Goethe weggereist, ohne Abschied zu nehmen. Er schickte mir ein Billet nebst Büchern. Er hatte es längst gesagt, daß er um diese Zeit nach Coblenz, wo der Kriegszahlmeister Merck ihn erwarte, eine Reise machen und er keinen Abschied nehmen, sondern plötzlich abreisen würde. Ich hatte es also erwartet. Aber daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich gefühlt, tief in meiner Seele gefühlt. Ich kam den Morgen von der Dictatur zu Hause. Herr Dr. Goethe hat dieses um zehn Uhr geschickt. — Ich sah die Bücher und das Billet und dachte was dieses mir sagte: Er ist fort, und war ganz niedergeschlagen. Bald danach kam Hans (Buff) zu mir, mich zu fragen, ob er gewiß weg sei? Die Geheimrätin Lange hatte bei Gelegenheit durch eine Magd sagen lassen: Es wäre doch sehr ungezogen, daß Dr. Goethe so ohne Abschied zu nehmen weggereist sei. Lottchen ließ wieder sagen: Warum sie ihren Neveu nicht besser erzogen hätte? Lottchen schickte, um gewiß zu sein, einen Kasten, den sie von Goethe hatte, nach seinem Hause. Er war nicht mehr da. Um Mittag hatte die Geheimrätin Lange wieder sagen lassen: Aber sie wolle es des Dr. Goethe Mutter schreiben, wie er sich aufgeführt hätte. — Unter den Kindern im Deutschen Hause sagte jedes: Doktor Goethe ist fort! — Mittags sprach ich mit Herrn von Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unserem gestrigen Abendgespräch ihm erzählt. Goethe war sehr niedergeschlagen weggereist. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise, es kamen ihr die Tränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte.

Wir sprachen nur von ihm, ich konnte auch nichts Anderes als an ihn denken." —

Wenn es nicht der nachfolgende Verkehr lehrte, so würden es diese schlichten Zeilen bezeugen, wie rein und innig das Verhältnis der drei edlen Menschen zueinander gewesen ist. Zehn Tage später war Kestner bereits in Frankfurt. „Um vier Uhr", schreibt er, „ging ich zu Schlosser und siehe da, der Goethe und Merck waren da. Es war mir eine unbeschreibliche Freude; er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast. . . . Wir gingen vors Tor auf dem Walle usw. spazieren. Unvermutet begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht, plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme. Sie küßten sich herzlich, es war die Schwester der Antoinette" (Gerock).

Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.

Götz von Berlichingen

Mitten in seinem Wetzlarer Natur- und Liebesschwelgen hatte Goethe es erleben müssen, daß Herder die erste, in leidenschaftlichem Schwunge hingeworfene Fassung des „Götz" mit einer scharf, ja höhnisch absprechenden Kritik zurücksandte. Shakespeare habe ihn ganz verdorben; aber es sei alles nur gedacht und nicht in Schönheit und Größe empfunden. Dem Apostel des großen Briten war der Jünger in der Nacheiferung des Meisters zu weit gegangen; dem Heerrufer der neuen Natur- und Sinnlichkeitsdichtung hatte er nicht genug getan. Was bedeutete der Beifall Mercks und Salzmanns neben dieser schwerwiegenden Verdammung? Doch in der ewig frischen und ahnungsvollen Seele des Jünglings konnte sich eine Entmutigung nicht regen. „Es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden", antwortet er im Juli Herder. „Dann soll's wieder vor Euch erscheinen." In Wetzlar freilich gab's für eine solche Umschmelzung keine Zeit, und als Goethe von dort fortging, war ihm durch seine Malstudien die Kunst wieder so lieb geworden, daß er in den nächsten Monaten alle dichterische Tätigkeit vernachlässigte und fast seine ganze Muße dem Zeichnen, Stechen und Radieren widmete, ja bei wochenlangem Aufenthalt in Darmstadt mit seinem Enthusiasmus auch Merck ansteckte und äußerte, er denke noch ein Maler zu werden. „Wir rieten ihm sehr dazu", schreibt Karoline Flachsland naiv aus dem Munde der Darmstädter Heiligen. Aber nachdem er aus Darmstadt Mitte Dezember nach Frankfurt zurückgekehrt war, erwacht wieder sein nicht zu unterdrückender dichterischer Trieb. Er nimmt den Götz von neuem vor und schreibt ihn im Laufe weniger Wochen zu einem neuen Stücke um. Aber auch diese verbesserte Gestalt war ihm nicht Vollendung, sondern nur eine Vorübung, die einer künftigen, mit mehr Fleiß und Überlegung anzustellenden Behandlung zugrunde liegen sollte. Da war es Merck,

der das Geschaffene dem Schreibtischdasein entriß. Als er Anfang Februar 1773 nach Frankfurt kam und den Dichter die Pläne der späteren Umformung vortragen hörte, fragte er spottend, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle. Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse sehen, was das Geschriebene für eine Wirkung tue, und dann wieder was Neues unternehmen. Als Goethe ihm einwandte, daß er fürchte, von den Verlegern eine Ablehnung des Stückes zu erfahren — denn wie sollten sie das Werk eines namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftstellers beurteilen? —, so schlug Merck auch dieses Bedenken nieder, indem er dem Freunde anbot, das Stück mit ihm gemeinschaftlich im Selbstverlage herauszugeben, wobei Goethe das Papier anschaffe, er selbst für den Druck sorgen wolle. Bereitwillig ging Goethe auf den Vorschlag ein; im Mai war sein wildes Werk gedruckt, im Juni flog es in Deutschlands Gaue hinaus.

Die Umarbeitung, so sehr sie im eigenen Goethischen Geiste gehalten war, hatte sich die Herderschen Vorwürfe wohl gemerkt. Sie verstärkte das Kernhaft-Altertümliche des Ausdrucks, tilgte, wo Pathetisch-Deklamatorisches sich eingeschlichen hatte, gestaltete die Motivierungen feiner, die Übergänge sachlicher, menschlicher, natürlicher; die in der ersten Form des Werkes häufig begegnenden Räsonnements, über Lebenshärte, Weltfrömmigkeit, das Sichrühren im Irdischen, verschwinden und räumen ihren Platz einem weit bewegteren, auf Ereignis, Handlung, sinnliche Auseinandersetzung gerichteten Dialoge. Wenn bei dem Abschiedsmahl in der belagerten Burg der Held in begeisterter Rede das Zukunftsbild eines glücklich regierten Deutschlands entwirft, so ist es in der Urfassung allein ein Traum der Seele, in der endgültigen jedoch knüpft er an das bestimmte Beispiel eines ihm bekannten guten Fürsten an und erhofft alsdann, daß alle anderen ihm ähnlich würden. So werden Herdersche Kunstforderungen befriedigt. Über diese Umwandlung der Form hinaus aber greift die auf den Gesamtbau des Werkes gerichtete. Eine „Verliebtheit", wie Goethe

selbst sagt, hatte ihn in den letzten Akten dazu verleitet, Adelheid von Walldorf, die „reizende Frau", in ungebührlicher Anteilnahme in den Vordergrund zu rücken und sie zu dem an sich lebensfremden, idealistisch überspannten Sturm- und Drangbegriff des dämonischen Weibes, einer weiblichen Titanin emporzusteigern. Nun führt er ihre Gestalt auf menschlichere Verhältnisse zurück, verleiht dem von ihr beeinflußten Weislingen, dem Gegenspieler Götzens, ein stärkeres Maß von Selbständigkeit und männlicher Freiheit und rettet auf solche Art die ideelle Einheit seiner Schöpfung.

Denn diese geistige Einheit, die das Stück trotz der zersplitternden Neigung zur naturalistischen Abschilderung des Lebens zusammenhält, liegt in nichts anderem als dem Widerspiele zwischen Götz und Weislingen oder vielmehr in dem Widerspiele der von ihnen vertretenen Sphären, der lebenswarmen, freiheitlichen Ritterwelt und der ränkesüchtigen, kraftlosen, ihre Glieder in Abhängigkeit herunterdrückenden Umgebung der Fürstenhöfe. Es gab eine Zeit, da dieser Gegensatz zwischen Götz und Adalbert menschlicherseits nicht bestand. Da sie als Pagen beide am markgräflichen Hofe dienten, beisammen schliefen und miteinander herumzogen, immer als brave Jungens zusammenhielten und Freude unter sich, Händel mit andern in redlicher Gemeinschaft bestritten. Castor und Pollux! so riefen, die es sahen, dem einträchtigen Paare zu. Sollte es nicht das ganze Leben so bleiben? „War das nicht all mein Trost," sagt Götz, „wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut, und du mein pflegtest, und mehr als Bruder für mich sorgtest, ich hoffte, Adalbert wird künftig meine rechte Hand sein. Und nun —."

Ihre Wege führen auseinander. Der eine geht in Krieg und ritterliches Leben, der andere in Hof- und Fürstendienst. Götz von Berlichingen wird, was er durch seine innere Natur werden muß, der freie Ritter auf angestammter Burg, der unabhängige Einzelne, der sich nur dem Kaiser untertan fühlt und hellen Blickes in die Welt hineinschaut, von keinem Ehrgeiz geplagt,

in sich und seiner Herzenswärme befriedigt. In der frischen Luft der Natur, in Feld und Wald, auf nächtlichen Fehdewegen oder auf sturmumwitterter Schloßzinne verlaufen ihm die Tage. So wie er für sich selbst nichts verlangt und errungenen Vorteil sorglos vertrauend aus den Händen gibt, so fährt er empor und schüttelt die Eisenhand, wenn ihm fremdes Unrecht zu Ohren kommt. Kühn setzt er seine Reisigen auf Fürsten und Pfaffen und Reichsstädte an, rächt ihre bedrückten Untertanen, streitet für gefangene Ritter und steuert dem Frevel, wo er ihn findet. So wird er der Mann, „den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden." Inmitten einer entarteten und sich verkaufenden Welt hält er das Palladium der persönlichen Selbständigkeit hoch; er ist der Held mit der Kindesseele, der aus Treue und Tapferkeit, Güte und Freiheitsdrang gezimmerte Mann, er selbst und nur er selbst allein, eine aus erglühender Lebensfülle zu voller Ganzheit gerundete Natur, „ein Kerl", wie die Stürmer und Dränger ihn als ihr Ideal vor Augen sahen. „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn", sagt Bruder Martin, da er ihn schauen durfte.

Um ihn herum bewegt sich die gleiche kernhaft redliche Welt. Da ist Elisabeth, seine feste und ruhige Hausfrau, die Not und Gefahr in Treue mit ihm teilt, praktisch und sicher, denn auch die Religion besteht für sie in der rechtschaffenen Erfüllung der irdischen Pflichten; Georg, der urgesunde, prächtige Reitersbub, der goldene Junge, der den Tag nicht erwarten kann, wo er im Küraß auf eigenem Pferde ausreiten kann, so wie sein Gegenstück Franz, der im Sinnlichkeitsrausch hintaumelnde, haltlose Bub Weislingens, den Tag nicht erwarten kann, wo seine schöne Herrin sein Liebesverlangen erhören wird; der unermüdliche, treue, uneigennützige Lerse; die Reisigen alsdann, die dem Gefolgsherren, der das letzte Brot und die letzte Flasche mit ihnen teilt, bis in den Tod hinein anhangen, den einen oder andern ausgenommen, der die allgemeine Regel der menschlichen Niederträchtigkeit bestätigt. Wie unbefangen selbstvertrauend schauen sie alle in die Welt,

wie klar liegen die Dinge vor ihrem Blick! „Es gibt nur zweierlei Leut, brave und Schurken," sagt Georg zu dem Verräter Weislingen, „und ich diene Götzen von Berlichingen." Es ist der Höhepunkt des Stückes, als die treuverbundene Schar in der belagerten Burg zum Abschiedsmahle zusammenkommt, von den Soldknechten einer feindlich starren Welt umringt, als das Hochbild einer allgemeinen Glückseligkeit des Vaterlandes vor ihren Seelen erscheint und auf die Frage „Was soll unser letztes Wort sein?" ihr Lebensatem in dem Rufe durchbricht: „Es lebe die Freiheit!"

In Götz und seinen Getreuen verkörperten sich für Goethe die Tugenden, für die er in diesen Jahren am meisten erglühte, da er sie in einer kleinen und schwächlichen Zeit am meisten fehlen sah: Tapferkeit, Unabhängigkeit, Ehrlichkeit und Güte, ein gerades, mutiges, freies, edles Durchslebengehen. Was er in sich selbst fühlte und besaß, die reine Herzenswärme, der kindlich treue Sinn, der ganze frische Jugendgeist einer herrlich ahndungsvollen Lebensepoche ist in diese Gestalten eingeflossen und hat ihnen Dasein geschenkt.

Aber dieser Götzischen gegenüber steht eine ganz anders gerichtete Welt, und der Inhalt des Stückes ist eine Abwandlung des vom Sturm und Drang immer wieder behandelten typischen Falles: des Zusammenstoßes, den der große und freie Mensch mit einer feindseligen und verständnislosen Umgebung erleiden muß. Diesen Zusammenprall verlegt Goethe nicht wie seine Mitbewerber in ein phantastisch ersonnenes Milieu, sondern in einen naturgegebenen geschichtlichen Zeitpunkt des 16. Jahrhunderts, da die absolute Gewalt der Territorialfürsten sowohl gegenüber dem Kaiser wie über das unabhängige Rittertum zu triumphieren beginnt. Das menschlich Höhere weicht dem menschlich Niederen, da sein inneres Recht, die tiefer empfundene Menschlichkeit, vor dem äußeren Rechte, das jene für sich in Anspruch zu nehmen wissen, nicht bestehen kann; das Kraftvolle wird von dem Entkräfteten und Versumpften überwunden, da dieses mit List und Untreue sich paart. Mit wenigen charakteristischen Strichen zeichnet der

Dichter einen Fürstenhof der Zeit: den von Weibern und Spaßmachern umgebenen, in gewöhnlicher Fürstenselbstsucht und in den gewöhnlichen Herrschermittelchen aufgehenden Bischof von Bamberg; den vertrunkenen, stammelnden, hinglotzenden Abt von Fulda; den in beschränkter Gelehrsamkeit sich spreizenden und geschmeidig den Großen sich anschmiegenden Doktor beider Rechte Olearius, der das auf Erfahrung beruhende Volksrecht verachtet und durch sein trockenes, verstandeskaltes, landfremdes Römisches Recht zu ersetzen strebt; der scharfsinnige, witzige, sie alle überlegen durchschauende und belächelnde und doch mit den Stricken der Fürsten- und Weibergunst an sie gefesselte Liebetraut; endlich der im Vordergrund stehende Repräsentant, der schwache Weislingen, gefällig und liebreich, aber nachgebend in allen Dingen, der groß sein möchte, aber es nicht sein kann, da er den geraden Weg nicht zu gehen vermag und sein höchstes Menschengut, seine Freiheit, des Genusses wegen preisgibt, während sein Gegenstück Götz um eben dieser Freiheit willen ein spartanisch rauhes Leben führt. Es ist wie ein Riß in Weislingen und mehr oder weniger in den anderen, denn sie sind zu Besserem geboren und wissen es auch, aber ihre niedrigere Natur läßt sie in tausend Abhängigkeiten sich zersplittern und verlieren. Der inneren Freudigkeit und des hinreißenden Seelenschwunges entbehrend, nehmen sie ihre Zuflucht zu Ränken und Intrigen, Untreue und Verrat; ihre schmachvolle Klugheit siegt, aber aus jenem Riß dringen bei Weislingen wie bei dem ihm sinnesverwandten Buben die Qualen des Gewissens hervor und vernichten sie zur gleichen Zeit, da ihre Opfer, die Großen und Freien, am Boden liegen.

Die eigentliche dramatische Handlung, die aus diesem Gegensatze der Götz- und Weislingenwelt entspringt, vollzieht sich in wenigen großen Zügen. In der Gefangennahme Weislingens am Beginne des Schauspiels bietet sich eine Schicksalsgelegenheit, die die beiden einst so eng Verbundenen wieder zusammenzuführen vermag, und in der reinen Neigung, die den in Liebeleien gehärteten Höfling zu Götzens Schwester, der stillen, ernsten, von tiefer Seelenhaftigkeit

des Mitleids verklärten Marie ergreift, scheint sich der alte Bund zu erneuern. Es ist Täuschung. Sobald Weislingen nur für wenige Tage in die gewohnte Umgebung des Bamberger Hofes zurückkehrt, trägt sein wahres Wesen den Sieg davon. Adelheid von Walldorf, die schöne Teufelin, die schillernde Schlange, die jeden anlockt und jeden zerstört, brauchte ihn nicht zu verführen, doch durch sie, die er zum Weibe nimmt, verschärft sich der Streit bis zu tragischem Untergang. Götz, der schon durch die bambergische, nun auch durch die nürnbergische Fehde den kaiserlichen Landfrieden gebrochen hat, wird durch Weislingen auf Adelheids Antrieb die Reichsexekution auf den Hals gehetzt. Jetzt wirken sich die politischen Gegensätze aus, die in der programmatischen Unterredung zwischen Götz und seinem Gefangenen auf der Burg ihre Formulierung gefunden hatten. Der Held pocht auf das Recht des freien Einzelnen, das Recht der starken Faust in dem Augenblicke, da eine neue Gesellschaftsordnung, die sich mit Landfrieden, Römischem Rechte und dem Begriff der territorialen Hoheit umpanzert, den Einzelnen um angeblich höherer Zwecke, um der Gerechtigkeit und des Friedens willen in ihre Gesetze schnürt. Götz durchschaut seine Gegner, er weiß, daß ihre höheren Zwecke nur erbärmliche Selbstsucht maskieren und daß die wahre Kaisertreue wie nicht minder die reinere Menschlichkeit der Kraft und des Gewissens in ihm selber ruht. Aber er kann nicht hindern, daß sein inneres Recht in äußeres Unrecht verkehrt, daß er zum Verbrecher gestempelt und sein guter Name geschändet wird. Auf kaiserlichen Befehl, und das trifft ihn tiefer und tiefer ins Herz, wird er belagert, gefangen, wird ihm zu Heilbronn der Prozeß gemacht und nach dem Bauernaufstande das Todesurteil über ihn gesprochen. Seine innere Freudigkeit erlischt. Er fühlt es, daß in dieser Welt kein Raum mehr für ihn ist, und in solcher Erkenntnis bricht sein Herz. „Stirb, Götz — Du hast Dich selbst überlebt, hast die Edlen überlebt. — . . . Jetzt ist's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaisers und meine Wunden. — Es ist alles zusammen. Meine Stunde ist gekommen."

So scheidet er aus der verderbten Welt mit der Mahnung und Prophezeiung: „Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Tore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen." Dann wendet sich sein Geist nach oben: „Himmlische Luft. — Freiheit! Freiheit!"

Die Ansätze zu einer wirklich dramatischen Gestaltung, die in diesen Gegensätzen und Entwicklungen verborgen lagen, sind von Goethe nur unzureichend benutzt worden. Sie bleiben im Hintergrunde und schwingen nur als lyrisches Stimmungsmoment mit, während das Hauptinteresse auf der Person des Helden und der mit ihr verbundenen Kraft- und Ereignisfülle ruht. Und doch konnte Goethe leicht einen einheitlicheren Gang der Handlung herbeiführen, wenn er im zweiten Akte die Entwicklung an den Verrat Weislingens anknüpfte. Götz konnte, ja mußte dem Bischof von Bamberg von neuem Fehde ankündigen, um den Verräter und dessen Beschützer zu bestrafen. Aber hier zeigt es sich, wie wenig Goethe daran gedacht hat, ein Bühnenstück mit logisch klar sich abrollender Handlung zu schaffen, und daß die Persönlichkeit seines Helden, der große Mensch ihm im Vordergrunde stand. So eröffnete er selbst, während er am ersten Entwurf arbeitete, Salzmann: „Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes. ... Wenn's fertig ist, sollen Sie es haben und ich hoff' Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr (die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle." So schrieb auch die Mutter im Jahre 1781 dem Schauspieler Großmann: „Meinem Sohn ist es nicht im Traume eingefallen, seinen Götz für die Bühne zu schreiben." Die dramatische Form wird ihrer sinnfälligen Unmittelbarkeit und Schlagkraft halber gewählt, nicht um Probleme zu entwickeln, sondern Leben zu schildern, glühende Wirklichkeit, Heldenleben mit seinem prachtvollen Mannestrotz, seinem unbändigen Hochsinn, seinem unbekümmerten Dreinschlagen gegen eine schwächlich gewordene Menschheit. So

zersplittert das Werk in einer Breite der Lebensschilderung, die den so ganz anders gearteten Historien Shakespeares fälschlich nachgeahmt wird, und was wir bewundern, ist Götz in seinen einzelnen Lebensmomenten: wie er in Kampf und häuslichem Leben sich gibt, wie er die Reichstruppen mit kühnem Rittergeiste zerzaust, wie er die Heilbronner Ratsherren und Bürger mit gewaltigen Schlägen seiner Eisenfaust aus dem Saale wirft usw. Und doch klingen alle diese Szenen zusammen in einem einheitlichen, zwar nur teilweise dramatisch, in der Hauptsache lyrisch empfundenen Impulse: in der Freude an der herrlichen Krafterscheinung des Helden und der Seinen, einer Freude, die in jedem Augenblicke umwittert wird von der Trauer über das Nichtverständnis der Andern, von der Tragik des Unterganges dieser unvergleichlichen Daseinswerte durch eine feige, empfindungskalte, ränkesüchtige Welt.

Alle Hauptgestalten des Dramas sind erlebnishaft mit dem Dichter verknüpft. Götz nährt sich von allem, was an Starkem, Festem, Gesundem, was an Innigkeit des Gefühls und warmem Insichzufriedensein in Goethes Natur zu finden war. Georg ist dies alles in kindlicher Form; Elisabeth ist Frau Aja, Lerse dem gleichnamigen Straßburger Bekannten, also seinen Nächsten und Geistesverwandtesten nachgebildet. In Weislingen aber verkörpert Goethe die Kehrseite seines Sturm- und Drangcharakters, das Schwankende, Unstete, Verworrene, von der Leidenschaft Hingerissene, das in dem Weislingen der ersten Bearbeitung noch weit schärfer zum Ausdrucke kommt. In ihm nimmt er eine poetische Selbstrache für sein liebloses Verlassen Friederikens. „Sie schrieb mir einen Brief, der mir das Herz zerriß"; es muß dies im Herbst des Jahres 1771 gewesen sein, zur selben Zeit, als er zum ersten Male an den Götz heranging. Friederike ersteht wieder in dem Bilde Mariens, der reinen, selbstlosen, engelgleichen Jungfrau, die noch dem Verräter die Hand reicht, um ihm die schuldbeladene Seele zu erleichtern. „Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse." Und diese Marie gibt Weislingen um der machtlüsternen,

koketten Witwe Adelheid willen preis, er tauscht das Ruhige und Reine für das Wildbewegte, Dämonische, sich in der eigenen Glut Verzehrende ein! Adelheid wird für den Dichter zum Sinnbilde aller dämonischen Mächte und Triebe, die ihn aus Friederikens stillem Kreise hinwegzogen, und es bedeutet nur einen natürlichen Vorgang, daß er in der Urfassung, in der unmittelbaren Nähe des Friederike-Erlebnisses, sich in der Ausmalung dieser Gestalt verlor, die ihm wie das Schicksal seines eigenen Lebens vor Augen stand. Weislingen ist eine Züchtigung seines Vergehens, seiner Untreue und Unbeständigkeit, wie es Faust, Clavigo, der Fernando der „Stella" ferner wurden: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird", schrieb er an Salzmann, als er ihm ein Exemplar des Götz für Friederike zusandte.

Erwägt man diese aus der Außen- und Innenwelt geschöpften Motive, die Goethes Brust bis zum Zerspringen anschwellten, so begreift man, daß die Arbeit ihn wie eine Leidenschaft packen konnte, über der er Sonne, Mond und Sterne vergaß.

Trotzdem war der Gehalt noch nicht alles, was diese Dichtung ihm zu einer Herzenssache machte. Das Stück sollte zugleich in der Form den neuen Kunsttheorien Bahn brechen. Da diese lehrten, daß es die Aufgabe des ernsten Dramas sei, einen großen Mann in allen seinen „Lebensstößen" uns vor Augen zu stellen, und da die Beobachtung der hergebrachten Regeln von der Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung dieser Aufgabe hinderlich war, so wurden sie rücksichtslos beiseite geschoben. Damit kam man zugleich der Wahrheit, der Natur, dem großen Grundgedanken der Stürmer und Dränger näher. Daher ist's dem Dichter ersichtlich eine wahre Wollust, einen energischen Stoß gegen die alte Theatertechnik zu führen. Er reißt uns durch einen Zeitraum von vielen Jahren hindurch; schleudert uns zwischen Bamberg, Augsburg, Heilbronn, dem Spessart und Jaxthausen hin und her und gibt uns statt einer einzigen in sich geschlossenen Handlung eine Vielheit dramatisierter Begebenheiten. Was kümmerte es

ihn, ob ein solches Stück aufführbar war! Wenn nicht, dann schlimm fürs Theater. — Wie bei der Fabel, unbekümmert um die traditionellen Gesetze der dramatischen Kunst und die Forderungen der Bühne, einfach die Wahrheit (der geschichtliche Hergang) festgehalten werden sollte, so auch in der sprachlichen Darstellung. Die handelnden Personen sollten ihre wahre und echte Sprache, kein gemachtes Schriftdeutsch reden. Daher denn Goethe mit unerhörter Kühnheit die geheiligte Schriftsprache über Bord warf und in Satzbau, Wortschatz und Wortformen die natürliche Sprache der Charaktere wiederzugeben suchte. Wer den Unterschied gegen früher ermessen will, der vergleiche den Eingang zur Minna von Barnhelm mit dem zum Götz. Dort wie hier eine Wirtshausszene, und Lessing sichtlich bemüht, einen realistischen Ton anzuschlagen. Und doch wie ganz anders reden Just und der Wirt als die Reutersknechte, die Bauern und der Wirt im Götz! Dort das regelrecht gefügte, gemeingültige Schriftdeutsch, hier ein freies, volkstümliches, dialektisch und zeitlich gefärbtes Munddeutsch, das vor keiner Derbheit, ja nicht einmal vor kraftvollen Unanständigkeiten zurückschreckt. Und dabei jenes in einem Lustspiel, dieses in der großen historischen Tragödie.

So war der ganze Götz in seinem Helden, in seinen Ideen, in seiner Technik, seiner Sprache eine Kriegserklärung gegen das Alte und Hergebrachte, gegen das Eingeschränkte und Niedrige. In vollem Bewußtsein dieses revolutionären Charakters schrieb Goethe bei Übersendung dieses Götz an Merck:

Allen Perückeurs und Fratzen
Und allen literarischen Katzen
Weisen wir so diesen Philistern,
Kritikastern und ihren Geschwistern
Wohl ein jeder aus seinem Haus —

mit einem Verse endend, der sich eng an den bekannten Zuruf Götzens an den Reichsherold anschloß.

Aber Goethe hatte sich unnötig mit Trotz gegen die Widersacher gewappnet. Die poetischen Schönheiten seines Werkes waren so

ungewöhnliche, daß ein entschiedener Widerspruch kaum aufkam. Am lautesten war, wie zu erwarten, der Beifall der Jüngeren; ihnen war das Stück, dessen Verfasser sich nicht genannt hatte, nicht bloß eine herrliche Dichtung, sondern eine befreiende Tat. Bürger schrieb unter dem ersten Eindruck an Boie: „Boie! Boie! Der Ritter mit der eisernen Hand, welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken verdanken? Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen. . . Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung! Edel und frei wie sein Held tritt der Verfasser den elenden Regelnkodex unter die Füße und stellt uns ein ganzes Evenement mit Leben und Odem bis in seine kleinsten Adern beseelt vor Augen. . . Glück zu dem edlen, freien Mann, der der Natur gehorsamer als der tyrannischen Kunst war. . . O, Boie, wissen Sie nicht, wer er ist? Sagen Sie, sagen Sie mir's, daß ihm meine Ehrfurcht einen Altar baue."

Wie im Norden Bürger, so begeisterte sich im Süden Schubart für das Stück. Herder war schon für die erste Fassung — so hart und unfreundlich er sich gegen Goethe ausgelassen hatte — voller Bewunderung „Wenn Sie ihn (Götz) lesen," schrieb er seiner Braut 1772 Anfang Juli, „dann werden auch Sie einige himmlische Freudenstunden haben. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin", und in den Blättern von deutscher Art und Kunst wies er in andeutenden, gehobenen Worten auf Goethe als den deutschen Shakespeare hin. Aber auch diejenigen, die an den Regelwidrigkeiten des Stückes Anstoß nahmen, wußten doch seine Vorzüge voll zu würdigen. Form sei Form, hieß es in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, „und hätte der Verfasser in chinesischer Form geschrieben, wir würden sein Genie schätzen müssen. Lieber noch zwanzigmal mehr Sonderbarkeiten, wie hier vorkommen, als das Alltagsgewäsche, das man in den deutschen Schauspielen verschlucken muß . . ." Im Deutschen Merkur meinte Christian Heinrich Schmid, ein so kleiner Geist er war: „Ein Stück, worin alle drei Einheiten auf

das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist und doch das schönste, interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unseren komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten . . . Wir hatten dies Schauspiel schon mehrmalen gelesen und glaubten ruhig über unsere Vergnügungen räsonnieren zu können, aber, ehe wir's uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindungen und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisieren, verschwanden wie Schattenbilder vor dieser kräftigen Sprache des Herzens." Auch Wieland, durchaus nicht blind gegen die Schwächen der Dichtung und obwohl durch einen Angriff Goethes gereizt, pries das Stück und nahm es als Herausgeber des Merkur gegen einige unbegründete Bemängelungen seines Mitarbeiters Schmid in Schutz.

Das Publikum hatte seine größte Freude, wie uns Goethe im Wilhelm Meister erzählt, an dem Stofflichen: an den geharnischten Rittern, den alten Burgen, der Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, besonders aber der Unabhängigkeit der handelnden Personen. „Jedermann war von dem Feuer des edelsten Nationalgeistes entzündet. Wie sehr gefiel es dieser deutschen Gesellschaft, sich ihrem Charakter gemäß auf eigenem Grund und Boden poetisch zu ergötzen! Besonders taten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlösser, das Moos und die hohlen Bäume, über alles aber die nächtlichen Zigeunerszenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung." In Berlin wurde es trotz aller Schwierigkeiten bereits im April 1774 aufgeführt, und so erbärmlich die Inszenierung war, so fand doch die Dichtung stürmischen Beifall.

Nur die beiden größten Zeitgenossen des Dichters: Lessing und Friedrich II. standen dem Werke kühl, ja feindselig gegenüber. Von dem preußischen König darf es nicht überraschen. Er war so in den französischen Geschmack verloren, daß er über den Götz ähnlich urteilen mußte, wie Voltaire einst über den Hamlet: „Voila un Götz de Berlichingen qui paraît sur la scène. Imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises et le Par-

terre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes." — „Da erscheint ein Götz von Berlichingen auf der Bühne. Eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, aber das Parterre klatscht Beifall und verlangt begeistert die Wiederholung dieser abstoßenden Plattheiten."

Aber Lessing? Er hatte das Franzosentum in Deutschland niedergeworfen und war der Herold Shakespeares gewesen und nun, da ein deutscher Shakespeare zu kommen schien — so kalt? Hatte er kein Auge für das, was alle Welt sah, keine Empfindung für das, was alle Herzen erwärmte? Unzweifelhaft. Er müßte sonst nicht Lessing gewesen sein. Aber in ihm, dem Reformator der deutschen dramatischen Kunst, mußte alle Freude erstickt werden von der bitteren Sorge, daß das, was er mühsam aus Schutt und Verknöcherung neu aufgebaut hatte, durch geniale Zügellosigkeit wieder zerstört werden würde. Gerade je blendender das Beispiel war, desto gefährlicher war es. Und darum richtete sich sein voller Grimm gegen das „schöne Monstrum", und er hatte nicht übel Lust, mit Goethe trotz seinem Genie, auf das er so poche, anzubinden. Und er hätte die Blößen mit scharfen Pfeilen getroffen. Ein einziger wie ein Epigramm zugespitzter Aphorismus kann davon einen Vorgeschmack geben: „Er füllt die Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialoge bringt und das Ding für ein Drama ausschreit?" Aber daß Lessing trotz alledem still blieb, beweist, daß unwillkürlich das Genie des jungen Rivalen ihn im Banne hielt.

Er mochte sich auch bei ruhiger Erwägung zu dem hochbegabten Dichter der Hoffnung versehen, die Wieland im Merkur prophetisch aussprach: daß vermutlich die Zeit kommen werde, da er durch tiefere Betrachtungen über die Natur der menschlichen Seele auf die Überzeugung werde geleitet werden, daß Aristoteles am Ende doch recht habe, daß seine Regeln sich viel mehr auf Gesetze der Natur, als auf Willkür, Konvenienz und Beispiel gründen.

Wenn wir heute, entrückt dem Streite der Parteien, weder bestochen von seinen Tendenzen, noch erschreckt von seiner technischen Schrankenlosigkeit, an das Stück herantreten, so können wir nicht anders als in den Beifall der großen Mehrheit einstimmen, gleichviel ob wir den historischen oder absoluten Maßstab anlegen; fallen doch diese Maßstäbe ohnehin beim Götz wie bei den meisten Goethischen Dichtungen fast ganz zusammen.

Welche deutsche dramatische Dichtung — selbst die Lessingschen Meisterwerke nicht ausgenommen — konnte sich damals an Reichtum, Glanz und Wärme mit dem Götz messen? Gewiß waren und sind Minna von Barnhelm und Emilia Galotti von formalkünstlerischen Gesichtspunkten aus ungleich größere Meisterwerke, aber sie sind neben dem Götz doch nur wie kräftige und geistreiche Handzeichnungen neben einem in blühenden Farben schwelgenden und von saftigem Leben strotzenden Wandgemälde.

Welch eine bunte Menge von Menschen versammelt der Dichter um uns! Die Reichsritter, die Bischöfe, die Landsknechte, die regierenden Städter, die Kaufleute, den Kaiser, Mönche, Juristen, Bauern, Zigeuner, Glieder der Feme, Männer, Frauen, Knaben, Kinder. — Und wie stehen sie vor uns! Wer hat vor Goethe solche Menschen, Ritter, Bischöfe, Frauen und Buben gezeichnet! Zum ersten Male in der deutschen, ja in der Weltliteratur haben die Kinderszenen dieses Stückes den Kindern ihren echten und natureigenen Sprachausdruck geschenkt. Welche Lebenswahrheit in der Zigeunerszene, der Bauernhochzeit, der fränkischen Fuhrmanns- und Soldatenherberge! Ein paar Worte und Andeutungen lassen die sozialen und kulturellen Zustände des Jahrhunderts in sinnlicher Deutlichkeit vor unseren Augen erstehen. Götzens kurzer Wortwechsel mit seinem Kinde wirft ein Schlaglicht auf die Erziehung; die Bauernhochzeit, die Reden des Olearius, die unterirdische Fehmszene weisen auf die Verhältnisse der Justiz und die in dem Kampfe zwischen erfahrungsgemäßem Volks- und verstandesgemäßem Römerrecht sich vollziehende Sinnesänderung der Zeit; ein einziges Wort des Buben Franz, da

er hingerissen in der enthusiastischen Schilderung seiner angebeteten Herrin sich verloren hat, deutet auf den wahren Geist der Kunst: „So fühl ich denn in dem Augenblicke, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz." So ist auch das Motiv der Reformation, obwohl Götz an sich nichts mit der Reformation zu tun hatte, dem Stücke in der Figur des Bruder Martin einverleibt. Aber es ist für den Dichter außerordentlich bezeichnend, daß er nicht das religiöse oder kirchliche Moment der Reformation in den Vordergrund rückt: den Kampf gegen das Papsttum, die Rückeroberung der Bibel, das allgemeine Priestertum; sondern das humanistische: die freie, volle Menschlichkeit. „Mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein zu dürfen", leitet Bruder Martin seine Klage über die Mönchsgelübde ein. Hier tritt der wesentliche Punkt hervor, um dessentwillen sich die Stürmer und Dränger dem sechzehnten, dem Reformationsjahrhundert so verwandt fühlten.

Mit nicht geringerer Kunst verlebendigt uns der Dichter die Vorgänge. Selbst so verwickelte wie die Belagerung von Jaxthausen und das Gefecht mit den Reichstruppen stellt er uns mit größter Deutlichkeit vor Augen. Und mit wie einfachen Mitteln erreicht er das! Eine Folge flüchtiger Szenen, einige hingeworfene Worte, ein Ausruf, eine eilige Unterredung genügen, um uns mitten in die Aktion hineinzureißen.

Dieselbe knappe, wirkungsvolle Kunst zeigt sich bei der Darstellung gewichtiger innerer Vorgänge. Zwei Beispiele mögen es belegen. Weislingen verabschiedet sich von Adelheid, um Götz und Maria die Treue nicht zu brechen. Adelheidens Überredungs- und Verführungskünste sind fruchtlos geblieben. Adelheid sieht ihn zornig an. Weislingen: „Seht mich nicht so an." Adelheid: „Willst du unser Feind sein, und wir sollen dir lächeln? Geh!" Weislingen: „Adelheid!" Adelheid: „Ich hasse Euch." Franz: „Gnädiger Herr, der Bischof läßt Euch rufen." Adelheid: „Geht! geht!" Franz: „Er bittet Euch, eilend zu kommen." Adelheid: „Geht! geht!" Weislingen: „Ich nehme nicht Abschied, ich sehe Euch wieder."

Ein anderes Beispiel. Weislingen ist von Franz vergiftet. Franz kommt zu ihm und sieht ihn in seinem Elend. Er spricht kein Wort, sondern von Schuldbewußtsein zermalmt, wirft er sich vor seinem Herrn nieder. Weislingen: „Franz, steh auf und laß das Weinen. Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung ist bei den Lebenden.“ Franz: „Ihr werdet nicht. Ihr müßt sterben.“ Weislingen: „Ich muß?“ Franz: „Gift! Gift! Von Eurem Weibe. Ich! Ich!“ Er rennt davon und stürzt sich in den Main. — Wann sind lakonischer und wann ergreifender die tiefsten Seelenvorgänge dargestellt worden? —

Und welche Stufenleiter von Empfindungen läßt der Dichter uns durchlaufen! Wahrlich, der Kritiker in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen hatte recht, wenn er schrieb: „Von Götzens Belagerung an wird's euch warm ums Herz werden; ihr werdet im Turme, unter den Bauern und Zigeunergeschmeiße für ihn zittern, ihr werdet die Sonne anweinen, die den Sterbenden erquickt, und ihm sein Freiheit! Freiheit! nachrufen.“ Nur hätte er sagen sollen: schon von dem Augenblicke an wird uns warm ums Herz, wo Götz erscheint und Georg ihn drängt, ihn in das Gefecht mitzunehmen. Denn das war ein anderer ungeheurer Vorzug des Stückes, daß es mit einem Strome warmen Blutes durchtränkt war, den nur ein so glühend Herz wie das des Dichters hineingießen konnte.

Nehmen wir zu dem allen den großen geschichtlichen Hintergrund, den Goethe so wunderbar klar und treu gezeichnet hat, so stimmen wir gern denjenigen zeitgenössischen Kritikern bei, die da sagten: Das Drama ist als Bühnenstück verfehlt und doch eine Dichtung von unvergänglicher Schönheit. Wir können daher nur bedauern, daß Goethe nach dreißig Jahren den Versuch machte, das Stück von seinen Kompositionsfehlern zu heilen, um es bühnengerecht zu machen. Er hat dabei die leuchtende Jugendschönheit des Werkes verlöscht und doch für das Theater nicht mehr gewonnen, als ein mit gewöhnlicher Routine zugestutztes Stück, das kaum weniger der inneren Geschlossenheit entbehrt als die dialogisierte Historie.

Über seine dichterische Bedeutung hinaus hat der „Götz" noch eine weitere, eine nationale. Er gehört zu den ewigen Schöpfungen, in die hinein ein Volk seine Nationaltugenden mit leuchtenden Farben bannt, um an diesen Idealen sich wieder aufzurichten, sobald Zeiten der Entartung und des Niedergangs es erschüttern. Was altdeutsche Treue und Redlichkeit, was naturfrischer Mannesmut und trotzige Freiheitslust einer stolzen deutschen Vergangenheit bedeuten, ist niemals menschlicher und wahrer geschildert worden. So gehört der „Götz" zu den eindrücklichsten Zeugnissen der germanischen Seele, und der deutsche Geist wird immer zu ihm wallfahren, wenn er sich seines Naturgrundes erinnern will, seiner Einfachheit und seiner Klarheit, seiner kindlichen Reinheit und seiner Herzensglut.

In solchem Sinne, über ihr persönliches Ziel ins Menschliche geweitet, werden die Schlußworte der Dichtung ihre Wahrheit behalten: „Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!"

Werther

Das Jahr 1773 war für Goethe ein sehr stilles. Er war mehr denn je auf sich selbst angewiesen. Im Oktober des Vorjahres hatte Cornelie, die eifrigste und verständnisvollste Genossin seines Lebens und Strebens, sich mit seinem Freunde Johann Georg Schlosser verlobt, und damit war ihr Interesse nach anderer Richtung abgelenkt. Am 14. November dieses Jahres verließ sie Frankfurt ganz und folgte ihrem Gatten zuerst nach Karlsruhe, dann nach Emmendingen in Baden, wo er eine Anstellung als Amtmann gefunden hatte. Auch der liebe Kreis der Darmstädter Heiligen wurde zerstört. Die gute Uranie starb im April. Goethes enthusiastische Art ließ die Welt innigere Beziehungen zwischen ihm und Uranien vermuten, als sie tatsächlich bestanden. Er ist von Schmerz durchwühlt, daß es ihm verboten sei, dem Andenken der teuer geliebten Freundin einen Stein zu setzen, weil er nicht streiten möge mit dem Gewäsch und dem Geträtsch der Leute. Bald darauf — Anfang Mai — holte Herder sich seine Braut, Karoline Flachsland. Lustig wurde die Hochzeit gefeiert. Trotzdem kam Goethe mit Herder aus nicht recht durchsichtigen Gründen in eine solche Spannung, daß jeder Verkehr zwischen ihnen auf längere Zeit stockte. Wenige Tage nach Herders Hochzeit trat Merck im Gefolge der großen Landgräfin Karoline von Hessen eine Reise nach Petersburg an, die ihn bis zum Ende des Jahres von der Heimat fern hielt, während seine Frau sich zu ihren Angehörigen in die Schweiz begab. Und endlich rückten dem Dichter etwa zur selben Zeit Kestner und Lotte ferner, indem sie nach Hannover übersiedelten. Was Goethe von Freunden und Freundinnen in Frankfurt blieb, der ältere Schlosser, Horn, Riese, Krespel, dessen Schwester, das Gerockesche Kleeblatt, die Geschwister Münch und andere, bedeutete nicht mehr als eine leichte Verschönerung des geselligen Verkehrs. Am wertvollsten war ihm noch die alte mütterliche Freundin, die Klettenberg, die ihn trotz

seines Rückfalls — zwar nicht in den Unglauben, aber doch in das Nicht-Christentum weiter herzlich lieb hatte, weil sie aus seiner tiefen Toleranz und seinem anempfindenden Verständnis gläubiger Vorstellungskreise die Hoffnung schöpfte, er werde noch Gott in Christus finden. So wohltuend ihm nun zeitweise ein Gedankenaustausch mit der milden, klugen Freundin sein mochte, ihre dem Himmel zugewandte Seele war ein unzulänglicher Resonanzboden für sein tausendfaches, leidenschaftliches Empfinden, Sehnen und Wirken.

Je mehr aber Goethe den Kreis der Liebsten sich verengen und veröden sah, desto reicher erbaute er sich seine Innenwelt. Wie er sein Zimmer mit Raffaelschen Köpfen austapezierte und mit griechischen Büsten füllte, so bevölkerte er seine Phantasie mit einer Galerie von Halbgöttern, Helden und „Engeln", die von Prometheus über Cäsar und Mahomet und Faust bis zu Lotte reichten und in deren stillem Geistesverkehr er der großen Mannigfaltigkeit seiner Herzensbedürfnisse genügen konnte.

Wie billig triumphierte über die Halbgötter und Helden der Engel Lotte. Denn nicht war mit dem Abschied von Wetzlar sein Entzücken für sie erloschen, ja es mäßigte sich nicht einmal. Das erfrischende Bild des in anmutigster Tätigkeit wirkenden Mädchens bleibt ihm beständig vor Augen. Eine kaum zu bezwingende Sehnsucht zieht ihn zu ihr hin. „Wenn ich ans Friedberger Tor komme, ist mir's, als müßt ich zu euch," ruft er sechs Wochen nach dem Weggange von Wetzlar aus. Und als im November sein Schwager Schlosser zur Erledigung von Geschäften nach Wetzlar reist, wandert er den gefährlichen Steg zurück und bleibt mit Schlosser drei Tage dort. Am letzten Abend hatte er noch „recht hängerliche und hängenswerte" Gedanken. „Es war Zeit, daß ich ging", meinte er in einem Briefe an Kestner. In Frankfurt sucht er sich durch Lottens Silhouette, die er an die Wand seines Zimmers geheftet hatte, die Lebende zu ersetzen. „Gute Nacht, sagte ich eben an Lottens Schattenbild" (25. September 1772). „Heut ehe ich zu Tisch ging, grüßt ich ihr Bild herzlich"

(8. Oktober). „Gestern abend, lieber Kestner, unterhielt ich mich eine Stunde mit Lotten und Euch in der Dämmerung ... ich wollte zur Tür hinaustappen ... tappte Papier — es war Lottens Silhouette — es war doch eine angenehme Empfindung, ich gab ihr den besten Abend, und ging" (15. Dezember). „Ehe ich mich zu Bette lege, ist mir's noch so, Euch (Kestner) eine gute Nacht zu sagen, und der süßen Lotte, der zwar heut schon viel guten Tag und guten Abend gesagt worden ist" (11. Januar 1773). Nach dem Palmsonntag, den 4. April 1773, wo Lottens Hochzeit war, will er die Silhouette begraben. Aber sie bleibt hängen und „soll denn auch hängen bleiben, bis ich sterbe". „Von der Lotte wegzugehen," schreibt er am 10. April, „ich begreif's noch nicht, wie's möglich war." Ihren Brautstrauß läßt er sich schicken und wandert mit ihm geschmückt nach Darmstadt. Und so geht es weiter; und es ändert wenig, daß Lotte die Frau eines anderen ist und mit einem Sprößling gesegnet wird. „Denn ich sehe sie immer noch, wie ich sie verlassen habe." Noch im August 1774 hören wir von ihm einen Ausbruch feuriger Anbetung, hervorgerufen durch den Besuch von Lottens einstiger Wärterin. „Du kannst denken, wie wert mir die Frau war, und daß ich für sie sorgen will. Wenn Beine der Heiligen und leblose Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschengeschöpf, das Dich berührte, Dich als Kind aufm Arm trug, Dich an der Hand führte, das Geschöpf, das Du vielleicht um manches gebeten hast." Erst mit der Veröffentlichung der dichterischen Widerspiegelung seines Verhältnisses zu Lotte verliert der phantastische Kultus für ihn seinen Reiz.

Es ist bekannt, daß diese dichterische Abspiegelung der Werther ist. Langsam und allmählich sich ausweitend und umgestaltend war der Roman herangewachsen. Wohl mochte Goethe sogleich, nachdem er von Wetzlar geschieden, den stärksten Drang gehabt haben, das Erlebte in der Dichtung zu künstlerischer Wiedergeburt zu bringen. Aber es fehlte ihm der rechte Ausgang für seine Ge-

schichte, eine Abschlußhandlung, die ein entsprechendes Symbol bilden konnte für das Dunkle und Drohende, das unter der Oberfläche jenes Verhältnisses geschlummert hatte und das er sich nun von der Seele dichten sollte. Da erfährt er Anfang November den Tod des braunschweigischen Legationssekretärs Jerusalem. Eine tief angelegte, aber bittere Natur war durch die hoffnungslose Liebe zu der Frau eines anderen, sowie durch gesellschaftliche Zurücksetzung zum Selbstmord getrieben worden. Mit dem lebhaftesten Anteil hat Goethe dieses Ereignis aufgenommen, alle Umstände und Veranlassungen der aufsehenerregenden Katastrophe hat er erforscht. Von diesem Augenblicke an sind dem Dichter die Grundlinien seiner Dichtung gegenwärtig.

Das Ende Jerusalems gab die vermißte Fabel. Noch aber schwankte er über die Form der Dichtung. Erst neigte er zum Drama, und da dies sich nicht bilden wollte, griff er zu dem durch Richardson und Rousseau so beliebt gewordenen Briefroman, der an sich etwas Dramatisches hatte. Langsam nur rückte das Werk vorwärts. Denn noch fehlte ihm für den zweiten Teil das Selbsterlebte. Eine schmerzliche Erfahrung brachte ihm auch dieses. Goethe war unmittelbar nach seiner Abreise von Wetzlar dem La Rocheschen Hause in Ehrenbreitenstein nahe getreten. Er hatte dort einen mehrtägigen Besuch gemacht und dabei sowohl Frau von La Roche wärmer schätzen gelernt als auch an ihrer ältesten, ungewöhnlich schönen Tochter Maximiliane ein lebhaftes Wohlgefallen empfunden. Im Jahre 1774 verheiratete sich die Maxe, wie sie im vertraulichen Verkehr hieß, mit einem reichen Witwer, dem Kaufmann Peter Anton Brentano in Frankfurt, der bereits fünf Kinder sein eigen nannte. Da saß nun die junge schöne Frau, aus einem der heitersten, schöngeistigsten Kreise und einem der lieblichsten Orte Deutschlands stammend, in dem dunklen Frankfurter Kaufmannshause, in dem man sich zwischen Ölfässern und Heringstonnen hindurchwinden mußte, an der Seite eines häßlichen, trocknen, ledernen Mannes. In dieser Lage war es für sie ein Labsal, wenn Goethe kam und sie, wie Merck boshaft meinte,

über den Öl- und Käsegeruch und die Manieren ihres Mannes tröstete, ihre fünf Stiefkinder unterhielt und ihr Klavierspiel mit dem Cello begleitete. Aber Herr Brentano verstand die Freundschaft falsch. Es kam zu einem heftigen Konflikte — wohl mehr zwischen den Gatten als zwischen Brentano und dem Dichter, — „zu schrecklichen Augenblicken", die Goethe bestimmten, das Haus auf lange Zeit zu meiden.

Dieser Zwischenfall, der wenige Wochen nach der Hochzeit der Maxe sich ereignete, gab den Anstoß zum Abschluß des Werther. Goethe hatte die Stimmung und die Farben für den zweiten Teil gefunden. Er machte sich sogleich ans Werk, und von allem Verkehr sich abschließend, brachte er es im Februar und März des Jahres 1774, binnen vier Wochen zustande. Zum Herbst erschien es im Druck und verbreitete die Wellen seiner ungeheuern Wirkung über das ganze Deutschland, ja bald über einen Teil der Erde.

Im „Götz" hatte Goethe den nach außen gewandten Teil der Sturm- und Drangnatur zur dramatischen Darstellung gebracht. Den reinen, naturhaften Welt- und Wirklichkeitssinn hatte er geschildert. Im „Werther" greift er tief in seine leidenschaftliche Innerlichkeit hinein, und der lyrische Briefroman wird das Füllhorn seiner schwebenden Allgefühle und zum Unendlichen drängenden Sehnsuchtsgluten. Die vom Pietismus, von Rousseau und der elegisch-humoristischen Dichtung der Engländer genährte Empfindsamkeitsströmung des 18. Jahrhunderts wird in diesem Werke, das ihren Höhepunkt bezeichnet, mit der gewaltigen Leidenschaftlichkeit und kosmischen Erlebnisstärke der Sturm- und Drangbewegung durchsättigt. So entsteht die Gestalt Werthers, des Riesen der Empfindsamkeit, des Menschen mit dem allfühlenden, alliebenden, allbegehrenden Herzen, mit der ungeahntesten Empfänglichkeit der Sinne wie der Seele, mit dem Drange, die ganze Welt, die ganze Natur an seine Brust zu nehmen und mit ihnen zu empfinden. Wenn im Götz das Heroische und Einfache in die Umgebung des 16. Jahrhunderts versetzt wird, so tritt im Werther der Mensch der Gegenwart, der sehnende und drängende, zer-

rissene und im Zwiespalt gemarterte Mensch vor Augen. Aber diese Empfindsamkeit Werthers ist vollkommen passiver Natur, ohne das geringste Gegengewicht der Tat und des Handelns, und so wird sie zur Schwäche. Goethe hat seinem Helden die geniale Gefühlsglut und den brausenden Herzensdrang seiner selbst verliehen, aber ihm die Kräfte des Widerstandes entzogen, deren er selbst mächtig war und die ihm über diese gefährliche Krise seiner Entwicklung hinweghalfen.

Werther ist der Alliebende, der die Natur mit ganz neuen Blicken sieht. Ihr stilles Regen und Bewegen wird von ihm als der Kräfteausdruck der allmächtigen Gottheit begriffen und auf das Innigste durchempfunden. „Wenn das liebe Tal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund — aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Diese letzten Worte enthüllen die andere Seite der Werthernatur: ihre leidende Hingabe an das rauschende Unendlichkeitsgefühl, die Unfähigkeit, aus diesem bewegten Weltwesen, das die fühlende Seele vor sich sieht, auch nur das Geringste herauszugreifen

und getrennt zu bemeistern. Zugreifen, zupacken, so hatte Goethe in einem seiner ersten Wetzlarer Briefe an Herder das Wesen der Meisterschaft gekennzeichnet. Schon im Eingange der Dichtung wird uns deutlich zu erkennen gegeben, daß dem Helden diese Eigenschaft fehlt.

„Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei," schreibt er zwölf Tage später, „ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welche die tätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit da hinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und das schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt."

Frühzeitig beschleicht uns die Sorge, wie dieser so zart angelegte Mensch, der bald in Tränen der Wonne, bald in Tränen des Schmerzes schwimmt, mit der harten Realität der Dinge auskommen wird. Seine Muße, die ihm Gelegenheit gibt, sein Inneres zu beobachten und zu zerfasern, vermehrt die Gefahr, in der er schwebt.

Noch freilich ist er glücklich. In schönster Maienzeit ist er an einen fremden Ort gekommen. Mit voller Lust schwelgt er in der blühenden Natur, im Homer, dessen Wiegengesang sein empörtes Blut zur Ruhe bringt, im Umgang mit dem gemeinen Volk und den Kindern der Armen, an denen sein Herz sich erquickt. Denn bei ihnen ist Wahrheit, Einfachheit, Unverdorbenheit. Noch ist seine Seele heiter wie ein Frühlingsmorgen, und wenn einmal

dunkle, weltschmerzliche Wolken über sie hinweghuschen, so tröstet er sich halb lächelnd mit dem süßen Gefühl, den Erdenkerker verlassen zu können, wann er wolle. So geht es von Anfang Mai bis Mitte Juni. Da lernt er bei einem Balle Lotte, die Tochter des Amtmanns S., kennen — und sein ganzes Sein vergräbt sich mit einem Schlage in die Liebe zu ihr. Sein Herz jubelt laut empor. Es kümmert ihn nicht, daß Lotte schon vergeben ist; der Bräutigam Albert ist nicht da, und so verschwindet er für sein Bewußtsein. In der Familie des Amtmannes gern gesehen, läßt er keinen Tag verstreichen, an dem er nicht dort erschiene. Lotte wird ihm wie eine Heilige. Ihr Widerschein leuchtet ihm von allen entgegen, die ihr genaht sind. Er möchte einen Buben küssen, der sie gesehen hat. Ende Juli trifft Albert ein. Werther erwacht aus seinem süßen Wahnleben und entschließt sich zu gehen. Aber Albert ist ein braver, lieber Kerl und nicht eifersüchtig, er freut sich vielmehr, daß seine Braut auch Werthern gefällt, und so beschwichtigt Werther seinen Freund Wilhelm, der ihn zum Fortgehen drängt, mit tausend sophistischen Gründen und — bleibt. Doch seine Laune wird schlimmer; sein Wesen wilder, zerrissener. Er streicht wie früher viel im Freien umher, aber die Natur tut ihm nicht mehr wohl. Sie, die ihm früher als der Schauplatz eines unendlichen Lebens erschienen ist, hat sich ihm in den Abgrund eines ewig offenen Grabes verwandelt. Indem er die Grenzen fühlt, an die er mit seinem fordernden Herzen ständig anstößt, kommt es wie eine Lähmung über ihn, wie ein Absinken und Erstarren seiner ewig warmen, ewig träumenden Imagination. Er erkennt das Unlösliche seiner Lage und hat doch zu nichts die Kraft, als zu Tränen über die finstere Zukunft. Schon erwägt er den Selbstmord. „Ich sehe all dieses Elends kein Ende als das Grab", schreibt er am 30. August an Wilhelm. Von neuem stachelt dieser ihn zum Fortgehen auf. Endlich rafft er sich auf und flieht am 11. September von dem mit so viel Reizen überdeckten vulkanischen Boden; und so schließt der erste Teil.

Im Beginn des zweiten — es ist der 20. Oktober — sehen wir Werther im Amte. Er ist Attaché einer Gesandtschaft geworden und befindet sich leidlich wohl. Die Entfernung von Lotte und die regelmäßige Tätigkeit haben sein vibrierendes Gemüt beruhigt. Aber es fehlt nicht an Verdrießlichkeiten, die sein empfindliches Nervengeflecht von neuem erregen. Der Gesandte ist ein Pedant, „ein pünktlicher Narr und umständlich wie eine Base", er nimmt an Werthers freiem Stil Anstoß und verlangt sorgfältige Feilung der Schriftsätze. Als Aktenmensch hält er nichts von den Schöngeistern und macht seinen Gegensatz zu Werther in unliebenswürdiger Weise geltend. Auch die Eitelkeit und Flachheit der Gesellschaft, die kleinliche Rangsucht, der Hochmut des Adels kränken Werther, und er beginnt schon zu bedauern, daß er sich habe in das Joch schwatzen lassen. So geht das Jahr zu Ende. Im Februar des nächsten erfährt er die Hochzeit von Albert und Lotte. Er schreibt Albert einen vernünftigen, warmen Brief, er will nichts als den zweiten Platz in Lottens Herzen behalten. Noch scheint nicht alle Hoffnung erstorben.

Da ereignet sich Mitte März ein ärgerlicher, ihn schwer kränkender Zwischenfall, der alles Unbehagliche seiner Stellung in Aufruhr bringt. Er ist zum Grafen von C., der ihn sehr schätzt, zu Mittag geladen. Am Abend kommt die adelige Gesellschaft; Werther vergißt, daß er zu ihr nicht gehört, und bleibt im Saale bei Fräulein von B., die ihm die angenehmste Person am Orte ist, bis der Graf ihn unter Entschuldigungen auf die leidige Etikette aufmerksam macht, die seine Entfernung erheische. Der kleine Vorfall wird mit Übertreibungen weitererzählt, die Bekannten fragen ihn danach, das Fräulein von B. erhält Vorwürfe von ihrer Tante wegen ihres Umganges mit Werther — genug, um Werther zur größten Wut zu entflammen und zu dem Entschlusse zu drängen, aus diesem Kreise zu scheiden. Er reicht seine Entlassung ein und begibt sich Anfang Mai zu einem Fürsten, der ihn um seinen Besuch gebeten hat. Aber so huldreich der Fürst ist, er ist ein mittelmäßiger Kopf und Werther fühlt in seiner Gesellschaft bald schwere Lange-

weile. Er trägt sich nun, wie später Fernando, Hermann und Eduard, mit dem Gedanken, in den Krieg zu gehen. Der Fürst widerrät es ihm, und „es müßte bei mir mehr Leidenschaft als Grille gewesen sein, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen". Er bleibt noch bis Ende Juni. Dann kehrt er willenlos, dem Zuge seines Herzens folgend zu Lotte zurück. Er wird von ihr und Albert freundlich willkommen geheißen. Aber er findet alles, alles so verändert. Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag seines früheren Gefühls. Seine Augen sind trocken und seine Sinne ziehen ängstlich seine Stirne zusammen. Die Natur kommt ihm wie ein lackiertes Bildchen und er sich wie ein versiegter Brunnen vor. Auch der heitere Homer labt ihn nicht mehr; er verliert sich lieber in Ossians schauerlich-einsame, neblige Welt. Und Albert und Lotte? Sind sie glücklich? Albert ist trockener, ruhiger und unter der Last seiner Geschäfte verdrießlicher geworden. Lotte fühlt bei ihm nicht den Gleichklang der Seelen, den sie bei Werther findet. Doch sie ist eine feste, treue Gattin und verrät kaum durch irgend welches Anzeichen ihr Inneres. Werther aber mit dem feinen Spürsinn des Genies und des Liebhabers empfindet auch die leiseste Sympathie heraus und vermag darum um so weniger sich von ihr zu trennen. Er weiß auch sonst nicht, was beginnen. Seine Ehre sieht er durch das Erlebnis bei der Gesandtschaft unwiederbringlich gekränkt; seine Lust und Kraft zur Arbeit ist erschüttert, und seine Liebe ist aussichtslos. So dreht er sich in einem verderblichen Kreise umher; kein anderer Ausweg öffnet sich ihm als der Tod. Immer freundlicher wird ihm der Gedanke daran. Schon umgibt er ihn mit religiöser Weihe, hofft auf Gottes liebreiche Aufnahme. „Denn würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermutet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: ‚Ich bin wieder da mein Vater. Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerlei, auf Müh und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das? Mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem An-

gesichte will ich leiden und genießen.' — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen? —"

Es ist das Sehnen des erdenfremden Menschen, der in den Schoß des alliebenden Vaters, der Allmutter Natur, zurückkehren möchte, um von den Qualen der bitteren Welt sich auszuruhen. So vergeht der November und der größte Teil des Dezember. Je öder, wilder, dunkler es draußen wird, desto mehr auch in seinem Innern. Er ist zum Tode entschlossen. Der nächste Tag soll ihn ihm bringen. Doch noch einmal will er Lotten sehen. An dem Tage, an dem die Sonne uns das geringste Maß von Licht sendet, wankt er zu ihr hin. Er trifft sie allein und bringt sie in die größte Verwirrung. Um über die Zeit hinwegzukommen, holt sie die von ihm übersetzten Lieder Ossians und bittet ihn, sie vorzulesen. Es sind die ergreifenden Totenklagen Colmas und Alpins. Sie entlocken beiden einen Strom von Tränen. Nach einer bewegten Pause liest Werther mit zitternder Stimme weiter. Aber bei der schwermütigen Vision Ossians: „Die Zeit meines Welkens ist nahe, nah der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Aug' im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden", da vermag er sich nicht mehr zu halten. Er wirft sich vor Lotte nieder in voller Verzweiflung, faßt ihre Hände, drückt sie an seine Augen und wider seine Stirn. Und Lotte, ahnend was in ihm vorgeht, beugt sich wehmütig zu ihm herab. Da umschlingt er sie und bedeckt ihre Lippen mit wütenden Küssen. Sie stößt ihn zurück, und bebend zwischen Liebe und Zorn eilt sie davon. Werther erschießt sich in der nächsten Nacht. —

Mit verhaltenem Atem sind wir der unerbittlichen Entwickelung gefolgt, und als die Kugel dem Leben des müden Wanderers ein Ziel setzt, sind wir, die Söhne eines kühleren und rauheren Jahrhunderts, geneigt, mit dem alten Amtmann den Toten unter Tränen zu küssen.

Denn in ihm ist die hochgesinnteste, reinste Seele, die die Sonne

beschien, zugrunde gegangen. Mit unerschöpflicher Liebe umfaßt er die Menschen und fühlt ihre Freuden und Leiden mit; sein größter Genuß ist, den Kindern und den Armen wohlzutun — sie stehen ihm, wie seinem Heiland am nächsten; nichts Arges und Böses kommt in seine Brust und er erschrickt, als er selbst nur im Traume Lotte umarmt.

Er ist die begabteste Natur, ein Mensch von geradezu genialer Erfassungskraft und Erlebnisfülle. Aber, das ist das grausame Doppelantlitz des irdischen Daseins, das auch Goethe geschaut und von dem er im „Werther" wie später im „Tasso" die Schleier gehoben hat: was das Höchste und Herrlichste im Menschen ist, sein lebendig fühlendes Herz, bildet zugleich seine Bedrohung und kann sein Untergang werden. „Guter Gott!" fleht Werther, „der du mir das alles schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurück und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit! O, ein bißchen leichteres Blut würde mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne machen." Das ist die innere Tragik der Werthergestalt wie jedes empfindenden Menschen.

Aus seinem Wesen fließt Werthers Entwickelung wie der Strom aus seinem Quell. Er mußte an den Klippen des Lebens scheitern, gleichviel auf welche er stieß. Ob nun sein Ehrgefühl gekränkt wurde, ob ein Vorgesetzter ihn kleinlich schikanierte oder ob eine end- und trostlose Liebe ihn peinigte — sein Untergang war besiegelt. Denn selbst wenn alle diese Konflikte nicht eingetreten wären, selbst wenn er Lottens Besitz errungen hätte, so wäre er doch nicht zu retten gewesen. Seine Seele hätte sich dann an tausend anderen kleinen Unebenheiten des Lebens zerrieben. Für den idealistischen Träumer, der überall das Vollkommene und Unbedingte verlangt und der überall das Unvollkommene und Bedingte mit unheimlichem Scharfblick herausfindet und mit übergewöhnlicher Gemütstiefe fühlt, dem es dazu an jeglicher schaffenden Tätigkeit fehlt, die den ihn quälenden Dissonanzen das Gegengewicht hielte, für ihn ist auf dieser Welt kein Raum. Goethe bezeichnet deshalb ganz richtig die Anlässe, die im Roman

den Untergang Werthers herbeiführen, nur als dazutretende unglückliche Leidenschaften, die ihn zerrütten, nachdem er bereits vorher durch schwärmende Träume und Spekulation untergraben war. Es ist daher der Tadel, daß Goethe sich nicht auf eine Leidenschaft, z. B. unglückliche Liebe, als Motiv für Werthers Selbstmord beschränkt habe, ohne Berechtigung. Es stand dem Dichter frei, wie viele Leidenschaften er hinzutreten oder richtiger, wie viele er aus der Grundlage von Werthers Natur durch äußere Anreize hervorbrechen lassen wollte. Daß er sich nicht auf eine beschränkte, gereicht ihm zum Ruhme. Um so klarer und voller trat damit die Persönlichkeit des Helden heraus, um so verständlicher wird sein Untergang. Desgleichen ist es ein Zeichen für die Feinheit von Goethes bildender Kraft, daß er zum Liebesmotiv gerade dasjenige hinzugefügt hat, das neben der Liebe am wirksamsten in der Seele des Mannes ist: Ehr- und Selbstgefühl. Er ermöglicht sich dadurch zugleich, Werther ins Amt zu bringen und von einem Schwächling zu unterscheiden, der nicht den geringsten Anlauf zum Herausreißen aus einer unseligen Leidenschaft und zu ernster Tätigkeit macht. Auch der Vorteil erwuchs ihm, daß nicht der ganze Roman eine einzige Kette von Liebesseufzern wurde und daß eine geraume Zeit — ein und ein halbes Jahr — verfließen konnte, bevor der herrliche Organismus des Helden untergraben war.

Die Selbstzerstörung eines reichen und edlen Geistes war ein dankbares Motiv, jedoch nur dann geeignet, das Interesse des Lesers ununterbrochen zu fesseln, wenn sie in einer verwickelten Handlung zur Erscheinung kam. Goethe hat aber gerade dieses Vorteils sich beraubt, indem er die Handlung auf das geringste Maß herabsetzte. Er belud sich dadurch mit der Aufgabe, an Stelle einer Reihe von Begebenheiten eine Reihe von Seelengemälden zu entwerfen, aus denen die Selbstvernichtung als Folge sich ergeben muß. Für die Darstellung dieser Gemälde stand ihm wiederum kein besseres Mittel als der Monolog in Briefgestalt zur Verfügung, auf die Dauer die ermüdendste Kunst-

form. Trotzdem läßt unser Interesse nicht einen Augenblick nach, im Gegenteil, von Brief zu Brief schwillt unsere Spannung und unser Entzücken.

Aber wie hat Goethe auch das Kunstmittel belebt! Bald befinden wir uns in der großen, weiten Natur, bald am Küchenherde des Wahlheimer Wirtshauses, bald am Brunnen, bald im Pfarrgarten, bald in des Amtmanns Kinderstube, bald im glänzenden Salon des Grafen, bald in der elenden Dorfherberge. Durch alle Jahreszeiten und Naturstimmungen werden wir hindurchgeführt: die Blütenpracht des Frühlings, die Glut- und Fruchtfülle des Sommers, das melancholische Welken des Herbstes und die rauhen Wetter des Winters; bei hellem Sonnenschein, bei Mondlicht, bei finsterer Nacht, bei Nebel, Regen und Schnee. Und das alles klingt mit dem Seelenzustand Werthers aufs ergreifendste zusammen.

Und wie uns der Wechsel der Situationen und Szenerien anzieht, so die Mannigfaltigkeit fein geschnittener Menschentypen, die Goethe trotz der begebnisarmen Fabel zu schaffen gewußt hat. Das große Kunstwerk der Gestalt Werthers, neben Hamlet der eigentümlichsten der Weltliteratur, haben wir bereits kennen gelernt. Ihm gegenüber steht das schöne Bild Lottens, deren Gesundheit, Heiterkeit, Wirklichkeitssinn, Befriedigtsein im Kleinen und im Schaffen für die Nächsten uns im Gegensatz zu dem krankhaften, im Höchsten und Letzten sich verlierenden Werther mit innigstem Behagen erfüllen. Und neben diesen Hauptgestalten: der prosaische Ehemann Albert; ein schöngeistiger Fürst; hochnäsiger, beschränkter Adel; pedantische Beamte; brave und engherzige Pfarrer; wackere Frauen; schnippische Töchter und eine Schar der reizendsten Kinderköpfe. Weitaus die meisten dieser Figuren haben wenig zu tun und wenig zu leiden, aber sie sind so rund und voll gezeichnet, daß wir ihre Porträts mit demselben Wohlgefallen betrachten, wie etwa die uns unbekannten oder an sich gleichgültigen Personen, die der Pinsel eines Tizian oder Velasquez auf die Leinwand geworfen hat.

Endlich, was das Belebendste ist, welche Wärme und Natürlichkeit atmet aus jeder Seite des Werkes! Der Stil ist hoch und doch kein Schriftstil. Wir hören immer das gesprochene Wort. Wir haben immer das Gefühl, daß sich jemand mit uns unterhalte, liebenswürdig, feurig, geistreich; er spricht oft in langen Ketten, Glied schlingt sich an Glied, in reißender Beredsamkeit, aber es sind nie abgezirkelte, künstlich gefügte Satzbauten, sondern es strömt alles so frei und regellos wie aus dem vollen Herzen eines Sprechenden. Und wie schmiegt sich dieser Stil dem Gegenstande oder der Stimmung an! Er ist von erhabenem Schwung, wo es sich um die großen Welträtsel handelt oder wo hehre Begeisterung oder unendlicher Schmerz den Sprecher durchdringt, er ist von biblischer Einfalt, wo er idyllische Zustände malt. Er ist bald hastig nervös — man lese z. B. den Brief, in dem die erste Bekanntschaft mit Lotte geschildert wird —, bald entzückend milde und ruhig, bald weich elegisch, bald trotzig aufbrausend. Wir glauben bald einen Psalm, bald eine Hymne, bald ein Stück Homer, bald ein dramatisches Fragment zu lesen. In allen Stilfarben und Stilformen flimmert und glänzt dieser wunderbare Briefroman und hält jede Ermattung in weiter Ferne. Von den großen, in prachtvollen Kaskaden fortstürzenden Perioden am Eingang des Werkes — im zweiten Brief — bis zu den letzten knappen Lapidarsätzen, die wie dumpfe Geschützsalven über das Grab rollen, packt und schüttelt dieser Stil unser Herz.

Wenn heute die Wirkung eine so starke ist, so mag man ermessen, wie sie zu ihrer Zeit sein mußte, wo das Werk die Auslösung einer quälenden Spannung, der vollendete Ausdruck einer weltschmerzlichen Stimmung war, die Deutschland schon seit Jahren durchzog, und die sich unter dem Einfluß der schwermütigen englischen Grabpoesie, der Anklagen Rousseaus gegen die Kulturverderbnis und unter dem Einfluß eines untätigen Lebens herangebildet hatte, das reichlich Zeit ließ, die eigenen und fremde Herzensfalten auszuspionieren. Was Goethe gelitten, das hatten, wenn auch minder tief und minder mannigfaltig, Tausende ge-

litten. Aber er allein hatte es verstanden, diese Leiden mit göttlichem Munde auszusprechen.

Doch auch die weiten Kreise, die in täglicher, gesunder Arbeit nicht jenem düsteren, selbstquälerischen Pessimismus verfallen waren, wurden von der tragischen Einfachheit und Größe sowie von der allbelebenden Wärme des Werkes aufs tiefste ergriffen. Im Banne seines Zaubers standen der Gelehrte und die Hofdame so gut wie der Handwerkerlehrling und die Dienstmagd. Aus der Fülle begeisterter Urteile heben wir nur zwei heraus. Was sie sagen, dachte in wechselnden Formen die ganze Leserwelt. So urteilt der Schwabe Schubart: „Da sitz ich mit zerflossenem Herzen, mit klopfender Brust, und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag dir Leser, daß ich eben die Leiden des jungen Werthers von meinem lieben Goethe — gelesen? — nein, verschlungen habe. Kritisieren soll ich? Könnt ich's, so hätte ich kein Herz. Göttin Kritika steht ja selbst vor diesem Meisterstück des allerfeinsten Menschengefühls aufgetaut da... Soll ich einige schöne Stellen herausheben? Kann nicht, das hieße mit dem Brennglas Schwamm anzünden und sagen: Schau Mensch, das ist Sonnenfeuer! Kaufs Buch und lies selbst! Nimm aber dein Herz mit! Wollte lieber ewig arm sein, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen, als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden können." Der Thüringer Heinse aber schrieb: „Wer gefühlt hat und fühlt, was Werther fühlte, dem verschwinden die Gedanken, wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn ers bloß anzeigen soll. Das Herz ist einem so voll davon und der ganze Kopf ein Gefühl von Träne. O, Menschenleben, welche Glut von Qual und Wonne vermagst du in dich zu fassen!... Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben in allem fließen in lebendigen Bächen in unentweihter Heiligkeit darinnen; und auch dann noch, wenn es bis zur höchsten Leidenschaft anströmt. Jede Leserin nehme sie in einer der glücklichen, stillen Stunden in die Hand, wenn die Ebbe der Seele wieder Flut geworden ist... Habe warmen, herzlichen Dank, guter

Genius, der du Werthers Leiden den edlen Seelen zum Geschenke gabst."

Nur wenige standen dem Werke mit geteilter, kühler oder gar feindlicher Stimmung gegenüber: meist Geistliche und praktische Nützlichkeitsmänner, die gefährliche Folgen besorgten.* Unter diesen auch Lessing zu sehen, der sonst den poetischen Wert des Werkes nicht verkannte, ist uns eine unerfreuliche Wahrnehmung. Aber ihm war das (scheinbare) Grundmotiv, daß ein edler Jüngling aus unglücklicher Liebe sich den Tod gibt, an sich schon zuwider, und er mochte um deswillen die gesamte christliche Kultur anklagen, daß sie solche Individuen gezeitigt habe. „Glauben Sie wohl," schreibt er an Eschenburg, „daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen?" „Gewiß nicht", fügte er hinzu. Wir wollen nicht mit gleicher Sicherheit das „Gewiß nicht" aussprechen. Hämons Selbstmord ist von dem Werthers, wie ihn Lessing auffaßt, nicht weit entfernt. Aber das können wir ihm zugestehen: eine Individualität wie die Wertherische war im Altertum unmöglich. Sie ist in der Tat ein Ergebnis christlich-moderner Kultur. Es mußte ihr eine vielhundertjährige Entwickelung vorausgehen, die durch Weltflucht, Abkehr vom Materiellen, Ringen nach himmlischem Glück, eindringliche Selbstbeobachtung und Selbstprüfung eine Vertiefung und Verfeinerung des Seelenlebens herbeiführte, von der das Altertum keine Ahnung hatte. In Deutschland war es zuletzt — ein Jahrhundert vor dem Werther — der Pietismus gewesen, der jene auf das Innere des Menschen gerichtete Bewegung christlicher Zeiten zu neuer Stärke angefacht hatte; und wenn daher irgend eine Stadt zur Geburtsstätte des Werther vorbestimmt war, so

* Sehr verletzt fühlten sich auch Lotte und Kestner, sowohl durch die Preisgabe zarter Einzelzüge und die Möglichkeit der Mißdeutung des Romans als durch die Charakteristik Alberts. Es wurde Goethe nicht leicht, die Verstimmung zu heilen. „Er macht sich aus der ganzen Welt nichts," schrieb Kestner an einen Freund zur Erklärung der Indiskretion Goethes, „darum kann er sich in die Seele derer, die nicht so sein können noch dürfen, nicht setzen."

war es Frankfurt, die Geburtsstätte des Pietismus. Mochte diese Geistesentwicklung mit einer Verfeinerung des Seelenlebens auch eine Verzärtelung, ein Überfliegen des Wirklichen und manche bedenklichere Entartung bringen, sie blieb die Quelle eines großartigen Fortschritts der Menschheit, und Lessing hätte dies sofort erkannt, wenn er sich erinnert hätte, daß dieselbe antike „Männlichkeit", die unglückliche Liebe nicht tragisch nahm, auch mit dem Lose des Sklaven oder Barbaren nicht mitempfand, während einen Werther jeder Wurm dauert, den er unabsichtlich mit dem Fuße zertritt. Hätte man im achtzehnten Jahrhundert dem langen Kulturprozeß, der die Menschen mit einer bis dahin unbekannten Gemütstiefe und Seelenkunde ausgerüstet hatte, ein Denkmal setzen wollen, es hätte kein deutlicheres und schöneres gefunden werden können als der Werther.

Der Sturm, der entfesselt war, warf weithin und lang mächtige Wellen. Man vergoß Ströme von Tränen über Werthers Schicksal, man suchte wie er zu denken und zu empfinden; gefühlvolle Jünglinge legten seine Tracht an: blauen Frack, gelbe Weste und Hosen; junge Frauen wurden über ihre nüchternen Ehemänner melancholisch und sehnten sich nach Wertherschen Liebhabern; man sang Werther und Lotte an; man stellte Wertherurnen auf; man spähte die wirklichen Grundlagen des Werkes aus; man ahmte es nach, man schrieb Lottes Briefe, man dramatisierte es und wandelte es zum Bänkelsängerlied und Volksbuch um. Und merkwürdig genug, dieses so spezifisch deutsche Werk, in seiner Sprache für den Fremden kaum faßbar und übertragbar, übersprang mit der größten Schnelligkeit die Grenzen des Vaterlandes. Nur wenige Jahre vergingen, und es hatte durch alle Kulturländer der Welt seinen Siegeszug gehalten. Den größten Eindruck machte es auf die Franzosen, die, an sich für den Stoff sehr empfänglich, durch Rousseaus „Neue Heloise", den matten Vorläufer des Werther, noch besonders dafür vorbereitet waren. Selbst Napoleon unterlag der hinreißenden Gewalt der Dichtung, die den leidenschaftlichen Untergrund seiner Natur zu erreichen ver-

mochte; er soll sie siebenmal gelesen und, wie einst Alexander den Homer, auf seinen Feldzügen bis zu den Pyramiden mitgenommen haben. Daß er sie vorzüglich kannte, bezeugte er 1808 in seiner Unterredung mit Goethe in Erfurt. —

Was in Straßburg zu gären begonnen hatte, war jetzt zum vollen Ausbruch gekommen. Im Götz hatte das Stürmische, Trotzige, das in der jungen Welt lebte, einen poetischen Niederschlag gefunden, im Werther das Schwärmerische, Weltschmerzliche, Weiche. Damit war der Stimmungsgehalt von Sturm und Drang erschöpft. Zwischen diesen beiden Extremen bewegten sich die jungen Genies hin und her. Während die Norddeutschen mehr zu dem Lyrischen und Zerfließenden neigten, suchten die Süddeutschen mehr im Kraftvollen, Forcierten, Ungestümen und Ungeschlachten ihr Genüge. Alle aber erkannten von nun ab Goethe als ihren Führer, Herold und Apostel an. Sein Name wurde das Zeichen, unter dem sie zu siegen gedachten. Mit Riesenschritten war Goethes Genius zur Sonnenhöhe emporgestiegen. Kaum hatte ihn im Götz das Vaterland kennen gelernt, und schon eroberte er mit dem Werther die Welt. Alles, was er noch leistete, konnte den Ruhmesglanz, den der Werther ihm ums Haupt legte, nicht mehr überstrahlen. Er konnte weder tiefer entzücken noch mächtiger überraschen.

Man erwartete fortan von ihm immer nur das Höchste. Und er mußte schon zufrieden sein, wenn er die hochgespannten Erwartungen erreichte. Es war nur noch einmal, freilich in viel kleinerem Kreise der Fall: beim Faust. Und auch dieser war in seinen Grundlinien, wie in seinen schönsten und wirksamsten Teilen ein Erzeugnis der Wertherzeit. Aus Götzens Erdensinn und Werthers Unendlichkeitsgefühlen bildet sich im Faust eine höhere Einheit, das umfassendste Lebenssymbol des Dichters, das in dieser Periode wohl angelegt, aber noch nicht zum Abschlusse gebracht werden konnte.

Nach dem Werther

„Ich fühlte mich wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt.“ So bezeichnet Goethe seinen Zustand nach dem Werther. In ungebundener Lust, als ob er zum dritten Male Student geworden wäre, stürzt er sich in das Lebensgewühl, das ihn im Sommer 1774 zu umdrängen beginnt. Viele, die auf literarischem Gebiete galten oder zu gelten suchten, nicht wenige, die durch vornehme Geburt oder hohe Stellung Bedeutung hatten, daneben zahlreiche Müßige und Neugierige nahten dem berühmten Dichter, um seine Bekanntschaft zu machen oder darüber hinaus ihn für sich zu gewinnen. In außerordentlich kurzer Zeit war er eine vielgepriesene, vielbegehrte und vielbesprochene Persönlichkeit geworden. Denn wie man sich auch zu ihm stellen mochte, daß er die interessanteste Erscheinung im deutschen Geistesleben sei, mußte jeder still oder laut zugeben, selbst ehe der Werther erschienen war. Die revolutionäre Schöpfung des Götz, die gedankentiefen, stürmischen, kecken Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, die von Geist, Laune und Übermut sprudelnden Farcen, die köstlichen, innigen, milden oder kräftigen Lieder und die Entwürfe, mit denen er sich trug, hatten weithin bald reine Bewunderung, bald mit Unwillen gemischtes Staunen erweckt. Auch die Entwürfe, denn man kannte von ihm viel mehr, als was gedruckt war. Von den Farcen waren Ostern 1774 erst die scharfe Satire gegen Wielands mattherzige Darstellung der griechischen Heldenwelt und seine schwächlichen Moralbegriffe: „Götter, Helden und Wieland“, sowie der „Prolog zu Bahrdts neuesten Offenbarungen Gottes“ erschienen, aber längst liefen um oder waren gerüchtweise bekannt: der „Pater Brey“, „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ und das später verloren gegangene „Unglück der Jacobis“. So war es auch mit vielen ungedruckten Liedern und noch mehr mit den dramatischen Fragmenten und Entwürfen der Fall. Man wußte von einem

Mahomet, Cäsar, Prometheus und von einem Faust, der alles übertreffe, was Goethe bisher geleistet habe. Auch Abschriften vom Werther waren seit Ostern versandt. Bei dem lebhaften literarischen Verkehr jener Tage gingen die Nachrichten rasch von Mund zu Mund, Handschriften von Hand zu Hand. Kein Wunder, daß das stille Haus zu den drei Leiern auf dem großen Hirschgraben ein viel besuchtes Ziel war.

Der erste hervorragende Mann, der im Sommer 1774 aus der Fremde bei ihm vorsprach und überfrohe Wochen einleitete, war Lavater. Der fromme schwärmerische Prophet kam aus seiner Züricher Heimat, um in Ems eine Badekur zu gebrauchen. Schon von fern hatten sich Beziehungen zwischen ihm und Goethe geknüpft. Goethes kleine, das Jahr zuvor erschienene Schrift „Der Brief des Pastors zu ... an den neuen Pastor zu ...", in dem die Toleranz aus dem Glauben gepredigt war, hatte ihm stellenweise sehr eingeleuchtet. Sodann hatte der Dichter ihm Profile für seine Physiognomischen Fragmente geliefert und zuletzt den Werther im Manuskript geschickt.

Beide waren aufeinander gespannt, beide hofften einander bekehren zu können. Goethe gedachte Lavater Selbständigkeit, Lavater ihm Glauben einzuflößen. Beide fanden ihre Bekehrungsabsichten überflüssig oder fruchtlos, beide fanden einander anders und besser, als sie gedacht. Der freudiger Überraschte war Lavater. Als der acht Jahre ältere, hagere Mann mit dem sanften, verzückten Gesichtsausdruck am 23. Juni bei Goethe eintrat, rief dieser: „Bist's?" „Ich bin's." „Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens!" so schreibt Lavater in seinem Tagebuch. „Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach ... Viel las er mir aus seinen Papieren vor und las — las eine Menge — Drama, Epopöe und Knittelvers. Man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erstemal im Feuer mit mir. Seine Arbeit, o Szenen voll wahrer und wahrester Menschennatur, unbeschreibliche Naivität und Wahrheit." „Ein Genie ohne seinesgleichen, das in allem exzelliert was es anfängt."

Fünf Tage blieb Lavater in Goethes Hause, umringt von vielen Verehrern und Neugierigen; unter diesen auch Merck, dessen spöttische Zunge sich löste, als die Weiblein selbst das Schlafzimmer des Propheten aufs genaueste untersuchten. Der außergewöhnliche Mann mit seinem tiefen Schauen und Fühlen hatte bei allen Unterschieden dem Dichter so gefallen, daß dieser sich entschloß, ihm noch bis Ems das Geleit zu geben. Kaum war er von dort zurückgekehrt, als eine andere Art von Prophet sich bei ihm einstellte. Der Vorkämpfer einer neuen, auf Rousseauschen Grundsätzen ruhenden Erziehungslehre: Basedow. Eine scharfe Kontrastfigur zu Lavater. Dieser, eine feine, saubere Persönlichkeit von angenehmer Gesichtsbildung und anmutigem Stimmfall, jener häßlich, derb zufahrend, unreinlich, mit heiserer Stimme; Lavater tiefgläubig und duldsam, Basedow ein ausgeprägter Rationalist, ein entschiedener Feind aller Dogmen und rücksichtsloser Gegner anderer Überzeugungen. Goethe fühlte sich jedoch durch seinen lebendigen und originellen Geist angezogen und wehrte sich gegen seine Eigenheiten mit guter Laune. Auffallender war es, daß Lavater, dem Basedow nach Ems folgte, mit seinem Gegensatz in bestes Einvernehmen kam. Aber die beiden Männer hatten an der Neuheit der Ideen, die sie vertraten, der eine pädagogische, der andere physiognomische und mystisch-christliche, ein so starkes Interesse, daß sie sich leicht vieles nachsahen. Und trieb es Basedow zu toll, so brachte ihn Lavater mit einem treuherzigen „Bisch guet" wieder ins Gleis zurück. Goethe litt es nicht lange, so nahe der eigenartigen Nachbarschaft zu sein und doch ihr fern zu bleiben. Am 15. Juli reiste er ebenfalls nach Ems, und nun bildeten die drei das sonderbarste Kleeblatt, das damals in Deutschland zusammengestellt werden konnte.

Vergnügte Tage wurden verlebt. Denn auch Lavater war kein Kopfhänger, sondern bei aller Religiosität fröhlich, witzig und dem Leben zugetan. Goethe war von überströmender Lustigkeit. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hielten ihn Tanz, Maskeraden, Ständchen, Ausfahrten in Atem. Mitten drin ver-

säumte er aber nicht, seine beiden Propheten auszunutzen, und es kam vor, daß er während eines nächtlichen Tanzvergnügens rasch einmal zu Basedow hinaufsprang und mit ihm sich in ein philosophisches Problem vertiefte, um sich nach einer halben Stunde wieder mit seiner Tänzerin im Wirbel zu drehen.

Am 18. Juli machten sich die drei zu einer gemeinsamen Reise nach dem Niederrhein auf. Die Fahrt ging zu Schiffe, erst lahnabwärts. Angesichts Schloß Lahnegg improvisierte Goethe den Geistesgruß „Hoch auf dem alten Turme steht." Später sprach er über die „Kerls in den Schlössern". In Koblenz wurde zu Mittag gegessen und die Erinnerung hieran hat Goethe in dem köstlichen Momentbild „Diner zu Koblenz" festgehalten, das in wenigen genialen Strichen seine beiden Propheten, zwischen denen er als Weltkind in der Mitte sitzt, porträtiert.

Dann fuhr man weiter auf Neuwied. Goethes unerschöpflicher Ader entfloß unterwegs das hochgestimmte lyrische Duo „Des Künstlers Vergötterung", in dem der Meister dem Jünger, der mutlos vor dem Werk des Genies den Pinsel weglegt, tröstend zuruft: „Du wirst Meister sein; das starke Gefühl, wie größer dieser ist, zeigt, daß dein Geist seinesgleichen ist." Abends landete man in Neuwied und machte Besuch am dortigen Hofe, der die berühmten Gäste freundlichst empfing. Am 20. Juli setzten Lavater und Goethe allein die Reise fort. Anfangs wieder zu Schiff. „Goethe in romantischer Gestalt, grauem Hut, mit halbverwelktem, liebem Blumenbusch" liest aus seinem Singspiel Elmire vor, deklamiert und versifiziert, bis allmählich Bonn naht. Dort führt der Wagen die beiden weiter nach Köln, wo nunmehr auch sie sich trennen. Lavater geht noch am selben Tage nach Mühlheim, Goethe nach Düsseldorf, um dort die lange gemiedene Bekanntschaft der Brüder Georg und Fritz Jacobi zu machen.

Es war Frauenwerk, das den Zwiespalt zwischen Goethe und den Jacobis, der hauptsächlich durch Georgs weichliche, süßliche und selbstgefällige Art hervorgerufen war, ausglich. Die eine Frau war die junge Tante der Jacobis, das „Täntchen", Demoi-

selle Johanna Fahlmer, die seit zwei Jahren ihren Wohnsitz in Frankfurt hatte und durch die große Zartheit ihres Gemütes und die ungemeine Bildung ihres Geistes Goethe bald sehr lieb wurde. Die andere, die Frau Fritz Jacobis, Betty, eine tüchtige Niederländerin, klug, warm, heiter, mit Lebensfülle und ruhiger Gelassenheit. Zu ihnen gesellte sich die treuherzige Halbschwester der Jacobis, Lottchen, die wie ihre Schwägerin sich zeitweise zum Besuch der Tante in Frankfurt aufgehalten hatte. Alle zusammen haben allmählich Goethes Widerwillen, der Fritz Jacobi gegenüber wenig begründet war, überwunden. Bei seinem weichen Gemüt, das jedem, dem er Unrecht getan hatte, gern reiche Genugtuung gab, war es nur nötig, daß er den feinsinnigen, gefühlstiefen Fritz Jacobi zu Gesicht bekam, um ihn sofort in sein Herz zu schließen. Der abwesenden Gattin schreibt er begeistert: „Ihr Fritz, Betty, mein Fritz. Sie triumphieren, Betty, und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn zu nennen glaubte und nun nenne... Wie schön, daß Sie nicht in Düsseldorf waren, daß ich tat, was mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marschalliert, exküsiert; grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten."

Zur Befestigung des Bundes trug nicht wenig Spinoza bei. In seine Ethik hatte Goethe nach Überwindung früher eingepflanzter Vorurteile sich soeben hineingelesen, hatte in ihr eine Beruhigung seiner Leidenschaften und eine große und freie Aussicht auf die sinnliche und sittliche Welt gewonnen. Was ihn aber besonders entzückte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus Spinozas Lehre hervorleuchtete. Denn uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war seine eigene höchste Lust, seine Maxime, seine Ausübung. Nun war Fritz Jacobi ebenfalls ein Bewunderer Spinozas, dessen System ihm durch seine Großartigkeit und Folgerichtigkeit imponierte, ihm

aber zugleich die Unzulänglichkeit des Verstandes darzutun schien. Die Verschiedenheit seiner und Goethes Stellung zu dem holländischen Philosophen erregte das Bedürfnis, sich gegenseitig ins Klare zu setzen, und gab dem Verkehr einen erhöhten Reiz. Zudem war Goethe damals von den metaphysischen Grundlagen des Spinozismus nicht tief genug berührt und auf der anderen Seite zu sehr dem Ahnungsvollen hingegeben, um nicht Jacobis Glaubensphilosophie, mit der er über den spinozistischen, den persönlichen, außerweltlichen Gott und die Willensfreiheit vernichtenden Pantheismus hinauszukommen suchte, ein williges Ohr zu leihen.

In Pempelfort, dem unmittelbar bei Düsseldorf gelegenen Landsitz Fritz Jacobis, traf Goethe auch den älteren Bruder Georg, ferner den Dichter Heinse, dessen von sinnlicher Glut erfüllte Laidion ihn gefesselt hatte, und den halb Wielandisch, halb Klopstockisch empfindenden Werthes. Goethe, der sich so schön wie selten gab, berauschte den Kreis. Heinse pries ihn als „den Jungen von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zeh Genie, Kraft und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügen, qui ruit immensus ore profundo". Von Pempelfort machte Goethe mit den beiden Jacobis und Heinse einen Ausflug nach Elberfeld zu Jung-Stilling. Goethe konnte sich nicht versagen, den alten lieben Freund mit einem Scherz zu überraschen. Er ließ in dem Gasthofe, in dem er wohnte, nach dem Doktor Jung schicken. Jung fand einen fremden Patienten — mit dicken Tüchern um den Hals und um den Kopf — im Bette liegen. Nur die Hand streckte er heraus. Kaum hatte Jung ihm den Puls untersucht, so fühlte er sich schon von zwei Armen umschlungen, und er erkannte zu seiner unbeschreiblichen Freude den einstigen Straßburger Kommilitonen. Zufällig traf am selben Tage auch Lavater mit einigen wunderlichen Heiligen ein, und die ganze Gesellschaft speiste mit mehreren Einheimischen bei einem Gastfreunde Lavaters. Im kleinen sah man hier ungefähr alle Richtungen des deutschen geistigen Lebens vertreten. Jung hat jene Tafelrunde prächtig beschrieben. Alles ist in eifriges

Gespräch versunken. Nur Goethe findet auf seinem Platze keine Ruhe. Der merkwürdige Kreis amüsiert ihn königlich. Er weiß nicht, wie er sein inneres Vergnügen bemeistern soll, macht die verschiedensten Gesichter, tanzt um den Tisch herum und treibt sonst allerhand Possen. Die Elberfelder Philister glauben, der Mensch müsse nicht ganz klug sein. Jung und andere aber meinten vor Lachen bersten zu müssen, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah und er dann mit großem, hellem Blick ihn daniederschoß.

Nach kurzem nochmaligen Aufenthalt in Pempelfort kehrte Goethe nach Ems zurück. Bis Köln geleitete ihn Fritz Jacobi, und hier erreichte die Seligkeit der beiden die höchste Staffel. Die Domruine wirkte zwar auf Goethe mehr drückend als erhebend, aber das Haus des verstorbenen Kölnischen Patriziers Jabach, das seit hundert Jahren in seiner künstlerischen Einrichtung unverändert geblieben war und in dem das Lebrunsche Familiengemälde (jetzt im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin) die ehemaligen Insassen so lebensfrisch darstellte, als ob sie gegenwärtig wären, machte auf den Dichter einen überwältigenden Eindruck. Eine ganze Kette von weitesten und bewegendsten Gedanken und Gefühlen, die zu ahnen uns kaum gestattet ist, wurde bei diesem Anblick in ihm lebendig. Der tiefste Grund seiner menschlichen Anlagen wurde, wie er ausspricht, aufgedeckt und alles Gute und Liebevolle, was in seinem Gemüte lag, mochte hervorbrechen. In diesem ekstatischen Zustande scheint er vor dem Bilde hinreißend phantasiert zu haben. Kurz, Fritz Jacobi war von seinen Reden bis ins Innerste ergriffen, er sank an sein Herz und weinte „heilige Tränen". Der Abend vollendete würdig den Tag. Sie waren im Saale des Gasthofes zum Geist, der Mond stieg über dem Siebengebirge herauf und warf seinen Silberschimmer auf die stillflutenden Wasser des Rheins. Goethe saß auf dem Tische und sagte seine neuesten Romanzen: „Es war ein Bube frech genung" und den „König von Thule", um so ausdrucksvoller, als sie ihm noch ans Herz geknüpft waren. Um Mitternacht suchte er Jacobi

noch einmal auf. Sie schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, und Jacobi wurde bei Goethes Reden, als ob er eine neue Seele empfinge. „Ich konnte dich nicht mehr lassen", bekennt er noch nach vierzig Jahren mit einer Wärme, als ob er den Augenblick soeben erlebt hätte.

In Ems war Goethe noch flüchtig mit Lavater, längere Zeit noch mit Basedow zusammen. Mitte August war er wieder daheim, zur Freude der Mutter, der das Haus in seiner Abwesenheit wie ausgestorben vorgekommen war.

Ein neues, mehr als je erregtes Leben folgte. Seine Schöpferkraft und sein Schaffensdrang, die zu außerordentlicher Höhe gestiegen waren, wirbelten ihn rastlos umher. Einen gewaltigen Stoff nach dem anderen hatte er in seine poetische Werkstatt geschleppt, und er spielte mit den Felsblöcken, als ob es Kieselsteine wären. Cäsar, Mahomet, Prometheus, Faust waren noch in Arbeit, und schon griff er nach einem neuen riesenhaften Gegenstand, dem ewigen Juden. In einem lang ausgesponnenen Epos, über dessen Hans Sachsschen Stil uns die erhaltenen Fragmente Auskunft geben, wollte er mit dem ewigen Juden durch die Jahrhunderte wandern, bei den hervorstechenden Punkten der Religions- und Kirchengeschichte verweilen und dabei die eigene Stellung zu Christentum und Kirche in geistreich-barockem Humor zur bildlichen Darstellung bringen. Neben den großen Werken hatte er hundert kleine unter den Händen. Unablässig verfolgten ihn seine poetischen Pläne und Einfälle, und er sprang wohl mitten in der Nacht aus dem Bette, um eine dichterische Eingebung sofort auf dem ersten besten Papierfetzen festzulegen. Und als ob er an der eigenen Last nicht genug hätte, belud er sich noch mit fremden Arbeiten: Salzmanns moralischen Abhandlungen, Lavaters Physiognomischen Fragmenten, Jung-Stillings Lebensgeschichte und Lenzschen Dichtungen. Die meisten damals angegriffenen Unternehmungen blieben Bruchstücke. Weder Kraft noch Zeit reichte aus, sie zu vollenden.

Neue Gäste fanden sich ein. Anfang Oktober der geehrteste

Herrscher auf dem deutschen Parnaß, Klopstock. Der Messias- und Odensänger erfüllte nur mäßig die Erwartungen. Er bewahrte eine ernste, gemessene Würde und mied es, über die Dinge, die Goethe am meisten am Herzen lagen, die poetischen und literarischen, zu sprechen. Dagegen erging er sich weitläufig über den Eislauf und das Reiten. Goethe begleitete ihn noch bis Darmstadt und dichtete auf der Rückreise in der Postkutsche die Ode an Schwager Kronos, einen grotesken Erguß seines ungestümen Lebensdranges, in dem er lieber in raschem Laufe jung und trunken zur Hölle fahren als in langsamem Trotte zum Greise werden will. Dem großen Klopstock folgten seine Göttinger Jünger, die schon von fern Goethe wegen seiner gefühlvollen Weise und seines Kampfes gegen die schwächliche Art Wielands und Georg Jacobis verehrt hatten. Zunächst Boie und Hahn. Boie, der Herausgeber des Musenalmanachs, mit Goethe seit einiger Zeit in Verbindung, war zwei Tage, am 15., 17. Oktober, in Frankfurt. Nach dem ersten schreibt er an die Seinen: „Einen ganzen Tag allein, ungestört mit Goethe zugebracht, mit Goethen, dessen Herz so groß und edel wie sein Geist ist! Beschreiben kann ich den Tag nicht!... Er hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment, und in allem ist der originale Ton, eigene Kraft und bei allem Sonderbaren, Unkorrekten, alles mit dem Stempel des Genies geprägt. Sein Dr. Faust ist fast fertig und scheint mir das Größte und Eigentümlichste von allem!“ Noch stärker wirkte Goethe auf Werthes, der ihn auf einer Reise nach der Schweiz besuchte und erst bei dieser Gelegenheit, da er in Pempelfort beiseite stehen mußte, recht kennen lernte. Noch in Bern ist er ganz hingenommen von dem Eindruck, den er gehabt. „Dieser Goethe“, schreibt er von dort an Fritz Jacobi, „von dem und von dem allein ich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, und von ihrem Niedergang bis wieder zu ihrem Aufgang mit Ihnen sprechen und stammeln und singen und dithyrambisieren möchte, dessen Genius zwischen Klopstocken und mir stand und über die Alpen und Schneegebirge gleichsam einen Sonnenschleier herwarf, er selbst immer mir

gegenüber, und neben und über mir, dieser Goethe hat sich gleichsam über alle meine Ideale emporgeschwungen, die ich jemals von unmittelbarem Gefühl und Anschaun eines großen Genius gefaßt hatte. Noch nie hätt' ich das Gefühl der Jünger von Emmaus im Evangelio so gut exegesieren und mitempfinden können, vor dem sie sagten: ‚Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?' Machen wir ihn immer zu unserm Herrn Christus, und lassen Sie mich den letzten seiner Jünger sein. Er hat so viel und so vortrefflich mit mir gesprochen, Worte des ewigen Lebens, die, so lang ich atme, meine Glaubensartikel sein sollen." Auch der Schweizer Pädagoge von Salis, der Straßburger Theologe Blessig und viele andere kehrten bei dem Dichter ein. In Frankfurt vermehrte die Zahl seiner Freunde Heinrich Leopold Wagner, der sich in diesem Herbst dort niedergelassen hatte und zunächst von Goethe wegen mancher guter Eigenschaften wohlgelitten wurde.

Die Besuche waren nicht alle ohne bitteren Beigeschmack. Da Goethes Freigebigkeit und Gutherzigkeit bekannt war, so drängten sich an ihn Bedürftige und Abenteurer, borgten ihm Geld ab oder verlangten seine Bürgschaft. Ungern und selten schlug er ab, und so kam er in den Fall, seinerseits bei nahen Freunden (La Roche, Jacobi, Merck) Schulden machen zu müssen, die ihn jahrelang drückten. Auch die Eltern waren von dem Zulauf nicht immer erbaut, so sehr ihnen der Ruhm des Sohnes schmeichelte. Die Unruhe im Hause war dem Vater, die ewige literarische und manchmal recht fragwürdige Einquartierung der Mutter beschwerlich. Der Vater fürchtete überdies, daß der Sohn durch den unaufhörlichen Trubel von seinen ernsten Lebenszielen, die doch der Fünfundzwanzigjährige endlich mit Nachdruck ins Auge fassen sollte, ganz abgelenkt würde, während der Mutter, die in die intimen Angelegenheiten des Sohnes mehr hineinblickte, vor den Folgen seiner Freigebigkeit und Verbürgungslust bangte. Beide hielten deshalb eine Heirat für das beste Mittel, um Wolfgang seßhafter, solider und praktischer zu machen. Zu ihrer Freude schien sich auch eine solche anzubahnen.

In dem Frankfurter Freundeskreise wurde seit einiger Zeit gern ein Mariagespiel gemacht. Durch das Los wurden Herren und Damen miteinander gepaart und die einzelnen Paare hatten sich acht Tage lang als Ehegatten zu betrachten. Im Frühjahr 1774 verband das Los dreimal hintereinander Goethe mit der sechzehnjährigen Anna Sibylla Münch. Als es das drittemal geschah, erklärte der Gesetzgeber der Gesellschaft, der lustige Krespel, der Himmel habe gesprochen, das Paar könne nicht mehr getrennt werden. Goethe, dem das hübsche, verständige, häusliche Mädchen gefiel, war mit diesem Urteilsspruch wohl zufrieden und bei dem traulichen Verkehr, bei dem sich auch das „Du" allmählich aus dem Spiel in das Leben einschlich, steigerte sich das Behagen der jungen Leute aneinander. Die Eltern sahen die Annäherung mit herzlicher Freude; denn sie waren der Münch schon lange gewogen, und sie hofften, daß ihr Wolfgang an ihr eine gute Gattin und sie eine gute Schwiegertochter erhalten würden. Die Verlobung sollte bald stattfinden, und damit die Verbindung nicht durch den windbeuteligen literarischen Verkehr gelockert würde, sollte Wolfgang die längst geplante italienische Reise unternehmen und nach der Rückkehr sofort heiraten. Der lebhafte Wunsch nach einer solchen Entwickelung verschleierte die hellen Augen der Frau Rat. Sonst hätte sie gesehen, daß ihres Wolfgangs Seele von nichts weiter als von Heiratsgedanken entfernt war, und daß er am allerwenigsten daran dachte, an der Seite der jungen Münch ein hausväterliches Dasein zu beginnen. Nicht eine Spur von Leidenschaft hatte sie ihm eingeflößt; in allen Briefen des Jahres 1774 klingen kaum irgendwo die lieblichen Beziehungen zu seiner angenehmen Partnerin an. Im Herbst fiel die schwache Blumenkette welk von seinen Armen. Das Jahr ging aber nicht zu Ende, ohne daß sich eine andere Verbindung angeknüpft hätte, die elf Monate später seinem Leben die entscheidende Wendung gab.

Es war am 11. Dezember, als in Frankfurt auf einer Reise nach Paris die weimarischen Prinzen Karl August und Kon-

stantin nebst ihren Begleitern, dem Grafen Görtz, dem Hauptmann von Knebel und dem Stallmeister von Stein-Kochberg eintrafen. Knebel, der an der Literatur lebhaften Anteil nahm und selbst literarisch sich versucht hatte, versäumte nicht, den Verfasser des Werther aufzusuchen und ihn aufzufordern, den Prinzen seine Aufwartung zu machen. Goethe wurde von ihnen sehr frei und freundlich empfangen, und da zufällig Mösers Patriotische Phantasien auf dem Tische lagen, so lenkte sich das Gespräch auf die Reformvorschläge dieses patriotischen Politikers. Es war Goethe dabei nicht schwer, insbesondere den klugen, tatkräftigen Erbprinzen Karl August für sich einzunehmen. Er wurde eingeladen, den Prinzen nach Mainz, wo sie einige Tage Rast machen wollten, zu folgen, und obwohl der Vater mit seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen tiefes Mißtrauen gegen jeglichen Fürstenverkehr hatte, so wurde doch unter dem Beistande der Klettenberg durchgesetzt, daß Goethe der Einladung nachkommen durfte. Nebenher ein Zeichen, in welcher Abhängigkeit Goethe trotz seiner Jahre und trotz seines Ruhmes von dem Vater sich befand und durch seine Pietät sich halten ließ. Mit Knebel, der einen Tag allein in Frankfurt geblieben war, „um den besten aller Menschen zu genießen", fuhr Goethe am 13. den Prinzen nach und wurde von neuem sehr freundlich aufgenommen. Als die Unterhaltung sich der neuesten Literatur zuwandte und dabei auch Goethes Satire gegen den am weimarischen Hofe sehr beliebten Wieland zur Sprache kam, glaubten die weimarischen Herrschaften die Gelegenheit benutzen zu müssen, um einen Ausgleich zwischen den beiden Dichtern anzubahnen, und sie bestimmten Goethe, einen versöhnlichen Brief an Wieland zu richten. Goethe tat es nicht ungern. Denn er hatte doch im Grunde Wieland lieb, und nur widerstrebend, um einem augenblicklichen Zorne Luft zu machen, hatte er die Satire in der Weinlaune bei einer Flasche Burgunder hingeworfen und dann auf das Drängen der Freunde Lenz, in dessen Händen sie zuletzt war, die Erlaubnis gegeben, sie drucken zu lassen. Als er den Brief geschrieben, fing er, so erzählt Knebel, plötzlich ganz traurig an:

„Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobis, Wieland — das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß, so wie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeitlang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder etwas für das Ideal meines Zorns."

Goethe und die weimarischen Gäste trennten sich nicht, ohne eine nachhaltige Wertschätzung füreinander gewonnen zu haben. Der Vater blieb jedoch trotz des günstigen Verlaufs bei seinem Mißtrauen und behauptete, alle Freundlichkeit der vornehmen Herren sei nur Verstellung, und man gedenke vielleicht etwas Schlimmes gegen ihn auszuführen. Wieder einmal ein Tropfen Wermut, den der Vater ihm in den Freudenbecher goß. Bei dieser andauernden Sinnesverschiedenheit mußte es ihn um so mehr betrüben, daß seine gute, hilfreiche Vermittlerin, die Klettenberg, die soeben ihm noch die Reise nach Mainz ermöglicht hatte, inzwischen vom Tode abgerufen worden war. Ein seliges Ende hatte sich an ein seliges Leben angeschlossen. Für Goethe hatte Frankfurt mit der gütigen Freundin wieder viel verloren. „Mama," schreibt er in herber Stimmung an Sophie La Roche, „das picht die Kerls und lehrt sie, die Köpfe strack halten. — Für mich — noch ein wenig will ich bleiben."

Nur wenige Wochen, und alle trüben Gedanken waren durch neue Liebes- und Lebensfülle verdrängt. Das bewegteste Jahr seines Lebens nahte und führte ihn langsam einem großen Wechsel zu.

Lili

Es mochte am Neujahrstag des Jahres 1775 sein, als Goethe auf Veranlassung eines Freundes einen Besuch im Hause der Frau Schönemann, geborenen D'Orville, machte. Frau Schönemann, seit zwölf Jahren Witwe, war die Inhaberin eines großen Bankgeschäftes am Kornmarkte und besaß neben vier Söhnen eine Tochter Elisabeth, die damals in der Mitte des siebzehnten Lebensjahres stand. Goethe traf bei Schönemanns eine zahlreiche Gesellschaft, die sich zu einem Hauskonzert versammelt hatte. Sehr bald zog die anmutige Figur und das schöne, seelenvolle Gesicht der Tochter des Hauses seine Aufmerksamkeit an. Lili saß am Flügel und spielte mit bedeutender Fertigkeit und Anmut. „Ich stand am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht. Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Pianos gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche: wie sehr es mich freue, daß die erste Bekanntschaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand, welches ich mir wohl konnte gefallen lassen, da man auch mir etwas gar Anmutiges zu schauen gab. Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch eine andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wiederzusehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien."

Goethe verfehlte nicht, der Aufforderung nachzukommen, und kaum daß er es bemerkte, hatte eine starke Neigung zu Lili in seinem Herzen Wurzel geschlagen. Aber auch Lili fühlte den Zauber, der von dem Dichter ausging. Es war nicht das erstemal, daß sie gefiel und umworben wurde. Frühzeitig hatten um die lieb-reizende, einer reichen Familie angehörige Blondine sich Verehrer gesammelt, halb aus Neigung, halb aus Berechnung, und sie hatte an ihren Galanterien wie an einem hübschen Spiel Gefallen gefunden. In dem Augenblicke aber, wo Goethe sich ihr nahte, erwachte in ihr eine tiefe Leidenschaft, die ihr ganzes Wesen aus dem bisherigen gleichgültigen und tändelnden Dahinleben mit einem Male emporhob. Mit hingebender Empfänglichkeit schloß sie sich an die große Persönlichkeit ihres Geliebten an. Was er ihr an höherer Bildung, an Charakter, an Lebensernst und Lebens-weisheit gab, nahm sie bereitwillig in sich auf und entwickelte es auf dem Grunde ihrer vorzüglichen Herzens- und Geistes-anlagen zu schönster Blüte. So wurde sie *sein* Geschöpf. Je mehr sie dies aber wurde, desto fester kettete sie den Geliebten an sich. Ein heftiges, seit den Wetzlarer Tagen nicht mehr gekanntes Liebesfieber schüttelte ihn, und alle Freuden und Schmerzen, alle Gewohnheiten und Neigungen schienen in dieser einzigen Leidenschaft untergegangen zu sein.

Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, worum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh,
Ach! wie kamst du nur dazu?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Aber das Glück, das er genoß, war kein reines. So volle selige Stunden, wie er einst an der Seite Lottens und Friederikens verlebt hatte, kamen jetzt selten. Nicht durch Lilis Schuld, die an Treue, Edelsinn und Reinheit ihren Vorgängerinnen glich,

an geistiger Bedeutung sie überragte. Aber sie steckte in einer Umgebung, die dem Dichter fremdartig, mitunter sogar zuwider war.

Er war gewohnt, sich in den Häusern von Gelehrten, Künstlern, Geistlichen und Beamten zu bewegen, wo ihm ein geistiger Duft entgegenkam, der seinem Innern sympathisch war und aus dem er ein anempfindendes Begreifen seiner Natur herauswitterte. Und auch in denjenigen Familien, deren Häupter nicht mit akademischem Öl gesalbt waren, hatte ihn ein erfrischender Zug von freier, warmer Menschlichkeit angeweht; so in der Schönkopfschen und in der Buffschen Familie. In diesen Häusern war zugleich eine schlichte Einfachheit der äußeren Ausstattung und eine ungezwungene Art des sich Gebens und Nehmens heimisch, die den jungen Goethe aufs wohligste anmutete.

Wie ganz anders war die Atmosphäre, die ihn in dem Schönemannschen Hause umfing: vornehme Einrichtung, modernste Toilette, gesellschaftlicher Zwang und eine verständig rechnende Realistik, der das Wäg- und Greifbare vor allem wertvoll war. Hier konnte er wohl als berühmter Mann geehrt, aber schwerlich als Dichter und Mensch gewürdigt werden. Und so wie die Schönemanns und ihr Anhang für ihn kein rechtes Verständnis hatten, so hatte er es noch weniger für sie. Das Unbehagen, das durch diese Disharmonie in ihm entstand, vermehrte sich durch die Lasten, die ihm die zahlreichen Gesellschaften im Schönemannschen Hause auferlegten. Er, der am liebsten im grauen Biberfrack mit dem lose geschlungenen braunseidenen Halstuch durch die Welt strich, mußte hier in elegantem und immer wieder verändertem Anzuge erscheinen, um von den Tages- und Modemenschen nicht abzustechen; er, dem im Dämmerschein am heimlichsten war, mußte sich von den hundert Lichtern aus Kron- und Wandleuchtern bestrahlen lassen, und er, der gern im traulichen Zwiegespräch sein volles Herz der Geliebten ausgeschüttet hätte, mußte mit diesem vollen Herzen sich stundenlang durch die Wüste einer öden Salonunterhaltung hindurchwinden. Aus diesen Empfindungen entsprangen die Verse:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht! . . .

Träumte da von vollen, goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Ahnungsvoll hatt' ich dein Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?

Wenn er trotzdem das Widrige überwand und sich allen konventionellen Rücksichten, die Gesellschaft und Familie forderten, unterwarf, während er sonst „nach keiner Menschen Gebräuche" sich richtete und deshalb von seinen Freunden auch als der Bär, als Hurone oder Westindier bezeichnet wurde, so ist dies ein stolzes Zeugnis für den Wert der jungen Lili. Sie war ihm die Rose, um deretwillen er die Heide ertrug. Freilich sah er die Geliebte auch an den Gesellschaftsabenden von einer neuen glänzenden Seite, und so unbequem ihm diese Situationen waren, so hätte er doch um vieles nicht der Freude entbehren wollen, die geselligen Tugenden Lilis zu beobachten und zu erkennen, daß sie auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen sei. Und wie zart und geschickt wußte sie ihm mitten im gesellschaftlichen Gewühl anzudeuten, daß einzig ihm ihre Gedanken gälten! „Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes edles Verständnis aus, und ich staunte über die geheime, unschuldige Verabredung, die sich auf das menschlichste, auf das natürlichste gefunden hatte."

Der eintretende Frühling führte Lili nach Offenbach zu Onkel Bernard und D'Orville, deren Villen, Gärten und Terrassen den Liebenden eine erwünschtere Umgebung boten als die verhaßten Stadtsalons. Hier in der ländlichen Freiheit, wo niemand Lili dem Dichter entzog, wo kein Nebel ihre lichten Reize trübte, steigert

sich sein Liebesgefühl zu immer größerer Wärme. „Ja, Tante," ruft er in einem Briefe an Johanna Fahlmer Anfang April aus, „sie war schön wie ein Engel... und, lieber Gott, wieviel ist sie noch besser als schön!" Er verlebt an ihrer Seite wonnige Tage. „Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: Ich schlafe, aber mein Herz wacht; die hellen wie die dunklen Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage." Er fing an zu glauben, daß diesmal sein unstetes Herz einen Ruhepunkt gefunden habe. „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfäden, an denen mein Schicksal hängt, und die ich schon so lange in rotierender Oszillation auf- und zutrille, sich endlich knüpfen wollten." (An Herder am 25. März 1775.)

So kam die Ostermesse Mitte April heran, und mit ihr die Demoiselle Delf aus Heidelberg, eine energische Geschäftsdame, die, mit der Familie Schönemann seit Jahren befreundet, Lili von Jugend auf kannte und liebte. Da sie die Sachlage längst durchblickt hatte und der Überzeugung war, daß die Liebenden zu einander paßten und daß es richtig sei, dem romantischen Liebesschwärmen einen praktischen Abschluß zu geben, so griff sie tatkräftig ein, unterhandelte mit Goethes Eltern und Lilis Mutter, und nachdem sie deren Zustimmung erhalten, trat sie eines Abends ins Zimmer zu Goethe und Lili und rief: „Gebt Euch die Hände!" „Ich stand gegen Lili über", erzählt Goethe, „und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme... War die Geliebte mir bisher schön, anmutig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmut und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie sonst; aber der Wert ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von

dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hätte." So war der Bund geschlossen.

Feierlich und doch schalkhaft fügt der greise Dichter der Erzählung hinzu: „Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlauf meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Mute sei." Aber die angenehmen, lieblich befriedigten Gefühle, die er dabei im Auge hat, schwanden ihm überraschend schnell. Kaum hat der Ring ihn gebunden, als er ihn schon wieder durchfeilen möchte. Es wiederholt sich dasselbe Spiel wie bei Friederike. Nur je größer die Gefahr, desto heißer der Kampf. „Ich wäre ein Tor," hatte er wenige Wochen vor der Verlobung in der Stella unter der Maske des Fernando gerufen, „mich fesseln zu lassen. Dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte, dieser Zustand raubt mir allen Mut der Seele, er engt mich ein. Ich muß fort in die freie Welt." Der Sturm seines Freiheitsdranges erfaßt sein Lebensschiff und wirft es aus dem Hafen häuslicher Glückseligkeit, dem es soeben nahe gekommen war, wieder hinaus ins weite Meer. (An Herder, Anfang Mai 1775.) „Ich muß fort in die freie Welt," das war der erste klare, sichere Gedanke, den er nach der Verlobung hatte.

Da kamen eben zur rechten Zeit, gegen Mitte Mai, die feurigen Jünger des Göttinger Hains, die beiden Grafen Christian und Friedrich Stolberg, auf einer Reise nach der Schweiz zu ihm. Mit ihnen vereinigte sich in Frankfurt ihr Freund Baron Kurt von Haugwitz, der spätere preußische Minister, alle schon von fern her für Goethe enthusiasmiert. Die von Jugendlust und Idealismus überschäumenden Gesellen verbrachten frohe, hochgestimmte Stunden in Goethes Hause, bei denen der damals revolutionär angehauchte Fritz Stolberg seinen Tyrannenhaß mit Hilfe fürchterlicher Strophen in Tyrannenblut kühlte. Frau Rat, die als Mutter der vier Haimonskinder Frau Aja getauft wurde, hörte mit Staunen die schrecklichen Zornesausbrüche gegen die Tyrannen. „Sie hatte", erzählt scherzend der Sohn, „kaum von Tyrannen

gehört; nur in Gottfrieds Chronik erinnerte sie sich dergleichen Unmenschen im Bilde gesehen zu haben. Um nun dem wütenden Tyrannenhaß eine unschädliche Ablenkung zu geben, holte sie aus dem Keller die ältesten Weine herauf und setzte sie auf den Tisch mit den nachdrücklichen Worten: Hier ist das wahre Tyrannenblut, daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause."

Es kostete die jungen Edelleute keine Mühe, Goethe zu bereden, mit ihnen zu reisen. Der Vater war ebenfalls mit der Reise sehr einverstanden, da er hoffte, den Sohn auf diesem Wege nach Italien zu bringen, dessen Besuch ein unverrückbarer Punkt in seinem Erziehungsprogramm geblieben war. Goethe trennte sich von Lili, ohne Abschied, aber mit einiger Andeutung. Er sah die Reise als einen Versuch an, ob er Lili entbehren könne. Ob Lili seine Andeutungen verstanden haben mag, ob sie eine Ahnung hatte, daß der eben verlobte, liebeglühende Bräutigam auf viele Wochen sich entfernen wolle? —

Als die vier Reisegefährten in Darmstadt anlangten, war Merck sehr mißvergnügt, daß Goethe sich in die Gesellschaft dieser tollen Naturburschen begeben hatte. Er tadelte seine unüberwindliche Gutmütigkeit, sein ewiges Geltenlassen anderer Individualitäten; es sei ein dummer Streich; er werde nicht lange bei ihnen bleiben. Eine ausgelassene, kraftgenialische Gesellschaft war es freilich. Aber Goethe nicht der Zahmste. „Einen wilden, unbändigen, aber sehr, sehr guten Jungen" nennt ihn der ältere Stolberg in einem Briefe an seine Schwester Katharina. In Wertheruniform waren sie alle vier von Frankfurt aufgebrochen; in Darmstadt hatten sie hüllenlos im Freien gebadet, in Mannheim ihre Weingläser, nachdem sie die Gesundheit der Geliebten Fritz Stolbergs getrunken, an der Wand zerschmettert, und in diesem Stile ging es weiter. „Wenn du unsere Wirtschaft auf der Reise sähest, du würdest sehen, daß wir immer in so einem Taumel sind," berichtet Fritz Stolberg in dem erwähnten Briefe. Von Mannheim reisten die jungen Männer über Karlsruhe, wo Goethe mit dem Erb-

prinzen Karl August von Weimar und dessen Braut, der schönen Luise von Hessen-Darmstadt, einige angenehme Tage verlebte, nach dem erinnerungsreichen Straßburg. Hier sah er seinen alten, guten Herzensfreund Aktuar Salzmann wieder, hier drückte er arglos den phantastischen Lenz, der inzwischen manches gegen ihn intrigiert hatte, an sein Herz; hier traf er auch die ihm schon bei einem Besuch in Frankfurt bekannt gewordenen Meiningenschen Prinzen; neben ihnen einen weiten Kreis ehemaliger Bekannter und Freunde, der es ihm schwer machte, von der lieben Stadt zu scheiden. Nach fünftägigem Aufenthalte reiste er weiter zu der sehnsüchtig ihn erwartenden Schwester nach Emmendingen, während seine Begleiter noch in Straßburg blieben. Seit der Hochzeit im November 1773 hatten Bruder und Schwester sich nicht gesehen. Zum ersten Male nahte er ihrer Häuslichkeit. Mit schwerem Herzen. Er wußte, daß sie sich nicht glücklich fühlte, und er wußte nicht, wie ihr zu helfen wäre. Weder sie noch ihren Gatten traf ein berechtigter Vorwurf für das unbefriedigende Verhältnis. Cornelia war an eine mannigfaltige und schöne Geselligkeit, an ein beständiges Zuströmen feinster geistiger Genüsse und an einen ununterbrochenen, erquicklichen inneren Austausch mit dem Bruder gewöhnt; und nun war sie an einen Mann gebunden, dessen Vortrefflichkeit sie ehren mußte, durch dessen Amtseifer aber sie vereinsamt war und dessen schwere, herbe Art ihr mehr die Seele verschloß als öffnete. Und neben dem Manne lagerte in dem kleinen abgelegenen Orte die gähnende Einförmigkeit. Körperliche Leiden ließen sie zudem alles noch grauer ansehen, als es in Wirklichkeit war. Sehr ungünstig urteilte sie deshalb über die Verlobung des Bruders. Sie glaubte, daß auch Lili bei dem Unterschied der Naturen und der Gewohnheiten der beiden Familien in der Ehe kein Glück finden werde und daß es deshalb Pflicht ihres Bruders sei, sie und sich vor einem solchen Mißgeschick zu bewahren. Ihre eindringlichen Vorstellungen begegneten widerwilligen Ohren. Denn, wiewohl Goethe die Reise unternommen hatte, um sich allmählich von Lili loszulösen, so hatte er doch schon auf der ersten

Staffel zu bemerken begonnen, wie vergebens Liebe vor Liebe fliehe. Am letzten Tage seines Aufenthaltes in Emmendingen, am 5. Juni, schreibt er an Johanna Fahlmer: „Noch fühl ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher.“ So verliert er sich weiter in die Welt hinein, durch den Schwarzwald wendet er sich nach Schaffhausen, von dort nach Zürich, wo er mit den Stolbergs und Haugwitz sich wieder vereinigt. Acht Tage bleibt er in Zürich, genießt den Verkehr mit Lavater, mit dem er die Fortsetzung der Physiognomischen Fragmente durchspricht, und entzückt sich an der wunderbaren Landschaft, die sich um Zürich breitet. Sehr erfreute ihn die persönliche Bekanntschaft Pfenningers, des gemütvollen Amtsgenossen Lavaters, mit dem er schon von Hause Briefe gewechselt hatte, und das Antreffen zweier junger Frankfurter Freunde, des Theologen Passavant und des Musikers Kayser. Ein vertrautes Verhältnis bahnte sich zu der geistig hochstehenden Frau Bäbe Schultheß an, während die Besuche bei dem alten, eitlen Bodmer nicht über kühle Reverenzen hinausführten.

In der versammelten Freundesschar erzeugten Freiheit, Freundschaft, Liebe, Poesie, Wein und Natur eine Jubelstimmung, deren Hochgradigkeit wir noch auf den Blättern eines kleinen Goethischen Tagebuchheftchens erkennen können. Da schreibt Goethe am 15. Juni bei einer gemeinsamen Fahrt auf dem Züricher See ein:

Ohne Wein kann's uns auf Erden
Nimmer wie dreihundert (Säuen) werden;
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol der Teufel unsre Leiber.

Dahinter reibt sich an ihm ein Teilnehmer mit den platten Versen:

Dem Wolf, dem tu' ich Esel bohren,
Dadurch ist er gar baß geschoren,
Da sitzt er nun, das arme Schaf,
Und fleht Erbarmung von dem Graf.

Noch andere sieben Strophen stehen auf den Blättern, in denen die fröhlichen Gesellen aus gegebenen Endreimen ihre burlesken

Einfälle ausspinnen. Aber mitten in dem sich überschlagenden Mutwillen versinkt der Dichter in süße Erinnerungsträume. Das Bild der holden Lili taucht vor ihm auf:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder,
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Er will sie bannen:

Weg du Traum, so Gold du bist,
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Doch nichts vermag den Traum zu verscheuchen. In Richterswyl landet das Schiff, und er zieht mit der wilden Schar nach Einsiedeln. Auf dem Kamme des südlichen Uferrandes des Züricher Sees läßt er noch einmal seine Blicke über den grünen See, die dunklen Wälder, die schimmernden Ortschaften und die silbernen Alpenhöhen gleiten. Sein Auge ist trunken, aber seinem Herzen entquillt der Seufzer:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Überschrieben hat er die Verse in dem Tagebuch mit anmutiger Laune: „Vom Berge in die See. Vid. das Privatarchiv des Dichters Lit. L."

Bei guter Zeit treffen die Freunde in dem Kloster Einsiedeln ein, in dessen Schatzkammer eine kleine Zackenkrone von kunstreichster Arbeit den Dichter besonders fesselte. Er erbat sich die Erlaubnis, das Krönchen hervorzunehmen, und als er es, in der Hand angemessen haltend, in die Höhe hob, dachte er sich nicht anders, als er müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreite, gewahr werden. — In Einsiedeln trennte er sich von der lauten Gesellschaft. Nur der stille, leicht sich anschmiegende Passavant blieb sein Begleiter.

Die beiden gelangten zunächst auf beschwerlichen Wegen an den schlanken, gezackten Bergzwillingen der Mythenstöcke vorbei nach Schwyz. Von dort wendeten sie sich nach dem Rigi, auf dem sie nur durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einzelne Flecken der besonnten Erde sahen. Nach Vitznau niedergestiegen, befuhren sie den großartigen felsumschlossenen See bis nach Flüelen und übernachteten in dem nahen Altdorf. Schon die bisher geschaute Szenerie hatte Goethe so ergriffen, daß er, als er von Altdorf an Lotte einige Zeilen richtete, „nichts erzählen, nichts beschreiben konnte". Und doch stand ihm das Größte: der Gotthard, den die Phantasie der Zeit mit einer wilden Nebelromantik umkleidete, noch bevor. Nachdrücklich vermerkt er daher am Schlusse des Briefes: „Altdorf, drei Stunden vom Gotthard, den wir morgen besteigen." Er unterschätzte die Entfernung. Am nächsten Tage kamen die Freunde nur bis Wasen. Von dort stiegen sie, indem ihnen das Tal immer mächtiger und schrecklicher erschien, zunächst nach Göschenen, dann durch den engen, düsteren Felsenpaß der Schöllenen, wo das „Ungeheure, Wilde" sich noch steigerte, über die Teufelsbrücke und durch das Urner Loch nach Andermatt, dessen liebliche Lage im weiten Wiesental Goethe in freudiges Erstaunen versetzte. Nach kurzer Rast ging es weiter aufwärts. Bald verschwand der grüne Talboden und durch wüstes Geröll wand sich der Saumpfad in die Höhe. Der Schnee kam nahe, Sturmwind und Wolken, das tosende Stürzen des Wassers erhöhten die Schauerlichkeit der einsamen Gegend. „Öde wie im Tale des Todes — mit Gebeinen besät.... Das mag das Drachental genannt werden." So notierte Goethe, die Eindrücke der Wirklichkeit mit Visionen mischend. Mignons spätere Schilderung der Alpenstraße löst sich bereits aus den Tagebuchumrissen erkennbar ab. Kleine Seenstreifen meldeten die Paßhöhe an, das aus dem Dunst hervortretende Hospiz bestätigte, daß man am Ziele sei. Am nächsten Morgen — es war der 22. Juni — eilte Goethe zeitig den Weg, der nach Italien führte, ein Stück abwärts, um die Landschaft

zu zeichnen. Passavant drang in ihn, die Straße nach Italien zu verfolgen, indem er ihm mit großer Wärme all das Schöne, das sie erwarte, ausmalte. Er selber hatte noch in Zürich daran gedacht. Aber immer stärker hatte inzwischen Lili ihn zurückgezogen. Morgen war ihr Geburtstag; und er sollte ihn von ihr sich weiter entfernen sehen? Rührung überkommt ihn. Ein goldenes Herzchen, das er in den schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch lieberwärmt an seinem Halse. Er faßt es an, küßt es, und in den tiefempfundenen Strophen: „Angedenken du verklungener Freude" tönt seine Bewegung aus. Schnell stand er auf und eilte nach der Höhe zurück, als ob er Gefahr liefe, von dem Freunde abwärts gerissen zu werden. Derselbe Weg wird bis über Vitznau hinaus rückwärts gewählt. Dann geht es über Küßnacht und Zug nach Zürich, wo Goethe sich wiederum hauptsächlich Lavater widmete, dessen Physiognomische Fragmente einen unerschöpflichen Stoff boten. Nach etwa zehn Tagen tritt er den Heimweg an, voll von den außerordentlichen Eindrücken, die er gehabt, aber ohne jene Schwärmerei für die Schweizer Freiheit, die sonst bei der deutschen Jugend (so auch bei seinen Freunden) den schönsten Stimmungsbestandteil einer Schweizer Reise bildete. Er hatte nach dieser Freiheit vergebens gesucht. Die Rückreise erfolgte über Basel, Straßburg und Darmstadt. In Straßburg wallt er zum dritten Male zu Erwins Meisterwerk, das ihn zu andächtigem lobpreisenden und beichtenden Gebete hinreißt. Wunderbar klingen in den feierlichen Psalm die erhabenen Alpenlieder und die Liebe zu Lili hinein. „Wieviel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe! ... Du (der Münster) bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, deiner Wolkenfelsen und wüsten Täler, grauer Gotthardt! Wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele reg, was auch Schöpfungs-

kraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes, unauslöschliches Gefühl des, das da ist und da war, und da sein wird." — Er ist glücklich, von der Höhe „vaterlandwärts, liebwärts" schauen zu können.

In Straßburg lernte Goethe auf der Rückreise den vielgefeierten hannoverschen Leibarzt Zimmermann, den Verfasser des Buches „Von der Einsamkeit", kennen. Zimmermann zeigte ihm einige Silhouetten, darunter die Charlottens von Stein, der Frau des Weimarischen Oberstallmeisters. Goethe betrachtete sie mit Interesse und setzte unter sie die Worte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe." In Darmstadt hatte Goethe die Freude, Herder und seine Frau zu treffen. In ihrer Gesellschaft legte er die letzte Strecke zurück und am 22. Juli kam er wieder in seiner Vaterstadt an.

„Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr", ruft er wenige Tage nach der Rückkehr aus. Sein Verlangen nach Lili hat sich durch die Entfernung nicht gemildert, sondern gesteigert. Er findet sie schöner, reifer, tiefer wieder. Alle Vorsätze, ihr zu entsagen, schmelzen bei ihrem Anblick zusammen. Er ist wütend über sich selbst, daß er seiner Liebe nicht zu widerstehen vermag. „Ich bin wieder gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war", schreibt er Anfang August an Merck. „Lang halt ich's hier nicht aus, ich muß wieder fort", schreibt er etwa zur selben Zeit an die Gräfin Auguste Stolberg, die, obwohl nie von ihm gesehen, durch die Brüder die Vertraute seiner Liebesschmerzen wird. Aber die Gewalt seiner Neigung ist so groß, daß er, anstatt von Lili sich fernzuhalten, möglichst in ihre Nähe rückt. Sie ist wie im Frühjahr wieder in Offenbach. Er folgt ihr, indem er sich bei Freund André einlogiert. Glückliche Augenblicke kommen, aber daneben auch recht unselige, in denen er sich und sein Schicksal verwünscht und sich und Lili zur Last wird. „Welche Verstimmung," ruft er in dem erwähnten Brief

an Auguste Stolberg, „o, daß ich alles sagen könnte, hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!“ —

Lili litt doppelt und dreifach. Während der Geliebte durch sein Schwanken zwischen Liebe, Gleichgültigkeit und Trotz sie verletzte, ward sie auf der anderen Seite von ihren Angehörigen gedrängt, das Verlöbnis zu lösen. Nach der auffallend langen Abwesenheit Goethes hatte die Familie den Glauben an den Ernst seiner Absichten verloren. Wie die Zukunft dieses unruhigen Dichtergenies sich gestalten würde, war ohnehin sehr unsicher. Mit seiner Familie hatte sich keine Fühlung hergestellt. Die Verschiedenheit der Religion (reformiert und lutherisch) war für Frankfurt ein sehr breiter Trennungsstrich. Zudem behagte dem alten Rat Lili nicht, die er als eine Staatsdame ansah. Endlich hatten Zwischenträger eine geschäftige Rolle gespielt und die Gegensätze möglichst verschärft. Trotzdem war Lili nicht entmutigt. Mit großer Entschlossenheit erklärte sie, daß, wenn sich in der Heimat die Widerstände nicht beseitigen ließen, sie bereit sei, dem Geliebten nach Amerika zu folgen. Bewundernd fügte Goethe hinzu, daß in ihr eine Kraft gelegen, die alles überwältigt hätte. Aber hatte er irgendwie Neigung, von dieser Kraft Gebrauch zu machen? Lag nicht das größte und unbesieglichste Hindernis in ihm selbst? — Und so deutlich er das erkennt, so wenig fühlt er sich doch fähig, das Band, das ihn an sie bindet, rasch zu durchschneiden. Er läßt sich weiter treiben und schleppt, ohne ein entscheidendes Wort zu sprechen, das Verhältnis noch hin.

Am 10. September, bei der Hochzeit des befreundeten Pfarrers Ewald in Offenbach, verlebt Goethe an der Seite der Geliebten noch einen hohen, schönen, wenn auch im Vorgefühl der nahen unabwendbaren Trennung schmerzdurchzogenen Augenblick. „Ich war“, berichtet er Auguste Stolberg, „in der grausamst, feierlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens. Durch die glühendsten Tränen der Liebe schaute ich Mond und Welt und alles umgab mich seelenvoll.“ Am Tage darauf begann die Michaelismesse. Sie führte

zahlreiche Handelsfreunde in das Schönemannsche Haus. Lili muß wieder in den Salons des elterlichen Hauses den Pflichten der Höflichkeit und Geselligkeit genügen, und Goethe sieht seine anmutige, liebenswürdige Braut von den ihm widerwärtigen Fremden umringt und umgirrt. In „Lilis Park" hat er einen mit genialer Heftigkeit gesteigerten Reflex solcher Situationen hinterlassen. Unter der Mithilfe dieser äußeren Umstände, auch gemahnt von dem blutigen Haupte Egmonts, der ihn damals beschäftigte, erstarkt seine Widerstandskraft gegen Lilis edle, magische Erscheinung. Seine Vernunft erhält die Oberhand über die Leidenschaft. Zwar zucken dann und wann noch flammende Blitze durch seine Seele, aber am 19. September — wir kennen zufällig den Tag — hat das Gewitter ausgetobt. Er ist zur Selbstüberwindung gelangt. Am Schlusse eines langen, vom 14. bis 19. September reichenden tagebuchartigen Briefes, in dem sich lebendig die Zickzacksprünge seines Herzens abspiegeln, schreibt er in ernster Stimmung der Gräfin Stolberg: „O Gustchen, wenn ich das Blatt zurücksehe. — Welch ein Leben! Soll ich fortfahren? oder mit diesem auf ewig endigen. Und doch Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß mitten in dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold. — Da lass ich's denn so gehn. — Betrüge mich vielleicht selbst. — Und danke Gott. Gute Nacht. Addio. — Amen." Am folgenden Tage sagt er Lili sieben Worte. Der Ring, mit dem er sich gefesselt hatte, war zerbrochen.

Das Schicksal erleichterte es dem Dichter, sein Inneres weiter gegen Lili im Gleichgewicht zu halten. In demselben Augenblicke, wo er auf sie Verzicht geleistet hatte, traf Karl August von Sachsen-Weimar, nunmehr regierender Herzog, in Frankfurt ein. Auf

seiner vorjährigen Pariser Reise hatte er sich zweimal verliebt: in die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt und in Goethe. Beide gedachte er jetzt heimzuführen. Er nahm Goethe das Versprechen ab, ihm, sobald er mit seiner jungen Gattin nach Weimar heimkehre, dorthin zu folgen; und Goethe, der die Einladung — gerade in diesem Zeitpunkt — wie das Eingreifen einer höheren Gewalt ansah, stimmte gern zu. Eine Flucht nach Weimar konnte für ihn mehr bedeuten als eine Entfernung aus dem Zauberkreise Lilis.

Am 12. Oktober passierte Karl August mit seiner jungen Gemahlin auf dem Rückwege wiederum Frankfurt. Er erneuerte seine Einladungen, Goethe solle sich bereit halten, mit dem Kammerjunker von Kalb, der einen neuen Wagen in einigen Tagen nachbringen werde, die Reise nach Weimar anzutreten. Goethe bereitete alles vor, aber Tag auf Tag verging, ohne daß der Kammerjunker oder irgendeine Nachricht, die sein Ausbleiben erklärte, eintraf. Da Goethe überall Abschied genommen hatte und sich nicht nochmals in der Öffentlichkeit zeigen wollte, so hielt er sich in seiner Wohnung und ließ die Bekannten in der Meinung, er sei abgereist. Als er aber länger als acht Tage die freiwillige Einkerkerung, in der er rastlos am „Egmont" arbeitete, erduldet hatte, begann ihm die Absonderung von der Außenwelt lästig zu werden, und er schlich in einen großen Mantel gehüllt des Abends durch die Straßen. Er konnte dabei nicht umhin, auch an Lilis Wohnung vorbeizugehen. Er trat an das Fenster, die Rouleaux waren herabgelassen, und er hörte sie zum Klavier sein Lied „Warum ziehst du mich unwiderstehlich" singen. „Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort für Wort verstehen; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der

feste Vorsatz, mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen." Wieder verstrichen einige Tage, es war das Ende des Monats herangerückt, und als auch da weder Herr noch Kalb noch eine Nachricht kam, triumphierte der Vater. Er habe immer gesagt, mit den großen Herren sei nicht gut Kirschen essen, nun möge der Sohn sehen, wie man ihn zum besten gehabt habe. Die Einladung, die Geschichte mit dem zurückgebliebenen Kavalier, mit dem neuen Wagen sei weiter nichts als ein lustiger Hofstreich, dessen Kosten er tragen müsse. Da er aber einmal Abschied genommen habe und der Koffer gepackt sei, möge Wolfgang den lang verschobenen Plan, nach Italien zu gehen, ausführen. Nach einigem Schwanken ging Goethe auf den Vorschlag des Vaters ein und im Morgengrauen des 30. Oktober reiste er südwärts ab. „Am Kornmarkt", an dem Lili wohnte, so heißt es in seinem Tagebuch, „machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen; es war so was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, ich dachte, wer doch — Nein, sagt ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden. Lili, adieu, Lili, zum zweitenmal!" Die Bergstraße entlang rollt er nach Heidelberg, wo er als Gast von Fräulein Delf gern sich einige Tage festhalten läßt. Denn noch, glaubte er, würde das weimarische Rätsel sich lösen und ihm die Rückkehr ermöglicht werden. Außerdem hatte ihn Fräulein Delf in eine gar angenehme Familie eingeführt (wahrscheinlich die des Hofrats Wrede), in der eine Tochter Friederiken ähnelte. Fräulein Delf, eine leidenschaftliche Heiratsvermittlerin, hatte kaum eine schwache Zuneigung der beiden bemerkt, als sie Goethe sofort nachdrücklich auseinandersetzte, wie aussichtsvoll es für ihn wäre, durch eine solche Verbindung in den kurpfälzischen Dienst zu kommen. Bis tief in die Nacht hinein hatte Fräulein Delf ihm ihre Pläne entwickelt. Nicht lange hatten

sie sich getrennt, als das Horn eines Postillons Goethe aus dem Schlafe weckte. Eine Staffette hielt vor dem Hause und brachte aus Frankfurt von Herrn Kalb einen Brief, in dem dieser alles aufklärte und Goethe zugleich dringend ersuchte, umzukehren und ihn nach Weimar zu begleiten. So verlockend Italien ihm schon vor die Seele getreten war, eine dunkle Stimme drängte ihn gebieterisch nach Norden. Fräulein Delf war über diese plötzliche Wendung ganz erregt. Sie stürmte mit hundert Gegengründen auf ihn ein, während schon der Postwagen vor der Tür stand, der ihn nach Frankfurt zurückbringen sollte. Goethe aber entschied sich, wie er sich zu allen Zeiten seines Lebens entschieden hat. Keine äußeren Erwägungen konnten ihn beirren. Er folgte seinem Dämon, dem unbewußten Triebe seines Innern, der ihn nach der thüringischen Kleinstadt und zu ganz neuen Lebenskreisen hinzog.

Auf einen Besuch war es bei der Fahrt nach Weimar abgesehen. Ein lebenslänglicher Aufenthalt wurde daraus.

Clavigo und Stella. Dramatische Fragmente

Bevor wir den Wanderer nach Weimar geleiten, wollen wir noch über einige Dichtungen Umschau halten, die den letzten Jahren seines Frankfurter Aufenthaltes ihr Dasein verdanken. Denn trotz aller Zerstreuungen war seine Produktivität eine grenzenlose. „Man konnte von mir fordern, was man wollte, es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig." Eine Probe einer so erstaunlich schnellen Produktion liegt im Clavigo vor. Den unmittelbaren Anlaß dazu gab seine liebe Partnerin in dem oben erwähnten Mariagespiel. Bei einer der wöchentlichen Zusammenkünfte hatte Goethe im Frühjahr 1774 das vierte Memoire des Beaumarchais vorgelesen, in welchem dieser seinen Handel mit dem spanischen Kronarchivar Clavigo darstellte. Das Memoire fand vielen Beifall und die hübsche Münch meinte zu dem Vorleser: „Wenn ich deine Gebieterin und nicht deine Frau wäre, so würde ich dich ersuchen, das Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln." Kühn und ritterlich erklärte darauf Goethe, über acht Tage solle ihr Wunsch erfüllt sein. Noch war die Frist nicht um und das Werk war fertig.

Freilich fiel das Memoire wie ein warmer Regen auf ein Samenkorn, das in des Dichters Seele längst keimte. Es paßte in seinem Hauptteil so genau auf von ihm wirklich oder ideell erlebte Situationen, daß er, obwohl er diese dramatisierte, doch beinahe den ganzen zweiten Akt neben manchen einzelnen Stellen aus dem Memoire herübernehmen und zugleich mit Stolz sagen konnte: „Ich fordere das kritische Messer auf, die bloß übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen, ohne tödliche Wunde (nicht zu sagen der Historie), sondern der Struktur, Lebensorganisation des Stücks zu versetzen." Goethe hat gleich nach der Vollendung sich offen über den innigen Zusammenhang des gewählten Stoffes mit den eigenen Motiven zu seinen Freunden ausgesprochen. An Fritz Jacobi schrieb er im August: „Sein

(Beaumarchais') Charakter, seine Tat amalgamierten sich mit Charakteren und Taten in mir", und an Schönborn schon am 1. Juni: „Mein Held, ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, das Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst, in der ganzen Rundheit einer Hauptperson." Zum Überfluß hat uns der alte Goethe noch versichert, daß Clavigo wie Weislingen aus reumütigen Betrachtungen über sein Verhältnis zu Friederike entsprossen sei.

Clavigos Marie ist von ihrem Geliebten, der seinen hohen Zielen nachjagt, verlassen, sie ist brustleidend; Krankheit und Gram zehren an ihr. Aber so sehr sie der Treulose verwundet hat, so liebt sie ihn immer, immer noch. Das ist genau das Bild Friederikens nach Goethes Entfernung. Goethes Liebe zu Friederike ist wie die Clavigos zu Marie erloschen, aber die Reue, das Schuldbewußtsein wecken ihr Bild immer wieder auf. „Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlassen — hintergangen habe, nenn's wie du willst." In solchen Augenblicken der Reue wird ihn Merck öfters angetroffen und ihn dann wie Carlos seinen Clavigo getröstet haben. Nie ist die Natur Mercks und sein eigenartiges Verhältnis zu Goethe wahrer gekennzeichnet worden als hier in der Dichtung. Ein bis zu mephistophelischer Kälte sich verhärtender Realpolitiker, der mit reinem Weltverstand für außerordentliche Menschen das Recht der Herrenmoral in Anspruch nimmt; der aber, was er auf der einen Seite durch seine unbarmherzige, über die Schicksale der Niederen hinwegschreitende Moral bei uns verliert, auf der anderen Seite durch seine warme Hingebung an den genialen Freund und seinen Glauben an dessen große Bestimmung wiedergewinnt. „O, Clavigo, ich habe dein Schicksal im Herzen getragen, wie mein eigenes."

Wie Goethe sich in dem Bilde des groß-kleinen, stark-schwachen, ehrgeizig-mitleidigen Clavigo sah, so auch in dem Bilde des Beaumarchais, des Bruders der verlassenen Geliebten. Wie manches Mal mag ihm der Gedanke gekommen sein, was er wohl tun würde, wenn Cornelien das widerführe, was Friederiken von

ihm widerfahren war. Und dann wird er, der bei kleinen Anlässen schon mit den Zähnen knirschte und gottlos fluchte, innerlich in jene kannibalische Wut ausgebrochen sein, die Beaumarchais in der ersten Fassung des Stückes zum Erschrecken Wielands an den Tag legte. Auch sonst wird seine Phantasie, wenn sie das Schicksal Friederikes weiter verfolgte, eine Entwickelung sich ausgemalt haben, wie wir sie im Clavigo wiederfinden und das Memoire sie bis nahe an den Schluß bot. Die Verschmelzung des Erlebten und in der Phantasie Geschauten mit der Beaumarchaisschen Erzählung verrät auch der Name der im Memoire unbenannten Schwester Mariens, Sophie. So hieß sowohl Cornelie in Freundeskreisen, als auch eine Schwester Friederikes. Für die Geliebte Clavigos behielt der Dichter den Namen Marie des madonnenartigen Charakters wegen bei, den er ihr wie ihrer Doppelgängerin im Götz geben wollte.

Indem Goethe so das Memoire des Beaumarchais dramatisierte, dramatisierte er ein schmerzlich wundes Stück des eigenen Seelenlebens. Daher in dem Clavigo die siedende Blutwärme und der hinreißende Fluß wie im Werther. Man fühlt, wie der Puls des Dichters mitschlägt, wie das pochende Herz die Hand des Dichters treibt, von Szene zu Szene jagt, bis Clavigo unter dem Stahl Beaumarchais' an der Leiche Mariens zusammensinkt. Da erst ist dem Dichter wohl, da legt er befriedigt und befreit die Feder aus der Hand. Er hat wieder einmal beichten und imaginär büßen können.

Der Gehalt des „Clavigo" beruht in dem schmerzlichen Bewußtsein, daß der Mensch, wenn er seinem inneren Triebe folgend zur Höhe aufstreben und sich ausleben will, nicht nur mit den Ansprüchen der bürgerlichen Beständigkeit, sondern auch mit den Regungen seines eigenen Herzens in Zwist gerät. Entschließen muß man sich, sagt Carlos in der großen Überredungsszene zu Clavigo: entweder groß zu sein und alle Bedenken hinter sich zu lassen, oder ein Leben in stiller Beschränkung zu führen. Clavigo, schwach und schwankend wie er ist, vermag sich weder für das eine

noch für das andere zu entscheiden. Bald zieht es ihn in die Bahn des außerordentlichen Menschen, bald wieder rein und treu zu sein und einem übereilten Versprechen zu gehorchen. In solchem Zwiespalt geht er unter.

Was für ein anderes Stück hatte Goethe ein Jahr nach dem Götz geliefert! Diese maßvolle Einschränkung in Zeit und Ort, diese wuchtige Geschlossenheit der Handlung, diese edle, kaum noch in einigen Spuren an den freien Genieton erinnernde Haltung der Sprache! Es war ein volles Seitenstück zu Emilia Galotti, der es sich auch in der Fabel näherte, nur daß es nicht wie dieses nur gedacht und beobachtet, sondern gefühlt und erlebt war. Die Fehler in der Technik sind so geringfügig, daß es nicht lohnt, sich dabei aufzuhalten. Der Zufall, daß der Bediente gegen den Befehl des Herrn seinen Weg durch die Straßen nimmt, in der Marie wohnt, wäre nur dann ernsthaft zu tadeln, wenn er an sich die Katastrophe herbeiführte. Davon ist keine Rede. Die Katastrophe ist in sich aufs stärkste motiviert. Beaumarchais hätte mit dem Scharfsinn und der Zähigkeit des ergrimmten Rächers Clavigo auch sonst gefunden und ihn niedergestoßen. Das kleine Mittel, das Goethe zur Verknüpfung verwendet, will lediglich die Katastrophe mit dem Begräbnis Mariens zusammenfallen lassen und so die dramatische Schönheit des letzten Aktes erhöhen. Ein von ihm im Elsaß aufgezeichnetes Volkslied vom Herrn und der Magd hatte ihm diese wirkungsvolle Gestaltung des Schlusses an die Hand gegeben.

Der Clavigo machte bei seinem Erscheinen nicht den Eindruck, der ihm gebührte. Er stand für alle unter dem Schatten des gleichzeitig veröffentlichen Werther, und das junge Deutschland mußte noch insbesondere das Tendenziöse und Revolutionäre, das den Götz in Inhalt und Form auszeichnete, vermissen. Clavigo war für die Stürmer und Dränger ein Abfall Goethes von sich selbst. Während sie noch mit Wonne den Götz als ihr großes Vorbild priesen, das sie, soweit sie konnten, zu erreichen oder zu überbieten suchten, war der Dichter schon in eine andere Kurve

eingebogen, die ihn scheinbar zu der alten Regelmäßigkeit und Tendenzlosigkeit des Dramas zurückführte. Am härtesten lautete das Urteil Mercks, ohne daß es von den Motiven des jungen Deutschlands eingegeben worden wäre. „Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die anderen auch." Die starken Worte erklären sich aus den anderwärts und höher gerichteten Erwartungen Mercks und der eigentümlichen Erziehungsmethode, die er gegenüber seinem jungen Freunde anwandte. Merck brannte unzweifelhaft vor Ungeduld, einen von den großen Stoffen, die Goethe unter den Hammer genommen hatte, fertig aus der Schmiede hervorgehen zu sehen. Er erwartete einen Faust, Prometheus, Cäsar, und statt dessen kam ihm der Dichter mit einem Clavigo. Er mußte befürchten, daß, wenn er diesem Produkte Beifall schenkte, Goethe bei der Lust und Leichtigkeit seines Schaffens und den zahllosen Motiven, die sich ihm aufdrängten, eine Schar ähnlicher kleinerer Stücke folgen lassen und die Ausführung der großen ins Unabsehbare vertagen würde. Daß diese Befürchtung nicht ungerechtfertigt war, zeigen ebensowohl die Tatsachen, wie ein späteres Geständnis des Dichters. Einigermaßen mag aber auch Freund Merck sein Konterfei, das er in Carlos unmöglich verkennen konnte, verdrossen haben. Goethe selber, ein nicht verächtlicher Kritiker seiner Werke, hatte seine Freude daran und stolz setzte er — zum ersten Male — seinen Namen auf die Dichtung.

Nicht ganz ein Jahr nach dem Clavigo entstand die Stella, „ein Schauspiel für Liebende". Wenn im Clavigo der Dichter gewissermaßen einen vom Götz zurückgebliebenen Rest, der seine Seele drückte, aufarbeitete, so entsprang die Stella neuem Lebensgehalt. Sie entstand in der Zeit der aufkeimenden Liebe zu Lili, wo er „mit seinem armen Herzen unvermutet wieder in allem Anteil des Menschengeschicks steckte, aus dem er sich kaum erst gerettet hatte". (Brief an Knebel vom 14. April 1775.) Himmelangst wurde ihm, wenn er seine Herzensverkettungen rückwärts und vorwärts überdachte. Noch trauerte Friederike in Sesenheim, noch sah er das trübe Gesichtchen seiner lieben Partnerin vom

vergangenen Jahre, und wie lange konnte es dauern, da war auch Lili eine Verlassene! Unheimlich wird ihm bei solchen Gedanken. „Ich bin ganz unerträglich ... Mit mir nimmt's kein gut Ende,“ ruft er wild in einem Brief vom Anfang März des Jahres aus. Von diesen Beängstigungen sucht er Erleichterung in der Dichtung. „Ich ginge zu Grund, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe.“

Ein Ungefähr mag ihm damals die Geschichte von Swifts Doppelehe mit Stella und Vanessa zugeführt oder ins Gedächtnis zurückgerufen haben, und die Umrißlinien des neuen Dramas, in dem der Held zwischen zwei liebenden Frauen steht und ihren gleichberechtigten Ansprüchen genügen soll, waren ihm gegeben. Auch sonst legte ihm das Leben gerade dieses Problem nahe. So bei Fritz Jacobi, der sich mannigfach verpflichtet und verschuldet hatte und an dem jetzt noch die Tante, Johanna Fahlmer, in entsagungsvoller Neigung hing. Aber das treibende Motiv nahm er aus sich selbst. Hätte er es, wie man meinte, aus den Schicksalen Jacobis geschöpft, so hätte er nicht zur selben Zeit, wo er an dem Stücke arbeitete und der Gräfin Auguste Stolberg die Zusendung desselben in Aussicht stellte, ihr schreiben können, daß seine Arbeiten *immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens* seien. Nicht einmal eine Figur verdankt er dem Jacobischen Kreise. Denn Johanna Fahlmer hat der Cäcilie vielleicht etwas Farbe, sicherlich nicht Körper verliehen. Die Vorbilder der drei Hauptpersonen sind durchaus klar: für Fernando Goethe, für Stella Lili, für Cäcilie Friederike.

An der Identität Stellas und Lilis ist, soweit von einer Identität zwischen Modell und Bild die Rede sein kann, am allerwenigsten zu zweifeln. Goethe hat auch in der souveränen Offenheit der Genieperiode sich gar nicht bemüht, dies irgendwie zu verdecken. Stella ist, als sie Fernando kennen lernt, sechzehnjährig; sie hat blaue Augen und blonde Haare, ist „Lieb' und Güte“, hat in den ersten vertrauten Stunden ihre früheren kleinen Leidenschaften bekannt und dadurch den Geliebten erst recht sich zu eigen gemacht. Zug für Zug trifft dasselbe für Lili zu. Des weiteren sind Szenen

aus dem Theater und aus dem Landleben beim Onkel unverkennbar dem Frankfurter und Offenbacher Liebesleben nachgeschrieben. Auch daß Stella mit Fernando entflieht, um ihm angehören zu können, berührt sich eng mit der Bereitwilligkeit Lilis, mit Goethe nach Amerika zu gehen. Nur in einem Punkte hat Goethe Lilis Wesen in der dichterischen Nachbildung verändert. Er gibt der Verlassenen die Sentimentalität Lilas, der elysischen Zieglerin (vgl. S. 146—47). Ähnlich wie diese hat Stella ihre Einsiedelei, ihr Grab, ihren Rosenaltar und genießt an diesen geweihten Plätzen die Wonne der Wehmut. Die ganze Gestalt ist ins Ideale gehoben, weich verklärt. In der Mischung von reinem Seelenadel, tiefer Empfindung und edler Menschenfreundlichkeit wahrhaft bedeutend. „Man kann sie nicht sehen, ohne sie zu lieben ... Es ist unbegreiflich, wie sie so unglücklich sein kann und dabei so freundlich und gut ... Es gibt so kein Herz auf der Welt mehr", sagt die stramme, rührige Postwirtin.

Cäcilie steht so weit von Stella ab, wie Friederike von Lili. Dieselbe Herzensgüte, dieselbe Großheit der Gesinnung und doch in ihrer Art kleiner, enger, bescheidener. Sie hat nicht bloß keine Vorwürfe gegen den Gatten, der sie im Stich gelassen, sondern sie entschuldigt ihn obendrein. „Er brauchte mehr als meine Liebe ... ich konnte ihm zuletzt nichts sein als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem festesten Bestreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn sorgsam zu sein; die dem Wohl ihres Hauses, ihres Kindes all ihre Tage widmete und sich mit so viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß sie keine unterhaltende Gesellschafterin war, daß er mit der Lebhaftigkeit seines Geistes meinen Umgang schal finden mußte." Sie ist ohne weiteres dazu bereit, auf ihn zugunsten Stellas zu verzichten. Mit seiner Freundschaft, seinen Briefen will sie sich begnügen. Da sie eine gereifte und vielgeprüfte Frau ist — es sind siebzehn bis achtzehn Jahre her, daß sie Fernando geheiratet hat —, mußte Goethe dem jugendlichen Vorbilde Züge einer Älteren beimischen, die er von Friederikens Mutter oder von Johanna Fahlmer entlehnt haben mag.

Die Gestalt Fernandos ist die Achse, um die sich das Stück dreht. Daß Goethe für sie selber Modell gewesen ist, ist zu offensichtlich, als daß es eines besonderen Nachweises bedürfte. Selbst seine braunen Locken und schwarzen Augen hat er Fernando gelassen. Aber das Beste von sich hat er ihm vorenthalten: den männlichen Charakter. Fernando ist weder ein Don Juan, der mit rücksichtsloser Kälte eine Frau nach der anderen seiner sinnlichen Begier hinopfert, noch ein Goethe, der die ihn überfallenden übermächtigen Leidenschaften niederkämpft, bevor sie unsühnbares Unheil anrichten, bevor sie ihm unablösbare Verpflichtungen auferlegen. Fernando ist ein weichlicher Weiberheld, nichts weiter. Er hat nicht bloß, wie Clavigo, einfachen, sondern doppelten und dreifachen Verrat geübt; nicht bloß an einer Geliebten, sondern an zwei Gattinnen, und nicht bloß an diesen, sondern auch an seinen Kindern; und er läßt die Frauen und Kinder nicht unter dem Schutz ihrer Familie, wie etwa Clavigo Marie unter dem ihrer verheirateten Schwester, sondern schutzlos unter Fremden zurück. Er läuft davon, ohne die geringste Sicherheit zu haben, daß er mit seiner Flucht nicht Weib und Kind dem Elend preisgibt. War der Verrat an Cäcilie schlimm, so war er ungeheuerlich an Stella, die ihm zuliebe Angehörige, Heimat, Freunde, glückliche Verhältnisse, ja selbst ihre bürgerliche Ehre geopfert hatte. Freilich sucht er seinem Verrat an Stella ein gefälliges Mäntelchen umzuhängen, indem er behauptet, er sei fortgegangen, um Cäcilie, die erste Frau, aufzusuchen, an die ihn fort und fort sein Gewissen mahnte. Aber an diesen Grund vermögen wir so wenig zu glauben, wie in der späteren Fassung des Stückes der dem Fernando mit Leib und Seele ergebene Verwalter. Denn wenn dies der alleinige Grund war, warum kehrte Fernando nicht zurück, als er Cäcilie nicht auffand? Warum ging er vielmehr als Söldling in den Korsenkrieg? Und warum wandte er sich nach dem Kriege doch wieder zu Stella zurück? War er vielleicht, anstatt des Lebens, der Strapazen überdrüssig geworden, und wollte er sich jetzt ein wenig in den weichen Armen und Locken seiner Stella erholen, um —

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N.Y. 10708

nach einiger Zeit, wenn die Ruhe langweilig geworden, wieder davonzugehen, und vielleicht an der Seite einer Dritten Cäcilie und Stella zu vergessen? Wir verstehen die Frauen nicht, daß sie nach alldem, was sie von Fernando erfahren haben, noch gewillt sein können, mit ihm zusammenzuleben, noch in dem Wahne sein können, er würde nunmehr bei ihnen als getreuer Ehemann aushalten. Gerade je edlere und reinere Naturen sie sind, desto mehr mußten sie erschreckt und empört sein, daß der Mann, von dem sie eine so hohe Vorstellung hatten, ein elender Verräter sei, der sich und sie mit schönen Worten betrogen hat; daß er, der die Leiden einer Welt an ihrem Busen hinströmte, für die Leiden der Nächsten ohne Mitgefühl gewesen ist. Je schöner einst das Trugbild war, desto fratzenhafter mußte ihnen die Wirklichkeit erscheinen. Hätte Fernando wenigstens wie Clavigo voll großer Pläne gesteckt, hätten ihn verführerische Ziele von der Schwelle getrieben, dann hätten die Frauen die böse Vergangenheit entschuldigen und auf eine gute und reine Zukunft, nachdem der Ehrgeiz verraucht oder befriedigt war, hoffen können. Jedes große Streben versöhnt. Doch trifft das bei Fernando nicht zu. Wir hören wohl (in der ersten Fassung), daß er Cäcilie verlassen habe, um seine Kräfte nicht ersticken zu lassen, um seine großen Aussichten nicht zu zerstören. Aber was hat er mit seinen Kräften, mit seiner großen Seele, die ihm der Dichter an anderer Stelle beilegt, getan, nachdem er die Freiheit der Bewegung erlangt? Er hat ein neues Liebesverhältnis angesponnen, hat fünf Jahre in süßer Liebelei auf einem schönen Schlosse gesessen, ist wieder in die Welt gegangen, hat Soldat gespielt und ist dann wieder zu süßem Nichtstun nach Hause gekommen. Einem solchen unmännlichen Schwächling, bloß auf seine zauberischen Augen, seine Stimme und seine empfindsamen Reden hin wieder zufallen, das können wir zur Not bei einer Elvira, aber nicht bei so tiefen und ernsten Charakteren wie Cäcilie und Stella begreifen. Eins von beiden war für den Dichter geboten: er mußte entweder Fernando größer oder die Frauen kleiner machen. So wie die Personen jetzt nebeneinander

stehen, ist die freundliche Lösung der ersten Fassung — die Doppelehe — ein Unding. Am wenigsten fügt sich in sie die bedeutendere und schlimmer betrogene Stella hinein. Das erkannte auch Goethe in seinem Alter und ließ Stella Gift nehmen, während Fernando durch einen Schuß seinem Leben ein Ende macht.

Mit dieser Änderung ist aber nur der schlimmste Auswuchs, nicht das Übel selbst beseitigt. Das Übel sitzt im Charakter des Fernando. Goethe ist bei dieser Figur das Mißgeschick widerfahren, das ihm auch bei einzelnen anderen, bei denen er sich zum Modell nahm, z. B. beim Eridon in der Laune des Verliebten, zugestoßen ist. Er nahm einen Ausschnitt von sich, steigerte ihn nach der schwächlichen Seite ihn und vergaß über dem Zusammenfließen von Subjekt und Objekt die notwendigen Ergänzungsstücke.

Sehen wir von Fernando ab, so ist die Kunst der Charakteristik eine bewunderungswürdige. Die feine Abtönung der beiden gleich guten und gleich unglücklichen Frauen gehört zu dem Erlesensten, das je eine Dichterhand geschaffen. Aus der Fülle anderer Schönheiten mag hier nur der Monolog der Stella im fünften Akt hervorgehoben sein, ein köstliches Monodrama, in dem alle Saiten eines unsäglich getäuschten liebenden Herzens in den edelsten und ergreifendsten Lauten anklingen. Bemerkenswert ist auch die Konzentration der Handlung, die noch die im Clavigo übertrifft. Im Rahmen eines Tages läuft sie zu Ende.

Das Stück kam erst Ende Januar 1776 heraus und erregte, namentlich wegen seines Abschlusses, viel Aufsehen. In einer einzigen Woche erschienen vier Nachdrucke. Goethe sandte ein Exemplar an Lili mit den bewegten Versen:

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah;
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Er konnte es ihr mit Recht zueignen, denn Stella ist die Apotheose Lilis. —

Außer den beiden leichten und später gänzlich umgearbeiteten Singspielen Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella hat Goethe kein weiteres Drama in Frankfurt vollendet, dagegen eine Reihe kostbarer Bruchstücke zutage gefördert. Zu ihnen gehören Faust und Egmont. Sie werden später zur Betrachtung kommen. Hier wollen wir nur auf diejenigen einen Blick werfen, denen ein Ausreifen nicht vergönnt war.

Das älteste unter ihnen ist der Cäsar, der leider bis auf wenige Zeilen zugrunde gegangen ist. Der Stoff beschäftigte den Dichter schon in Straßburg. Damals scheint es seine Absicht gewesen zu sein, ähnlich wie im Götz die hervorragendsten Punkte aus dem Leben des Helden dramatisch zu verknüpfen. Später gab er diese Idee als unkünstlerisch auf und beschränkte sich auf den dramatisch spannendsten Moment: Cäsars Tod. Aber nun tauchten andere Schwierigkeiten auf. Er hatte Cäsar von vornherein seine vollen Sympathien zugewandt, weil er in ihm sich selbst vielfach wiedergefunden. Damit mußten die Mörder in seiner Gunst und Darstellung tief herabsinken. In einer Straßburger Zeile seiner Tageshefte werden sie „Nichtswürdige" genannt, und vier Jahre später erklärt er sie vor Bodmer für niederträchtig. Ein Stück aber, in dem alles Licht auf Cäsar und aller Schatten auf die Verschwörer fiel, war so gegen den Geist der Zeit, in der selbst junge Grafen gegen die Tyrannen donnerten, daß Goethe den Mißerfolg seines Stückes und zwar gerade in den Kreisen, die ihm die liebsten waren, mit Sicherheit voraussetzen konnte. Daher schreibt er am 1. Juni 1774 an Schönborn, daß sein Cäsar seine Freunde nicht freuen werde. Aber das, wovon er fürchtete, daß es seine Freunde empfinden würden, empfand er selber in vielen Stunden. Sowie er sich von der Wucht des cäsarischen Genies losmachte, wirkte auf ihn der reine mutige Freiheitssinn des Brutus. Und so erklärt es sich, daß er in Lavaters Physiognomischen Fragmenten beiden lapidare Panegyriken widmen konnte. An dieser Zwiespältigkeit,

die zu einer Wiederholung des Shakespearischen Werkes führen mußte, ist das Stück gescheitert.

Nicht viel weiter als Cäsar ist der Mahomet gediehen. Seine Anfänge reichen bis in das Jahr 1772 zurück. Auch in diesem Stück sollten die Hauptmomente aus dem Leben eines großen Geistes: Aufgang, Kampf, Sieg und Tod in dramatischen Bildern an uns vorüberziehen. Als allgemeines Motiv schwebte dem Dichter dabei vor, alles, was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermöge, darzustellen. Als er aber im Sommer 1774 Lavater und Basedow kennen lernte, spezialisierte sich ihm das allgemeine Motiv zu dem Gedanken, daß der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. Dann aber treffe er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, müsse er sich ihr gleich stellen; hiedurch aber vergebe er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende entäußere er sich ihrer gänzlich. Das Himmlische, Ewige werde in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen.

Nur wenige Szenen sind ausgeführt worden. Was lebendig blieb, war wie beim „Prometheus" eine lyrische Zusammenballung der Hauptempfindung des Dramas: der farbenreiche, symbolische Hymnus auf den Siegeslauf des Genies, „Mahomets Gesang", ursprünglich ein Wettgesang zwischen Ali und Fatime, zu Ehren des Meisters auf dem höchsten Punkte des Erfolgs.

Zu weiterer Fülle, weil Goethes Herz mehr beteiligt war, reifte der Prometheus. Prometheus ist der ins Titanische gesteigerte Götz. Der von Selbstgefühl und Kraft strotzende Titane trotzt auch den Göttern. Keine Dankbarkeit bindet ihn. Aus den härtesten Kämpfen, den schlimmsten Gefahren hat er sich durch die eigene Kraft gerettet. Was die Götter für ihn taten, taten sie für sich. Er fühlt sich ihnen ebenbürtig, denn er kann schaffen wie sie. Sein Reich erstreckt sich so weit als der Kreis, den seine Wirksamkeit erfüllt. Mag er klein sein, er ist darin doch Herr. Selbst um seine Gebilde zu beleben, bedarf er nicht der Götter; denn durch seinen Genius (Minerva) hat er Anteil am Weltgeist, der auch die Götter

beherrscht, und durch ihn empfangen seine Gebilde das Leben. Nichts tut es ihm, daß er auch Schmerzen leidet. Er findet in sich die Kraft, seine Tränen zu stillen, und haßt nicht das Leben, weil nicht alle Blütenträume reifen. — So steht er, der lebensfreudige, schicksalgehärtete, weltbezwingende Mensch in packendem Gegensatz zu dem lebensverachtenden, weichen, weltflüchtigen Werther. Im Prometheus feierte der Dichter seinen Sieg über die ihn jeweilig überfallenden Wertherlaunen. Wir hören seine daseinsfrohe Schöpferwonne, wenn Prometheus, glücklich-stolz inmitten seiner Gebilde, ruft: „Hier meine Welt, mein All! Hier fühl' ich mich, hier alle meine Wünsche in körperlichen Gestalten. Meinen Geist so tausendfach geteilt und ganz in meinen teuren Kindern." Das vollendetste Gebilde aber, das er schafft, ist die Liebe: Pandora. In sie hat er hineinversenkt alles, was ihn unter dem weiten Himmel, auf der unendlichen Erde erquickt und gelabt hat. Indem er aber Liebe ausströmt und sich von ihr tragen läßt, wird er am meisten göttergleich. So wendet Goethe die alte Fabel seinem Sinne gemäß hochpoetisch um.

Der Prometheus entstammt dem Jahre 1773, demselben, in welchem Goethe seine Spinozastudien begann. Er ist ein Dokument dieser Studien geworden. Was in Goethe durch antike Lehren und Giordano Bruno vorbereitet, durch die Mystiker von Sturm und Drang, Hamann und Herder, lieber Glaube geworden war, wurde ihm durch Spinoza Gewißheit: Gott und die Welt sei Eines und jeder Einzelne ein Stück der Weltgottheit. Von diesem Standpunkte aus konnte er wesensverschiedene Götter, die anderen Gesetzen gehorchten und dem Menschen übergeordnet wären, nicht anerkennen. Das Glück konnte auch nicht in der Unterwerfung unter die Götter, sondern nur in der Übereinstimmung mit dem göttlichen Weltganzen bestehen, die man durch Schaffen und Liebe zu erreichen suchen müsse.

Über zwei kurze Akte hat Goethe das Stück nicht hinausgeführt. Der bekannte, gewaltige Monolog des Prometheus, den Goethe später in seine Gedichte aufnahm, sollte wahrscheinlich den zweiten

Akt, das Erwachen des Menschenlebens, unter Voranstellung seiner jetzigen zweiten Szene eröffnen. Lessing lernte den Monolog schon 1780 durch Fritz Jacobi kennen und bemerkte beifällig die spinozistische Anschauung, die aus ihm sprach. Daran knüpfte sich später ein hitziger Streit über Lessings Spinozismus, der das Gedicht auch geschichtlich denkwürdig machte. Daß das Stück nicht zur Vollendung kam, ist begreiflich. Nicht bloß, daß in diesen stürmischen Jahren Pläne und Gedanken sich in Überfülle drängten und einander den Raum streitig machten: es war schwer, einen Abschluß zu finden, der den Dichter befriedigte. Der Ideengehalt lag zu sehr im Kampfe mit seiner realistischen Gestaltung. Der symbolische Ausweg lag aber dem jungen Dichter noch zu fern.

Das Bruchstück, in freien, reimlosen Rhythmen und in einer adligen Sprache gehalten, ist vom Morgenglanz aus den Jugendtagen der Menschheit umleuchtet, der auch das Titanisch-Trotzige mit einem sanften Schmelz überhaucht. —

Neben dem Ernst hat der Dichter während der Frankfurter Jahre auch dem Humor weiten Spielraum gelassen. Und zwar war es fast ausschließlich die dramatische Form, die er für diese heiteren Kinder seiner Muse wählte. Einzelne dieser Schöpfungen haben wir bereits flüchtig kennen gelernt. Noch bleiben uns aber die beiden genialsten Ausgeburten jener Epoche zu erwähnen übrig: Der Satyros oder der vergötterte Waldteufel und Hanswurstis Hochzeit.

Der wahrscheinlich im Sommer 1773 entstandene Satyros hat folgenden Inhalt: Zu einem Einsiedler, der, der langweiligen Narrheit der Städter satt, in Gottes freie Natur gezogen ist, kommt Satyros mit schwer verletztem Bein. Freundlich aufgenommen, hat er für die erwiesenen Liebesdienste nur Grobheiten, schimpft über alles und jedes und benützt einen Augenblick der Abwesenheit seines Pflegers, um dessen Kruzifix ins Wasser zu werfen und ein Stück wertvolle Leinwand ihm zu entwenden. Dann humpelt er in den Wald und lockt mit lieblich weichem Sang und Flötenspiel die Mägdlein Arsinoë und Psyche heran.

Aber während Arsinoë über dem schönen Gesang die langen Satyrohren und das ungekämmte Haar nicht übersieht, ist Psyche völlig berauscht und schwärmt von seinem göttlich-hohen Angesicht. Satyros bemerkt ihre Hinneigung zu ihm und sucht klug-gierig Vorteil daraus zu ziehen. Als Arsinoë sich entfernt, um ihren Vater Hermes zu dem merkwürdigen Manne zu holen, macht Satyros Psychen eine schmeichelnde Liebeserklärung, die das vor Wonne hinschmelzende Mädchen zu mächtigen Küssen in seine Arme führt. Gleich darauf kehrt Arsinoë mit Hermes zurück. Den Willkommensgruß erwidert Satyros mit höhnischen Worten über das Gewand und den Bart des Hermes und knüpft, mit seiner eigenen Nacktheit und Ungelecktheit sich brüstend, daran eine begeisterte Schilderung des Urmenschenzustandes, bei dem man „ledig des Drucks gehäufter Kleinigkeiten" erst fühle, was Leben sei. Während der Rede hat sich viel Volks angesammelt, und als er geendet mit den Worten: „Der Baum wird zum Zelte, zum Teppich das Gras, und rohe Kastanien ein herrlicher Fraß!", da fällt das Volk jubelnd ein: „Rohe Kastanien, Jupiters Sohn! Rohe Kastanien! Unser die Welt." Sogleich wird die neue Speise im Walde genossen, und Satyros begleitet die Mahlzeit mit einer aus altgriechischen Philosophemen gewobenen Predigt über den Beginn der Welt. Da sie von niemandem verstanden wird, so befestigt sich um so mehr bei allen die Überzeugung, daß der neue Prophet ein Gott sei. Sie sinken auf die Knie und beten ihn an. Psyche will vor Entzücken sterben. In diesem Augenblick kommt der Einsiedler herangelaufen und fährt den Gott als ungezogenes, schändliches Tier an, weil er ihm undankbar die Leinwand und das Götterbild geraubt habe. Das Volk, über diese Lästerung wütend, will ihn steinigen, und nur mit Mühe weiß Hermes das sofortige Gericht in eine spätere feierliche Opferung umzuwandeln. Bis dahin solle der Einsiedler in seinem Hause eingesperrt werden. Die verständige Gattin des Hermes, Eudora, hat inzwischen Satyros' wahre Natur hinreichend erkannt und sie beschließt, ihn durch eine List zu entlarven und zugleich den Einsiedler zu retten.

Sie lockt Satyros in den Tempel, und gerade als der Einsiedler geopfert werden soll, schreit sie laut um Hilfe. Hermes stößt die Türen des Tempels auf, und man sieht Eudora sich gegen die dreisten Umarmungen des Satyros verteidigen. Entsetzt ruft das Volk „Ein Tier, ein Tier!", während Satyros kaltblütig-verächtlich spricht:

Ich tät euch Eseln eine Ehr an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir getan;
Wollt eure dummen Köpf belehren
Und euren Weibern die Mücken wehren,
Die ihr nicht gedenkt, ihnen zu vertreiben;
So mögt ihr denn im Dreck bekleiben.
Ich zieh' meine Hand von euch ab,
Lasse zu edlern Sterblichen mich herab. —

Man hat lange hin und her geraten, auf wen diese mit „göttlicher Jugendfrechheit" geschriebene Satire sich beziehe, und bald Basedow, bald Kaufmann, bald Heinse, bald Klinger genannt. Es kann aber nach den Ausführungen Wilhelm Scherers schwerlich einem Zweifel unterliegen, daß sie auf Herder gemünzt ist, auf den schon die weimarischen Hofkreise unverblümt hindeuteten und der durch Psyche, den poetischen Zunamen seiner Braut, hinreichend kenntlich gemacht ist. Herders Art, auch den Hilfreichen durch unwirsche, bittere Kritik zu verletzen, seine Doppelnatur, in der orphisches Phantasieren dicht neben derbem Zynismus, ätherische Gefühlsseligkeit neben sinnlichem Verlangen lagerte, sind ausgezeichnet charakterisiert. Und gerade weil Herder bestrebt war und bestrebt sein mußte, sein sinnliches Teil, das er so gut wie andere Weltkinder hatte, unter einer Wolke von himmelnden Gefühlen zu verbergen, war für Goethe der Anreiz um so größer, ihn so, wie geschehen, zu persiflieren. Herder aber war als Jünger Rousseaus auch ein Anhänger eines freien Naturlebens. Als solcher und als Bewunderer der Antike betrachtete er die Kleider als entstellende Hülle des Menschen. Er war ferner ein hinreißender Prediger, er mochte verständlich oder unverständlich, im großen oder kleinen

Kreise, zu Männlein oder Weiblein sprechen. Im übrigen darf man nicht vergessen, daß Goethe und Merck, den wir uns als wirklichen oder ideellen Miturheber der Farce denken müssen, von dem jungen Herder sehr viel mehr wußten als wir, daß sie ihn jedenfalls in den Jahren 1771—1775 anders und wohl zutreffender sich auslegten und auffaßten, als wir heute, denen er als weimarischer Generalsuperintendent und Verfasser tiefernster Werke vor Augen steht. Es mochten auch ganz bestimmte Szenen mitgewirkt haben, die teils zwischen den Freunden untereinander, teils mit den Darmstädter Frauen spielten.

Zugleich traf der Dichter die in jener Zeit im allgemeinen so vielfache Vermischung von Prophetentum und grobsinnlichen und materiellen Zwecken. Im Zusammenhange damit trifft seine Satire gewisse lächerliche oder gefährliche Seiten der Sturm- und Drangbewegung, und es ist ein Zeichen für die hohe Einsicht und Objektivität Goethes, daß er eine von ihm selbst vertretene Geistesrichtung so streng in ihren Schattenseiten zu beleuchten vermag. In der Person Herders, des theoretischen Vorkämpfers, trifft Goethe die Sturm- und Dranggesinnung selbst, und er trifft sie um so stärker, als er dem Satyros in seinen bedenklichen Ausartungen zugleich die machtvolle, nicht nur Frauen faszinierende Lebens- und Geisteskraft des Vorbildes gegeben hat. — Einen besonderen Reiz hat er dem Werkchen durch den Reichtum von rhythmischen Formen verliehen. Jambische, trochäische, daktylische, anapästische Rhythmen, kurze und lange Reihen, lockere Knittelverse und vornehm-schwungvolle Verse lösen einander, dem Inhalt sich anpassend, in lebendigstem Wechsel ab.

Nicht von gleicher Höhe, dafür noch übermütiger und kecker ist „Hanswursts Hochzeit". Sie bildet das niedrig-komische Gegenstück zum Werther, wie Prometheus das erhaben-ernste war. Mit der ganzen Ungeniertheit, der verblüffenden Deutlichkeit der älteren deutschen Fastnachtspiele, deren lose Reimpaare beibehalten sind, behandelt Goethe seinen Stoff. In der Welt des Hanswurst gibt es keine Empfindsamkeit. Man findet sich mit allem, auch dem

Gemeinsten und Schlechtesten, ab. Vetter Schuft und Schurke werden so gut wie andere schmutzige männliche und weibliche Gesellen zur Hochzeit geladen. Sie gehören einmal zur Familie. Das Recht der Existenz wird unbedingt geachtet. Hanswurst, der durch keine moralische und physische Widrigkeit der Welt und der Hochzeitsgäste gestört wird, hat doch einen Schmerz, nämlich den, daß er durch die umständlichen Hochzeitsfeierlichkeiten vom Besitz seiner Ursel Blandine länger, als er wünscht, fern gehalten wird. Denn er ist der Mann der handgreiflichen Tatsächlichkeit. Nur keine Formalitäten, die das volle, unmittelbare Sichausleben, das wahre Sein hindern. „Ich bin aus dem Ganzen zugeschnitten", sagt er stolz. Damit wird er dem Dichter zu einem vierschrötigen Träger der ungeschminkten Natürlichkeit gegen konventionelles Scheinwesen (zu einem ehrlichen, simplen Satyros) und zugleich zu einer parodistischen Figur Werthers, der auf demselben Grunde steht, aber von ihm nach idealen Höhen strebt, die Wurstel als Weiberdunst verlacht. Im Stücke selbst steht Kilian Brustfleck, der Vormund und Erzieher Hanswursts, diesem gegenüber. Er ist der Repräsentant der auf guten Schein bedachten Welt. Er ist unglücklich, daß er aus Wurstel mit allem moralisch-politischen Schweiß den unkultivierten Naturmenschen nicht vertreiben konnte. Er will ihm gestatten, alles zu sein, wenn er nur weltmäßig scheinen wolle. — Der weitere Verlauf der Hochzeit läßt sich aus den wenigen erhaltenen Fragmenten und der Skizze Goethes in Dichtung und Wahrheit nicht erkennen. Die ungemein große Zahl von Personen, die im Stück auftreten sollte, hätte Goethe die Möglichkeit gegeben, die verschiedenartigsten Zustände, Begriffe, Menschen mit der Laterne des lustigen Spötters zu beleuchten. Er hat aber bald den Stoff als zu weit und grob liegen lassen. Wäre das Stück vollendet worden, so besäßen wir eine Komödie, die an Geist der Aristophanischen wenig nachgäbe, an kühner Freiheit sie überträfe.

Der Weimarische Musenhof

Dienstag, den 7. November 1775, vor Tagesgrauen traf Goethe in Weimar ein. Hätte er an etwas anderes als an einen vorübergehenden Besuch gedacht, so wäre ihm vielleicht bei der Einfahrt in das dunkle, stille Landstädtchen ein wenig beklommen gewesen. Ein schläfriges, armseliges Leben führten die sechstausend Bewohner der thüringischen Residenz. Kein Handel und keine Industrie gab ihr Wohlstand und Bewegung. Außer den Brosamen, die von der Hoftafel abfielen, war Landwirtschaft die einzige Nahrungsquelle. Am Morgen rief der Stadthirt mit einem Horn das städtische Vieh zusammen und am Abend trieb er es durch die schmutzigen und übelriechenden Straßen zurück. Wie ausgestorben war es in den meisten Stunden des Tages, höchstens daß hier und da ein Müßiger an der Tür sich sonnte und jemand vom Hofe durch die Straßen fuhr oder ritt. Die Posten gingen spärlich und unregelmäßig. Denn die Stadt lag abseits von der großen Poststraße, die von Frankfurt nach Leipzig führte. Eine Mauer mit vier Toren umschloß die paar hundert kleinen Häuser, aus denen neben Kirche und Rathaus einige stattlichere fürstliche Gebäude emporragten. Unter ihnen lag das stattlichste, das Schloß, seit anderthalb Jahren in Asche und vermehrte den kümmerlichen Eindruck des Ortes. Auch die Naturumgebung hob wenig das eintönige Stadtbild. Bescheiden schlängelte sich die schmale Ilm an der Ostseite durch ein Wiesental, das breitbucklige, mit Feldern, Weiden und etwas Laubwald bedeckte Hügel umrahmten.

Dorthin kam Goethe aus einer nach damaligen Verhältnissen großen und lebhaften Stadt, deren stolzer Dom in einem breiten, schiffahrtsreichen Strom sich spiegelte, und die in einem Kranz von Wein- und Obstgärten lag, über die ein lauerer Wind wehte als über das thüringische Bergland.

Und trotzdem wurde ihm dieser thüringische Erdenwinkel auf lange Zeit unendlich lieb. Denn alles, war er sonst vermissen

mochte, ersetzte ihm neben seiner wirkungsreichen Stellung der auserwählte Menschenkreis, der ihn hier empfing. Die geistige Kultur dieses Kreises zeichnete sich weniger durch große Erzeugnisse, als durch eine edle, freie Menschlichkeit aus, wie sie in Deutschland an sich nicht häufig und an einem Fürstenhofe nahezu einzig war. Heraufgeführt war sie durch die Mutter des Herzogs, Anna Amalia.

Wenn die Mailänder den Herzog Karl August bei einem Besuche im Jahre 1817 dadurch ehrten, daß sie eine Denkmünze prägen ließen mit der Aufschrift „il principe uomo", so gebührte derselbe schlichte und doch so unaussprechlich ruhmvolle Titel seiner Mutter. Und der ist ihr in der Tat aus dem berufensten Munde erteilt worden. So nannte sie Goethe, dem es wie wenigen gegeben war, das Wesen einer Persönlichkeit kurz zu bestimmen, „vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinn". Ähnlich preist sie Wieland als eins der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit. Diese ausgezeichnete Fürstin zählte, als Goethe in Weimar einzog, erst sechsunddreißig Jahre, aber sie hatte eine ernste und reiche Vergangenheit hinter sich. Ihrer Geburt nach eine braunschweigische Prinzessin, Nichte Friedrichs des Großen, dessen leibhaftiges Ebenbild sie war, hatte sie, von den Ihrigen nicht geliebt, an dem geräuschvollen Hofe ihres Vaters eine freudlose Jugend verlebt. Kaum war sie in das siebzehnte Lebensjahr eingetreten, als sie vermählt wurde, „wie man gewöhnlich Fürstinnen vermählt". Zum Gatten war ihr der kränkliche, achtzehn Jahre alte Herzog Konstantin von Sachsen-Weimar auserkoren worden. Nach zweijähriger Ehe begrub sie ihn.

Unter den schwierigsten Umständen mußte die fast noch kindliche Fürstin, die in der kurzen Zeit Mutter zweier Söhne geworden war, die Regierung eines Landes übernehmen, das ebenso unter den Nachwehen der nachlässigen Verwaltung, die während der Unmündigkeit des Herzogs Konstantin geherrscht hatte, wie unter der Einwirkung des siebenjährigen Krieges gelitten hatte

und weiterlitt. Jedoch von ihrem hellen Verstand und ihrem gesunden Gefühl geleitet, führte sie — in der ersten Zeit ohne nennenswerten Beirat — das Zepter mit erstaunlicher Sicherheit und vertrat klar und fest die Interessen des kleinen Staatswesens nach allen Seiten hin. Freilich hatte sie oft schwere Stunden, und sie hat in ihnen, wie man aus ihren Bekenntnissen erfahren kann, mit sich gerungen, die rechten Pfade zu finden, und oft hat sich die später so heitere und anscheinend so freigeistige Fürstin durch inbrünstiges Gebet für ihre Aufgaben gestärkt. Zu ihrem Vorteil wurde ihre Tatkraft angespornt durch einen edlen Ehrgeiz, der sich an dem Ruhme ihrer braunschweigischen Verwandten, der siegreichen Feldherren Friedrichs, entzündete. Waren ihr die kriegerischen Lorbeeren versagt, so suchte sie solche um so eifriger auf dem Felde des Friedens. Nicht nur in materiellem Sinne, indem sie Ordnung und Wohlstand zu verbreiten strebte, sondern noch mehr in geistigem, indem sie einer feineren Kultur den Zugang zu dem Lande eröffnete. Hierbei zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Wie dieselbe Frau, die an einem steifen, zeremoniösen Hofe aufgewachsen war, die freieste und natürlichste Menschlichkeit entwickelte, so wurde sie, die zu Hause in einer italienisch-französischen Atmosphäre geatmet hatte und zeitlebens öfter und geläufiger französisch als deutsch schrieb, eine entschiedene Beschützerin und Anhängerin deutscher Literatur.

Ihre Bestrebungen zur Förderung des geistigen Lebens des Landes traten alsbald nach dem Kriege hervor, wie von da ab überhaupt ihr graziöser, musenfreundlicher Geist mehr und mehr sich entfaltete. Die Jenaische Universität hob sie durch Vermehrung ihrer Einkünfte, sowie durch Berufung und Erhaltung bewährter Gelehrter. Der fürstlichen Bibliothek bereitete sie in Weimar ein eigenes schönes und sicheres Heim in dem sogenannten Grünen Schlosse und öffnete sie der allgemeinen Benutzung. Das Musikleben führte sie durch Heranziehung tüchtiger Kräfte und durch die Pflege guter Musik aus handwerksmäßiger Niedrigkeit zu künstlerischer Höhe. Hand in Hand damit ging ihr Bemühen, dem

Schauspiel in Weimar eine regelmäßige und würdige Darstellung zu schaffen. Zu diesem Zweck verpflichtete sie 1768 die treffliche Kochsche Truppe und 1771 die noch hervorragendere Seylersche, die über Sterne ersten Ranges wie Ekhof und Frau Hensel verfügte, und brachte dafür beträchtliche Opfer. Denn sie war, wie Wieland 1773 schrieb, überzeugt, „daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, die Begriffe, die Gesinnungen, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern". Sie begnüge sich deshalb nicht, ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten und der müßigeren Klasse von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen, sie wolle auch, daß die unteren Klassen von einer öffentlichen Gemütsergötzung, die zugleich für dieselben eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen sei, nicht ausgeschlossen seien. „Und so genießt Weimar eines Vorzuges, den es mit Dank zu erkennen Ursache hat, und dessen keine andere Stadt in Deutschland sich rühmen kann: ein deutsches Schauspiel zu haben, welches jedermann dreimal in der Woche unentgeltlich besuchen darf." Leider erfreute sich Weimar dieses Vorzugs nicht lange. Denn mit dem Schloßbrand verschwand auch die Stätte, auf der das Theater aufgeschlagen war. Einem kleinen Kreise vermittelte nun jahrelang die Genüsse Thaliens die fürstliche Liebhaberbühne, die die Herzogin unter ihren besonderen Schutz nahm und der sie an ihren Lieblingssitzen stimmungsvolle Schauplätze bereitete —

In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht.

Mit Wieland haben wir bereits den Namen des Mannes genannt, durch dessen Berufung die Herzogin den Grundstein zu Weimars Hegemonie in der Blütezeit unserer Literatur legte. Sie hatte ihn und seinen didaktischen Roman „Der goldene Spiegel" kennen gelernt, der sich mit Fürstenerziehung und Staaten-

verfassung beschäftigte. Wieland schien ihr danach trotz oder gerade wegen der sehr freimütigen Ansichten, die er darin über Hofleben, Herrscherpflichten und das Verhältnis zwischen Fürst und Volk entwickelte, ein geeigneter Erzieher für ihre Söhne Karl August und Konstantin, insbesondere aber für den Erbprinzen zu sein, und unverdrossen räumte sie alle Hindernisse, die sich seiner Berufung entgegenstellten, aus dem Wege. Seine Übersiedelung erfolgte im September 1772. Zwar befriedigte Wieland als Erzieher die Fürstin nicht, um so mehr Freude hatte sie an seiner liebenswürdigen, anmutig-koketten, immer in heiteren Farben glänzenden Poesie, ja sie fand an ihr wohl mehr Gefallen als an der ernsteren und tieferen Goethes und Schillers. Daher mochte es kommen, daß sie mit Wieland bis zu ihrem Tode (1807) in besonders innigem Geistesverkehr stand, der sich bis auf die Lektüre der Komödien des Aristophanes erstreckte.

Als Wieland zwei Jahre in Weimar war, traf Anna Amalia eine andere, für sie ebenfalls sehr charakteristische Berufung. Prinz Konstantin wollte sich dem Militärdienst widmen. Ein gebildeter Offizier wurde zur Vorbereitung für diesen Beruf gesucht und in dem Leutnant Karl Ludwig von Knebel gefunden. Zehn Jahre hatte er bei der preußischen Garde in Potsdam gestanden und als Soldat seine volle Schuldigkeit getan. Aber weder der Dienst noch die üblichen Passionen des Offiziers hatten sein Inneres ausgefüllt. Der hochgewachsene Gardeleutnant besaß ein sanftes, sinnendes Gemüt, das frühzeitig der Freund des elterlichen Hauses in Ansbach, Uz, zur Poesie hingelenkt und in dem die Lektüre von Youngs Nachtgedanken einen Hang zum Pessimismus entwickelt hatte. Kam er vom Exerzierplatz oder vom Wachthaus in seine Stube, dann übersetzte er aus Horaz und Virgil, verfaßte selber deutsche, mitunter auch lateinische Oden, Hymnen und Elegien und korrespondierte mit seinen dichterischen Freunden in Berlin: Ramler, Nicolai, der Karschin; oder denen in Halberstadt: Gleim und Jacobi; oder mit Boie in Göttingen. Denn (wie er seinem Freunde Gilbert nach achtjährigem Dienste schreibt) ein musen-

loses Leben kam ihm ganz betrübt vor und den Musen alle Tage des eigenen weihen zu können als das süßeste Los. Dieser schwärmerische, poetisierende Offizier hatte nach acht Jahren den Potsdamer Garnisondienst, der „ihn in dumpfer Bewunderung und Furcht vor dem großen König" gehalten hatte, satt; er quittierte ihn und ging über Weimar, wo er den schon lange verehrten Wieland kennen lernen wollte, nach seiner Heimat. Bei dieser Gelegenheit wurde er der Herzogin und dem Minister von Fritsch bekannt und beide waren bald darüber einig, daß er der geeignete Mann für die weitere Ausbildung des Prinzen Konstantin sei. Im Oktober 1774 wurde er sein militärischer Erzieher. In Knebel erhielt die weimarische Gesellschaft eins ihrer wertvollsten Glieder. Eine tiefe und gute Seele, ein kluger Beobachter von Welt und Menschen, gegen sich mißtrauisch, weshalb er anderen besser als sich selbst zu raten wußte, „ein weiser Grämling" und doch kein Spaßverderber, still und friedfertig und, obwohl intimer Freund der Besten und Mächtigsten, ohne Eitelkeit und Ehrgeiz.

Wie wenig sein Geist durch das Gewohnte sich in Fesseln schlagen ließ und wie sehr er allem Neuen, sofern es groß war, offen blieb, zeigte sich in seinem Verhalten gegen Goethe. Er, dessen Lieblingsdichter der pathetisch-glatte Ramler gewesen war und dem die kühle Berliner Aufklärungsluft wohlgetan hatte, wandte sich nach dem Erscheinen des Götz und Werther mit Enthusiasmus Goethe zu und benutzte die erste Gelegenheit, um mit ihm innigere Beziehungen anzuknüpfen.

Noch ein dritter Prinzenerzieher spielte in den ersten Jahren nach Goethes Ankunft eine gewisse Rolle: der Graf Goertz, der später als preußischer Gesandter in hervorragenden Posten Ausgezeichnetes geleistet hat. Seine Stellung bei den Prinzen war weit älter und zugleich eine höhere als die Wielands und Knebels. Auf den Universitäten Leyden und Straßburg gebildet, war er schon im Alter von fünfundzwanzig Jahren von der Herzogin zum Gouverneur ihrer Söhne gewählt worden. Über seine Talente und ausgebreiteten Kenntnisse war man in Weimar einig, über

seinen Charakter gingen die Meinungen auseinander. Eine Reihe gewichtiger Zeugen beurteilte ihn sehr ungünstig. Und in der Tat, wenn man sein weimarisches Verhalten prüft, so gewinnt man das Bild eines gewandten, berechnenden Diplomaten, der unter einem schöngeistigen Nebel seine egoistischen Triebe und Ziele zu verbergen wußte, und der gegen diejenigen, die ihm nützlich sein konnten, ein feiner Schmeichler und öffentlich gegen jedermann zuvorkommend war, während er heimlich gegen die seiner Natur oder seinen Interessen Abgewandten intrigierte. Die Herzogin Amalie und Wieland, anfänglich ihm sehr zugetan, verachteten ihn später. Jene klagte ihn auch an, daß er Karl August gründlich verzogen habe, und sie war unglücklich, daß die junge Herzogin ihn zu ihrem Oberhofmeister machte. In dieser Stellung ist er bis Ende des Jahres 1777 in Weimar geblieben.

Von ganz anderem Schlage war der oberste Diener Amaliens, der Präsident des Geheimen Conseils, Minister von Fritsch, mit dem Goethe in die engste amtliche Berührung kommen sollte. Sohn des kursächsischen Ministers von Fritsch, eines gelehrten, weitblickenden Staatsmannes, vom Grafen von Bünau, Statthalter in Eisenach, für den Verwaltungsdienst trefflich vorbereitet, mit Winckelmann, der gerade in jenen Jahren Bibliothekar des Grafen in Nöthnitz war, näher bekannt, hatte er frühzeitig die Aufmerksamkeit der Herzogin auf sich gelenkt. Er wurde allmählich ihr treuester, geschätzter Berater. Dabei war er eine für Fürsten durchaus nicht bequeme Persönlichkeit. Er selbst bekennt in einem Briefe an Karl August, daß er zu viel Rauhes in seinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische grenzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack sei, an sich habe, um am Hofe gefallen zu können. Diese Selbstcharakteristik bestätigt Goethe, indem er von ihm sagt, er habe nichts Behagliches oder Feines in seinen Formen gehabt und sei scheinbar hart und starr gewesen. „Scheinbar", setzt Goethe mit Bedacht hinzu, denn in Wirklichkeit hatte dieser Mann ein weiches Herz, was er oft in einer ihn sehr ehrenden Weise bewies.

Außerdem zeichnete ihn ein starkes Bildungsinteresse aus, ein klarer Verstand, unbestechliche Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit, Selbstlosigkeit, Fleiß und eine bis an das Pedantische streifende genaue Erledigung seiner Arbeiten. Um solcher Tugenden willen sahen Amalie und Karl August über die Ecken und Kanten seines Wesens hinweg; mußten sie sich doch sagen, daß selbst die ihnen unbequemen Charaktereigenheiten des Mannes mit seinen Lichtseiten aufs engste zusammenhingen.

Eine fröhlichere Gestalt des Weimarer Hofes war der Kammerherr Hildebrand von Einsiedel, der sich durch seine große Gutmütigkeit den Beinamen l'ami verdiente. Er war ein unentbehrliches Glied der Geselligkeit. Er dichtete niedliche Pasquille und Operetten, spielte Theater, musizierte, war ein Meister auf dem Billard, liebte die Karten und war zu jedem lustigen Streich aufgelegt. Bekannt war er durch seine Zerstreutheit, namentlich konnte er über der Musik jede Verabredung oder Einladung vergessen. In diesem guten Gesellschafter steckte jedoch ein gediegener Kern, den man früh dadurch anerkannte, daß man ihn zum Beisitzer des Jenaer Hofgerichts machte. Als Präsident dieses später zum Oberappellationsgericht umgewandelten Gerichtshofes ist er nach vielseitiger literarischer Tätigkeit in hohem Alter gestorben.

Zu den jüngeren Mitgliedern der Hofgesellschaft gehörten ferner bei der Ankunft Goethes: der Kammerherr von Kalb, geistreich und gewandt, aber unlauter (er war es, der Goethe nach Weimar geleitete); der Oberforstmeister von Wedel, gewöhnlich der „schöne Wedel" genannt, „ein offener Kerl und guter Jäger", angenehm durch trockenen Witz, Karl Augusts Jugendgespiele; und der Kammerherr und ehemalige sardinische Oberstleutnant von Seckendorff, wie Einsiedel Dichter, Übersetzer, Komponist, jedoch diesen an Talent überragend. Goethe hat ihn in „Ilmenau" mit seinen langen, feingestalteten Gliedern, die er ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt, während er ein monotones Lied vom Tanz der himmlischen Sphären mit großer Inbrunst singt, lebendig gemalt.

Nicht von Adel, aber dem Hofe nahe verbunden waren Musäus und Bertuch.

Musäus, erst Pagenhofmeister, dann Gymnasiallehrer, hatte ursprünglich Theologie studiert, aber eine Pfarrstelle durch öffentliches Tanzen verscherzt. Seine drollige, humorvolle Art prägte sich ebenso im Leben, wie in seinen Schriften und auf der Liebhaberbühne aus. Durch seine „Volksmärchen der Deutschen" ist er noch jetzt bekannt. Schon vor der Veröffentlichung der Märchen verschafften ihm die beiden satirischen Romane „Grandison der Zweite" und „Physiognomische Reisen" einen literarischen Ruf. Für die Physiognomischen Reisen klopfte ihn Goethe auf die Finger. „Anders sagen die Musen und anders sagt es Musäus."

Bertuch, ein geborener Weimarer, vereinigte Gelehrsamkeit, poetisches Talent und kaufmännisches Geschick in seltener Weise. Von Hause aus Theologe, dann Jurist, erhielt er im Jahre 1775 die einflußreiche Stelle eines Rats und Geheimsekretärs des Herzogs, als welcher er die Finanzangelegenheiten des Fürsten zu besorgen hatte. Als Mitglied des Musenhofes legitimierte er sich durch eine Sammlung von Wiegenliedern (1772), unter denen „Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee" bis auf den heutigen Tag die deutsche Kinderwelt ergötzt; ferner durch das Trauerspiel „Elfriede" (1773), durch die Übersetzung des „Don Quijote" (1775—1779) und manches andere. Späterhin folgten mehr geschäftlich-literarische Unternehmungen, darunter das so beliebt gewordene Bilderbuch für Kinder. Mit seinem Landesindustriekontor hatte er glänzenden Erfolg. — Solange er sein Hofamt bekleidete, war er überall tätig, und es gab niemanden, der nicht gelegentlich seiner Hilfe bedurft hätte. Infolgedessen wurde ihm eine behagliche Überhebung eigen, die den anfangs mit ihm auf Du und Du stehenden Goethe wachsend verdroß.

Wir reihen diesen den Maler und späteren Direktor des Weimarer Zeicheninstituts Georg Melchior Kraus an, einen Landsmann Goethes, dessen leichtes erfreuliches Talent in Paris ausgebildet worden war. Goethe bezeichnet ihn als den angenehmsten

Gesellschafter. „Gleichmütige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demut, gehalten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der Tätigste und zugleich der Bequemste aller Sterblichen."

Gedenken wir noch flüchtig des Reisemarschalls von Klinckowström, des Oberstallmeisters von Stein, des Kammerherrn von Werthern, des Geheimsekretärs der Herzogin Amalie, Ludecus, des Kapellmeisters Wolff, des Kammermusikus Kranz, so haben wir — mit Ausnahme des Herzogs — den Kreis der Männer erschöpft, die in Weimar für Goethes Verkehr zunächst in Betracht kamen.

Gehen wir von den Herren zu den Damen über, so stellt sich neben die Herzogin Amalie die junge, sanfte Herzogin Luise, die Gattin Karl Augusts. Von der männlichen, regen, geistsprühenden Persönlichkeit ihrer Schwiegermutter wird sie fast ganz in den Hintergrund gedrückt. Ihr stilles Wesen paßte wenig an den weimarischen Hof. Ihr zartes Gemüt nahm alles sehr schwer. Jeder kleine Verstoß und jedes Ungemach verstimmte sie und scheuchte sie in sich zurück. So kam es, daß sie wegen ihrer edlen Eigenschaften jedermanns Verehrung, aber wegen ihrer herben Zusammengezogenheit niemands Freundschaft genoß. Auch Goethe, der ihr ein Herz voll freudiger Liebe seit der Karlsruher Begegnung widmete, wurde von ihrer unglücklichen Art langsam erkältet. Noch mehr stieß diese Art ihren frisch zugreifenden Gatten ab, so daß die Ehe sehr bald einen unerquicklichen Zug erhielt. „Sie leuchtete wie ein verdunkelter Stern", so charakterisiert Knebel sie treffend. Nur in kritischen Augenblicken flammte dieser Stern auf; da wuchs ihre Natur zu heldenhafter Größe empor. Als die Katastrophe von 1806 über das Land hereinbrach, da rettete sie durch ihr festes, hoheitsvolles Auftreten Weimar vor der Zerstörung und das Herzogshaus vor der Vernichtung. „Das ist eine Frau, die auch unsere Kanonen nicht haben in Furcht setzen können", lautet ein Wort Napoleons aus jenen Tagen.

Am nächsten stand der jungen Fürstin die ihr in vielen Stücken ähnliche Charlotte von Stein, die Frau des Oberstallmeisters.

Da wir dieser bedeutenden Frau an besonderer Stelle unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben werden, so mag es genügen, sie hier nur meteorisch aufleuchten zu lassen, wie schon einmal ihr Licht rasch an uns vorübergeblitzt war.

Wenn die Herzogin und die Frau von Stein sehr ernste Gestalten in dem Weimarer Gesellschaftsbilde sind, so ist dafür eine um so frohere die neckische „Gnomide" Luise von Göchhausen, Hofdame der Herzogin Amalie, mit dem Spitznamen Thusnelda. Eine kleine verwachsene, gescheite und gutmütig-mokante Person, voller Geist und Geschmack, wie am besten ihre aus Italien geschriebenen Briefe beweisen. „Genie die Fülle, kann aber nichts machen!" sagte sie scherzend von sich. Ihrem dichterischen Interesse und ihrer Verehrung für Goethe haben wir die Erhaltung des „Urfaust" und des Büchleins „Annette" zu danken, was ihr unvergessen sein soll.

Ein pikantes Glied der Gesellschaft — aber in anderem Sinne — war auch die Baronin Emilie von Werthern-Beichlingen, in London aufgewachsen als die Tochter des hannöverschen Ministers von Münchhausen, 1773 mit dem beträchtlich älteren Kammerherrn von Werthern vermählt. Sinnlich, feurig, sehr schön, fehlte es ihr weder an Liebhabern noch an Neigung, deren Huldigungen zu willfahren. Mit dem standhaftesten, dem Leutnant und Bergrat von Einsiedel, einem Bruder des Kammerherrn, ging sie 1784 nach Afrika durch, nachdem sie vorher das Abenteuer eines Scheinbegräbnisses gewagt hatte.

Von edlerer Art war die schöne Gräfin Jeanette Luise von Werthern auf Neunheiligen, die wir aus dem Landadel hier einfügen wollen. Eine geborene Freiin vom Stein, Schwester des Reformators Preußens, vornehm, sehr zierlich, fein, seelenvoll und „höchst liebenswürdig", die Frau, von der Goethe lernte, was Welt haben sei. „Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens." Ihr Abbild im Wilhelm Meister, die „Gräfin", trägt ungemein zarte Züge.

Einen anderen „Engel" holte sich Goethe, kaum daß er ein Jahr

in Weimar war, selbst herbei, die Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter. Noch von seinen Leipziger Studentenjahren her war sie ihm in holdem Gedächtnis, und als er sie nun im März 1776 wiedersah, war er Feuer und Flamme und bewirkte, daß sie von Karl August im Herbst als Kammersängerin nach Weimar berufen wurde. Eine herrliche griechische Erscheinung:

Als eine Blume zeigt sie sich der Welt,
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor.
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.

Nicht minderes Wohlgefallen äußerte Wieland: „Da treffen wir [im Park] Goethen in Gesellschaft der schönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmutigen Felsengegend aussah." „Es gönnten ihr die Musen jede Gunst." Mit einer entzückenden Stimme verband sie großes Schauspieltalent, sie musizierte und komponierte, z. B. Goethes Fischerin (darin den Erlkönig), und malte mit Virtuosität, wie ihr Selbstbildnis als Iphigenie beweist, das mit den rosigen Wangen, den feucht verklärten Augen und dem hold-schwärmerischen Ausdruck noch heute uns Sehnsucht nach ihrer Erscheinung einhauchen kann. Sie rührte vieler Männer Herzen, und in dem Herzen Goethes nahm die „Krone" („und selbst dein Name ziert, Corona, dich") neben der Frau von Stein mehrere Jahre einen bevorzugten Platz ein. Später hat Einsiedel ein langjähriges leidenschaftliches Verhältnis zu ihr gehabt, das wohl nur wegen seiner zerrütteten Vermögenslage zu keiner Ehe führte.

Geschätzte Kolleginnen hatte sie in der Frau des Kapellmeisters Wolff, an der Frau Steinhardt und an Demoiselle Neuhauß, zu denen nach einigen Jahren noch Fräulein von Rudorff (die Rudel) trat, die den weisen Grämling Knebel entführte.

Kehren wir wieder in die „höheren" Regionen zurück, so ist nur noch eine hervorragendere Frau zu nennen, die „kleine Schardt", die Frau eines Bruders der Frau von Stein, des Geheimen Regierungsrates von Schardt. Sie war eine geborene Gräfin Bernstorff und nach dem frühen Tode ihrer Eltern bei ihrem Vetter, dem dänischen Staatsminister, erzogen worden. Dort hatte sie die humane poetische Luft eingesogen, die das Bernstorffsche Haus erfüllte. Nach ihrer Vermählung im Mai 1776 folgte ihr sehr bald ihre Pflegemutter mit ihrem Geschäftsführer, dem dicken Bode, dem Freunde Lessings. Als Anhängerin Klopstocks neigte sie mehr zu Herders empfindungsreichem Prophetentum als zu Goethes idealisierendem Realismus. Herder seinerseits kultivierte feurig die Seelenfreundschaft mit der kleinen, sentimentalen und etwas gefallsüchtigen Frau. — Genannt mögen endlich noch sein die langnäsige, steife Oberhofmeisterin der Herzogin Luise, Gräfin Gianini, ihre Hofdamen von Wöllwart und von Waldner, die junge Frau von Kalb, die Kammerfrau der Herzogin Amalie, die verwitwete Legationsrätin Kotzebue, die Mutter des bekannten Dichters, und ihre liebenswürdige Tochter Amalie. —

An der Spitze dieses großen mannigfaltigen Kreises von Männern und Frauen stand seit dem 3. September 1775, dem Tage, an welchem die Herzogin Amalie die Zügel der Regierung aus den Händen gegeben hatte, ihr Sohn Karl August.

Karl August war neben Friedrich II. von Preußen unstreitig die größte Fürstengestalt Deutschlands. Einen geborenen großen Menschen nennt ihn Goethe. Kein Wunder, daß der preußische König schon von dem vierzehnjährigen Knaben sagte: er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtigte, während Wieland in dem fünfzehnjährigen alle Eigenschaften fand, aus dem das Geschick große Menschen zu formen pflege. „Gebe der Himmel," fügte er hinzu, „daß er nicht zu groß für das Wohl seines Landes werde."

Allerdings war es ein arges Mißverhältnis, daß dieser Fürst über ein Ländchen gesetzt war, das mit seinen neunzehnhundert

Quadratkilometern seinem Tatendrang nur ein winziges Feld zur Entfaltung gewährte. Und doch führte gerade diese Beschränkung zum Segen. Denn indem sein Tatendrang sich im Materiellen nicht ausleben konnte, mußte er um so stärker auf geistigem Gebiet sich zur Geltung zu bringen suchen. Und so setzte er das Werk seiner Mutter in glänzendster Weise fort. Ihn unterstützte hierbei eine universelle Bildung, die er sich nicht zum schönen Schein, wie es bei Fürsten so häufig der Fall ist, sondern aus tiefem inneren Bedürfnis aneignete. Denn ihm war jeder hohle Schein zuwider. Er wollte nur scheinen, was er war, ja er hatte wie Goethe ein Vergnügen daran, weniger zu scheinen, als er war.

„An allem, was ich trieb," sagt Goethe, „nahm er gründlichen Anteil." Daraus ergibt sich seine Stellung zur Poesie, zur Kunst und zu den Naturwissenschaften. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse wuchsen im Laufe der Jahre zu solcher Gediegenheit und Ausbreitung, daß sie einen Mann wie Alexander von Humboldt in Erstaunen setzten. Seine Liebe zur Kunst offenbarte sich ebenso in dem Eifer, mit dem er sammelte und Künstler unterstützte, wie in der Innigkeit, mit der er die Schönheit tüchtiger Werke empfand. „Goethe", schrieb er 1781 an Merck, „schenkte mir vor zwei Tagen ein paar Elsheimer . . . sie sind mir so lieb, daß sie fast nie von meiner Seite kommen, immer neben meinem Schreibtisch stehen und mir Anmut einhauchen müssen, wenn der Feuerherd des Menschenlebens einen hie und da zu sehr räuchern will." Über die sixtinische Madonna schreibt er an Knebel im Oktober 1782: „Bei dem Rafael, welcher die Dresdener Sammlung schmückt, ist mir nicht anders gewesen, als wenn man den ganzen Tag durch die Höhe des Gotthardt gestiegen ist, durchs Urseler Loch kam und nun auf einmal das blühende und grünende Urseler Tal sah. Mir war's, so oft ich ihn sah und wieder wegsah, immer nur wie eine Erscheinung vor der Seele; selbst die schönsten Correggios waren mir nur Menschenbilder; ihre Erinnerung wie die schönen Formen sinnlich palpabel. Rafael blieb mir aber immer bloß wie ein Hauch, wie eine von den Erscheinungen, die uns die Götter

in weiblicher Gestalt senden, um uns glücklich oder unglücklich zu machen, wie die Bilder, die sich uns im Schlaf wachend und träumend wieder darstellen und deren uns einmal getroffener Blick uns ewig Nacht und Tag anschaut und das Innerste bewegt."

Eine nicht viel geringere Empfänglichkeit brachte er der Poesie entgegen. War er doch selbst ein durchaus dichterisch gestimmter Mensch, wenn auch diese Stimmung in späteren Jahren selteneren Ausdruck fand. Nach einem achttägigen Besuche des Gothaer Herzogs schreibt er an einem Juliabend des Jahres 1780 aus einer Hütte des Parkes: „Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaner) ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Eingängen der kalten Küche [Partie im Park] herumgeschlichen, und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Mute, als wenn man die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und das alles so für sich, so wenig der Menschen halber, und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen . . .

Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schoße. Es war, als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hineintat, war's so rein, so nächtlich dunkel; über den Berg hinter Ober-Weimar kam der volle, rote Mond. Es war so ganz stille. Wedels Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten."

Man glaubt bei solchen Äußerungen Goethe zu vernehmen, und gewiß hat sein Geist den Zögling durchdrungen. Aber welche Wesensverwandtschaft gehörte dazu, um ihn so glänzend widerzuspiegeln!

Noch deutlicher läßt sich das poetische und zugleich idealistische Empfinden des Herzogs aus einem denkwürdigen Briefe erkennen, den er im Oktober 1781 an Knebel richtete. Knebel trug

sich mit dem Gedanken, weil er für das Gehalt, das er empfing, dem Herzogtume keine greifbaren Dienste mehr leisten konnte, in fremde Dienste überzutreten. Darauf schrieb ihm der Herzog unter anderem folgendes: „Sind denn die, die sich Deiner Freundschaft, Deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Aktenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd, gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß Du für unser Brot, so furchtsam und unstet, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du, von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind? Sind wir bloß zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug und können wir nichts neben uns leiden als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind? . . . Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Samen zu bekommen und auszulesen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen?" — — Ein Mann, der so schreibt, der liebt nicht bloß die Poesie, sondern er hat Poesie.

Wenn es nach diesen Ausführungen den Anschein gewinnen sollte, als ob Karl August eine zartgesponnene, nur im Geistigen webende Persönlichkeit gewesen wäre, so würde dieser Schein sehr

trügen. Vielmehr war er von Haus aus eine heißblütige, derbe, sinnliche Jäger- und Soldatennatur. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben, durch Flüsse, bergauf, bergein sich tagelang abarbeiten und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, das war nach seinem Sinn. Und wenn sich das Ungestüm später legte, das Derbe und Urwüchsige blieb ihm getreu, so daß noch der bejahrte Mann in vertrauter Umgebung etwas durchaus Jugendlich-Burschikoses hatte. Dieser Charakterzug trat noch deutlicher durch seine Freude am Scherz hervor, wobei der grobe in der Regel den Vorzug hatte.

Niemals wohnten in einem Menschen zwei Seelen, von denen die eine mit Lust am Niederen haftete, die andere zu den Gefilden hoher Ahnen strebte, so nahe beieinander. Er konnte vom plattesten Spaß, dem tollsten Vergnügen, dem verwegensten Ritt, dem geräuschvollsten Tageslärm ohne weiteres zu dem Tiefsten, Ernstesten und Feinsten übergehen.

Der Urwüchsigkeit seiner Natur entsprach die Neigung zum Einfachen und Ursprünglichen. Als er zur Regierung kam, war das Residenzschloß eine Brandstätte. Er ließ ruhig fünfzehn Jahren vergehen, ehe er an einen Aufbau dachte, und begnügte sich mit dem dürftig hergerichteten Fürstenhaus. Ja, auch dessen Räume waren ihm oft noch zu elegant und er zog auf Tage und Wochen in eine Holzhütte des Parkes (Kloster oder Borkenhäuschen genannt), die heute nur noch zur Beherbergung von Gartengerätschaften brauchbar erscheint.

Der höfische Zwang und die höfische Steifheit waren ihm verhaßt und an seinem Hofe durchbrach er die Etikette, wie und wo er nur konnte. Als er an dem zeremoniösen Hofe zu Braunschweig mehrere Tage war, stand er förmliche Qualen aus. Goethe bemerkte damals: „Eine Fee könnte ihm keinen größeren Dienst erweisen, als wenn sie diesen Palast in eine Köhlerhütte verwandelte.“ Er kleidete sich auch wie ein einfacher Bürger, höchstens daß die Militärmütze einen anderen Stand verriet.

Er wollte als getreuer Sohn seiner Mutter, als der Jünger

Rousseaus und Goethes nicht Fürst, sondern Mensch sein. Principe uomo — damit war kurz und schlagend das Zentrum seines Wesens benannt. Wie er sein eigenes Leben nach rein menschlichen Gesichtspunkten einrichtete, so behandelte er aus ihnen heraus alle Staatsangelegenheiten und ragte in diesem Punkt über seine Beamten und Untertanen, die im Herkömmlichen steckten, weit hinaus. Eine sehr bezeichnende Äußerung machte er einmal zu Knebel: „Seit ein paar Tagen habe ich mir die Zeit mit Lesung von Konsistorialakten vertrieben, welche Vorschläge zu Verbesserungen und Visitationen des hiesigen Gymnasiums, von 1762 an, betreffen. Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung der Menschen, im Aktenstile und modo voti vorgetragen zu sehen, ist unglaublich. Wenn keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müßte er ihn durchs Kontrarium bekommen, sobald er diese Akten läse."

Bei einer solchen Gesinnung war es natürlich, daß alle seine Reformen einen modernen, menschenfreundlichen, volkstümlichen Zug hatten, und daß er als erster unter den deutschen Fürsten das Versprechen der Wiener Bundesakte, eine landständische Verfassung zu geben, einlöste. Diese freiwillige Teilung seiner Gewalt fiel seiner autokratischen, hartköpfigen Natur gewiß nicht leicht; aber dem eisernen Willen, mit dem er alles, was er für recht erkannte, ausführte, beugte er auch sich selber. Er hatte viel mit sich zu kämpfen, namentlich in der ersten Zeit seiner Regierung, wo er sich durch jugendliche Unklarheit und Hitze, ererbte Anschauungen und Liebhabereien öfters von seinen schönen, großen Zielen ablenken ließ. Aber mit jedem Jahre wurde ihm der Sieg leichter, und immer fester und eifriger arbeitete er an der Befreiung und Verjüngung des weimarischen Staatswesens. Goethe, der ihm in der Jugend voraus war, vermochte im Alter seinen raschen Schritten nicht mehr zu folgen.

Seine fortschreitende Natur, die das Herzogtum frühzeitig zu einem Hort politischen und religiösen Freisinns machte, zeigte sich auch im Ökonomischen. „Was irgendwo an großen, neuen

Einrichtungen und Erfindungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Mißlang etwas, so war davon nicht weiter die Rede, sondern er ging sogleich auf etwas Neues los." Was seine Regierungskunst weiter stützte und befruchtete, war, daß „er die Gabe besaß, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen" (Goethe zu Eckermann). Er vermochte die ersten Geister der Nation nicht bloß an sich zu ziehen, sondern, was weit mehr war, dauernd festzuhalten.

Auf diese Weise schuf er aus Weimar eine Kulturstätte, die über ganz Deutschland ihr erwärmendes Licht warf, die durch ihre Geistesmacht Berlin und Wien überragte, ja hierdurch als die eigentliche, wahre Hauptstadt Deutschlands gelten konnte.

O Weimar, dir fiel ein besonder Los,
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.

„Sie sollten nicht glauben, wie viel gute Jungens und gute Köpfe beisammen sind", „auf so einem kleinen Fleck wie in einer Familie findt's sich nicht wieder so", meldet Goethe seinen Freunden in der Ferne. Und ebenso schrieb Schiller elf Jahre später, wo die Gesellschaft im wesentlichen noch dieselbe war: „Lauter Menschen, die man an einem Orte nie beisammen findet." Der auserwählte Kreis besaß aber für Goethe noch zwei besondere Vorzüge: er stand im Zeichen der Jugend und der Frauen. Von der Herzogin-Mutter, der eigentlichen Patronin des Musenhofes, wissen wir bereits, daß sie bei Goethes Eintritt in Weimar nicht mehr als sechsunddreißig Jahre zählte. Karl August und seine Gemahlin hatten es gar erst auf die Hälfte dieser Ziffer gebracht, während das Alter der übrigen sich innerhalb dieser Grenzen bewegte, mit Ausnahme Wielands, der mit seinen zweiundvierzig Jahren sich unter der jungen Welt wie ein Großvater vorkam.

Die Geister dieser jugendlichen Menschen waren noch unter keiner Doktrin und Gewohnheit starr geworden. Sie eröffneten sich leicht dem neuen Zuge der Ideen und Gefühle. Während Goethe in dem großen Frankfurt die Bekenner seiner Ideen und

Anhänger seiner Poesie, so wie er sich sie wünschte, nur vereinzelt um sich sah, bildeten sie in dem kleinen Weimar eine dichte Schar, eine andächtige Gemeinde, eine leidenschaftliche Partei.

Und zum anderen: So wert dem Dichter die Männer waren, die mit ihm an den Ufern der Ilm irrten und strebten, lieb wurde ihm das neue Dasein erst durch die Frauen. Zu allen Zeiten hat er den Umgang mit Frauen — erst instinktiv, dann bewußt — als ein Lebensbedürfnis geschätzt. Von ihnen glaubte er die feinsten Anregungen und die edelste Läuterung zu empfangen. In ihrer Nähe schienen ihm erst die besten Seiten seiner Natur sich aufzuschließen und wohltuend auszustrahlen. Man kann demnach ermessen, welche Bedeutung es für ihn haben mußte, in Weimar einen Kreis hoch veranlagter, feinfühliger Frauen anzutreffen, wie er ihn nie bisher gefunden hatte.

Eintritt in Weimar

„Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Tautropfen von der Morgensonne", schrieb drei Tage nach des Dichters Ankunft einer der Bedeutendsten am weimarischen Geniehof, Wieland. Noch höher steigt seine Begeisterung, als er am Anfang des neuen Jahres bei der Frau von Keller und deren niedlicher Tochter (Wielands „Psyche") Gelegenheit hatte, mehrere Tage in der ungestörten Einsamkeit des Landschlosses Stetten mit dem Frankfurter Gast zusammen zu sein. Er kann sich vor Entzücken nicht lassen, in dithyrambischen Versen muß er der Welt von dem wunderbaren Gestirn künden, das über Weimar aufgegangen sei.

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher;
Und niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unseren Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der unzerdrückt von ihrer Last
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!

Das laß mir einen Zaubrer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden wie augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich!
An innerem Werte Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?

Wer schmelzt wie er die Lust im Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßern Tränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Szenen
Hieß er vor unsern Augen entstehn?
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! wer malt wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönen!
So wunderbarlich wahr, so neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie, was sag' ich malen? Er schafft,
Mit wahrer, mächtiger Schöpferskraft
Erschafft er Menschen; sie atmen, sie streben;
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz Es selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer echter Mensch der Natur,
Nie Hirngespenst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück.
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

So Wieland, der in seiner Begeisterung das Tiefste und Schönste fand, was je über Goethe als Dichter gesagt worden ist. Der Kammerherr von Kalb aber meldete den Eltern Goethes: „Denken Sie sich ihn als den vertrautesten Freund unseres lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existieren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt . . . und Sie werden sich noch immer zu wenig denken." „Zu wenig", denn zu den braven Jungen gesellten sich die braven „Misels", wie die Damen in der Weimarer Geniesprache hießen. Ihr Enthusiasmus für den schönen Gast, der in der interessanten Wertheruniform ankam, war nicht so laut, aber ebenso tief und noch nachhaltiger. In dem Scherzspiel Rino, das Frau von Stein damals verfaßte, umschmachten sie ihn alle mit verliebten Blicken, und jede ist glücklich, ein paar Briefe von ihm aufweisen zu können. „Ich wundere mich nicht im geringsten, daß Goethe so allgemein gefallen hat", erwiderte Zimmermann auf einen Brief der Frau von Stein.

Je mehr die Herzen der Weimarer Gesellschaft ihm entgegenflogen, desto leichter wurde seine Wirkung auf sie. Sturm und Drang überträgt sich auf den weimarischen Fürstenhof. Natur, Freiheit, Brüderlichkeit werden hier die Schlagworte, wie sie es einst im Straßburger Studentenkreise gewesen waren. Doch in etwas verändertem Sinne. Immer mehr fühlte sich Goethe als Stück der Natur und darum immer größeres Glück im Zusammenleben mit ihr. Nach einem Märchen bezeichnet er sich als „Erdkulin",* nachdem er zum ersten Male in seinem Gartenhause geschlafen. Er spricht von seinem „Erdgeruch" und „Erdgefühl", ihm ist wohl in Klüften, Höhlen und Wäldern. Aus der Umarmung der Natur glaubt er neue Kraft und neuen Saft zu saugen.

* D. i. Erdkühlein. Goethe las das Märchen, das in Martin Montanus' Schwanksammlung „Der andere Teil der Gartengesellschaft" enthalten ist, wahrscheinlich in einem alten elsässischen Druck. Daher die Form „Erdkulin". Das Erdkühlein lebt, nur von Mutter Erde ernährt, ganz einsam in einem „kleinen Häuslin" und erquickt die guten Menschen, die sich ihm nahen. Man las früher in Unkenntnis des Märchens: „Erdtulin", ohne das Wort seiner Bildung nach erklären zu können.

In der Natur öffnen sich ihm die geheimen Wunder der eigenen Brust, so wie die der Natur selber. Mit diesem Naturkultus durchtränkte er seine weimarische Umgebung. „Sauge den Erdsaft, saug Leben dir ein", rät Karl August in einer poetischen Epistel der Frau von Stein. „Mir ist nirgends wohl, bis ich meinen Stab in der Hand habe, um unter meinen Bäumen zu leben und zu walten und den unendlichen Erdgeist einzuziehen", schreibt Wieland, dem früher von einem Erdgeist nichts geträumt hatte. „Der Statthalter von Erfurt war einige Tage bei uns und ist auch nicht ohne Erdgeruch entlassen worden", meldet Goethe vergnüglich dem Freiherrn von Fritsch (August 1776). Schiller, der am liebsten im Reiche der Gedanken lebte, war bei seinem ersten weimarischen Besuche ganz verdrießlich über „das bis zur Affektation getriebene Attachement an die Natur".

Eine Folge des Anschließens an die Natur war die Natürlichkeit, mit der man sich selber gab, der Wunsch, in Freiheit sonder Zwang sich auszuleben. Je jünger aber die weimarische Gesellschaft war und je größer ihre Macht und ihre Mittel, desto wilder und toller mußte dieses losgebundene Waltenlassen der Individualität sich gestalten. Insbesondere dürstete Karl August nach einem solchen Dasein. Seine vollsaftige Natur hatte bisher wie in einer Zwangsjacke gesteckt. Gouverneure und Geheimräte hatten an ihm Tag für Tag herumgearbeitet und ihn wie durch einen Zaun vom Leben getrennt. Er hatte rechtlich wie tatsächlich unter Vormundschaft gestanden. In dem Augenblick aber, der ihm die Mündigkeit brachte, war er Landesherr und Ehemann geworden, und anstatt frei zu werden, schienen neue, schwerere und engere Fesseln sich ihm aufzuerlegen. Dagegen lehnte sich seine ganze Natur auf, und auch ohne daß Goethe gekommen wäre, hätte er die fürstliche Selbstherrlichkeit benutzt, um den zurückgehaltenen Drang nach freiem Lebensgenuß zu befriedigen. Goethes Feueratem beschleunigte nur die natürliche Entwicklung.

Ein buntes, bewegtes, ausgelassenes Treiben begann. Trinkgelage, Karten- und Würfelspiel, Tanzvergnügungen in Schlössern

und Dorfwirtschaften, Parforceritte, Gebirgsjagden, Schlittenfahrten und Schlittschuhlauf, Maskeraden, Picknicks, Theateraufführungen, Liebeleien schafften die gewünschte Erregung. Daneben gab es manche Extrabelustigung, und man mag es gern glauben, daß Goethe und der Herzog gelegentlich auf dem Marktplatz um die Wette mit der Hetzpeitsche knallten, oder daß sie die nächtliche Ruhe eines jungen Ehepaares störten, oder heimlicherweise die Tür des Zimmers der Göchhausen zumauern ließen usw. Karl August wird auch nicht selten noch weiter gegangen und dabei ins Rohe und Kindische verfallen sein, wie das im Studentenleben auch bei gescheiten und wohlerzogenen Leuten jeden Tag beobachtet werden kann. Und wenn Karl August und Goethe als Korpsburschen in gleicher Weise getollt hätten, würde niemand ein Wort darüber verloren haben. Bei Goethe mochte es auch hingehen, er war so ein Geniemensch und vorläufig ohne Amt; aber Karl August war Fürst, Landesherr und Ehemann. Da mußte sein Leben bei den weimarischen Bürgern und Beamten, die nicht auf den Genieton gestimmt waren, ein arges Schütteln des Kopfes hervorrufen. Mit guter Laune hat Einsiedel in einem jener Spottgedichte, die in der „Weltgeisterei", Karl Augusts engerer Runde, zur Verlesung kamen, den räsonnierenden Chor persifliert:

Nun denk' man sich 'en Fürstensohn,
Der so vergißt Geburt und Thron
Und lebt mit solchen lockern Gesellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen;
Die tun, als wär'n sie seinesgleichen,
Ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen,
Die des Bruders Respekt so ganz verkennen,
Tout court ihn „Bruderherz" tun nennen,
Glaub'n, es wohne da Menschenverstand,
Wo man all etiquette verbannt,
Sprech'n immer aus vollem Herz,
Treib'n mit der heil'gen Staatskunst Scherz,
Sind ohne Plan und Politik,
Verhunz'n unser bestes Meisterstück.

Goethe hat in dieser Weise mitgescherzt. Trotzdem gab er im stillen den Gegnern in so manchem recht, und es ist sicher, daß er viele der wüsten Zerstreuungen nur mit halbem Herzen mitgemacht hat. Aber er mußte sie mitmachen aus einem doppelten Grunde. Einer kraftvollen Jugend imponiert ein Junger nicht allein durch geistige Überlegenheit: am wenigsten ein Bürgerlicher einer adeligen oder fürstlichen Jugend. Er muß sich ihr auch körperlich gewachsen zeigen in Ausdauer und Gewandtheit. Wenn Goethe dem jungen weimarischen Fürsten bewies, daß er beim Trinken seinen Mann stehe wie jeder adelige Germane, daß ihm beim Reiten kein Graben zu breit, keine Hecke zu hoch, kein Felspfad zu schwierig, kein Weg zu lang sei, daß er ein guter Jäger, ein flotter Tänzer und Schlittschuhläufer sei, daß er jedes Spiel verstehe, daß er eine Winternacht hindurch kneipen und tanzen und dann doch vor Tagesanbruch mit dem Fürsten zur Jagd ziehen könne, da erst konnte er sicher sein, daß sein fürstlicher Freund und dessen Kavaliere unbedingten Respekt vor ihm haben würden. Dieser Respekt aber war ihm wichtig, nicht um seiner Person, sondern um der großen Ziele willen, die er mit dem Herzog verfolgte. — Der andere Grund, der ihn leitete, war, daß er allenthalben zugegen sein wollte, um zu jeder Zeit dem unbändigen Jüngling die Zügel über den Hals werfen zu können und die überschäumende Kraft nicht zum Verderben von Fürst und Land ausschreiten zu lassen.

Es kommt nicht darauf an, ob Goethe bei seinem Verhalten sich immer der ihn bestimmenden Gründe bewußt gewesen ist. Daß sie häufig die geheime Triebkraft waren, ist zweifellos. So zweifellos wie dies, daß Goethe von den ersten Wochen an einen leitenden Einfluß auf den jungen Fürsten zu gewinnen gesucht hat. Goethe war immer eine Natur, die etwas schaffen, wirken wollte. Einen wochenlangen Besuch nur mit Vergnügungen, mit Genuß hinzubringen, wäre ihm das Widerwärtigste von der Welt gewesen. Er hat deshalb in Weimar, ohne daran zu denken, ob er dort bleiben würde oder nicht, oder vielleicht gerade in dem Gedanken,

daß er nach einigen Wochen oder Monaten das Fürstentum wieder verlassen werde, seine Zeit und die Liebe des Fürsten zu ihm benutzt, um diesen zu beeinflussen. Das Erziehungswerk, das er an Karl August vollbrachte, läßt sich in den Anfängen nur selten beobachten. Wird uns aber einmal ein Blick hinein gegönnt, so ist es ebenso anziehend wie lehrreich. Wir bemerken, mit welcher Klugheit der Dichter die verschiedensten Mittel und Wege wählt, um ohne schulmeisterliche Aufdringlichkeit dem Herzog ernste Wahrheiten zu predigen. So wenn er — kaum einen Monat nach seiner Ankunft — dem Herzog bei einem Besuch in Kochberg als demütigliches Bäuerlein naht und ihm in Knittelversen seine Huldigung darbringt und dann fortfährt:

Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch sein uns angelegen,
Denn wir bäurisch treues Blut
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreun,
Als an Pferden und Stuterein.

Neben solcher halb maskierten Belehrung gab es nicht wenige unmittelbare. Wenn er den Herzog für sich allein, besonders in der Stille des Zimmers hatte und das Gespräch die Pflichten des Herzogs als Landesherrn und Gatten berührte, dann ist Goethe, wie einzelne Brief- und Tagebuchstellen erkennen lassen, sehr energisch, wenn auch mit der Feinheit des Genies und der Wärme des Liebenden, auf ihn eingedrungen. Mit solchen Gesprächen verbrachte er oft halbe Nächte beim Herzog, und wenn er dann nicht heimkehrte, sondern bei seinem „lieben Herrn" nächtete, dann mochte wohl der ehrsame Beamte und Bürger meinen, die beiden schwelgten in Champagner oder feierten Gott weiß welche Orgien. Auch das mußte Goethe schweigend sich gefallen lassen.

. . . . Ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.

Wir sehen auch weiter, wie Goethe bei den lustigen Jagden, Fahrten und Ritten ins Land die ernsten Regierungsaufgaben nicht aus dem Auge läßt, wie er sie benutzt, um den Herzog vom Genuß zur Arbeit zu führen. Mit der ihm eigenen Allseitigkeit und mit seiner glänzenden Gabe, das Nützliche im Gewande des Anmutigen zu zeigen, mag er bei solchen Gelegenheiten dem Herzog bald für die Besserung der Wege, bald für die Pflege von Feldern und Wäldern, bald für die Hebung des Handels und des Gewerbfleißes Interesse eingeflößt haben. In dieser Weise läßt sich verstehen, wenn er im Februar 1776 an Johanna Fahlmer schreibt: „Jetzt bin ich dran das Land nur kennen zu lernen, das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit."

Aber wer sah dieses wohltätige Wirken Goethes? Der ausgeworfene Samen keimte erst. Bis er sichtbar zutage schoß, brauchte es Zeit. Inzwischen sah man nur all das Unglück, das Goethe scheinbar angerichtet hatte. Man sah, wie der Herzog durch sein unregelmäßiges Leben und, wie man daneben sich zuraunte, durch sein unmäßiges Trinken seine Gesundheit erschütterte, man sah, wie er für nichts, als um sich auf dem Pferde auszutoben, Arme, Beine und Genick daransetzte, wie die Regierungsgeschäfte stockten, wie die alten und verdienten Beamten beiseite gesetzt wurden, wie die Einkünfte des Herzogs, anstatt einer würdigen Repräsentation zu dienen, mit Zech- und Spielgenossen durchgebracht wurden und wie die junge Herzogin einsam über ihre unglückliche Ehe trauerte. All das wurde in abenteuerlicher Vergrößerung von Mund zu Mund getragen, nach außen gemeldet und für alles Goethe die Schuld zugeschoben. Denn er war der Ältere, der Verständigere, der Busenfreund, und erst nach seinem Erscheinen war die tolle Wirtschaft losgegangen. Bald laut, bald heimlich, bald von Weimar, bald von draußen kamen Warnungen, Ermahnungen, Bitten. Zuletzt ließ sich sogar der Sänger des Messias verleiten, einen „Freundschaftsbrief" an Goethe zu schreiben, in dem es hieß: „Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaub-

würdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Tun und Lassen ankommt, einreden werde; auch nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, strenge beurteile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn sie denkt männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben, wie ich! ... Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider; im Gegenteil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will."

An allen anderen Episteln war Goethe lachend oder achselzuckend vorbeigegangen. Die Klopstocks kränkte ihn, und er hielt es für notwendig, ihn kurz und entschieden abzufertigen: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder mich sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von

allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog tat's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das . . ." Klopstock schrieb darauf eine grobe Antwort, die den Beziehungen der beiden Männer für immer ein Ende machte.

Es ist bezeichnend, daß Goethe in seinem Briefe die Berechtigung der erhobenen Anklagen nicht einfach ableugnete, sondern sie in der Wendung, es würde ein Gemisch von Schuldbekenntnis, Entschuldigung und Verteidigung herauskommen, halb und halb zugab. Und das hat er auch sonst mit einer über seine Verantwortlichkeit hinausgehenden Ehrlichkeit getan. Am großartigsten in dem Gedichte „Ilmenau":

Ich brachte reines Feuer vom Altar,
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme,
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.
. . . . . .
Nun sitz ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft und schuldig und beglückt.

Infolge dieser unschuldigen Schuld, mit der er so oft in seinem Leben sich belud, der Anklagen, die ringsumher gegen ihn ertönten, des Unglücks der Herzogin, die er so sehr verehrte, hatte er mitten in dem Strudel von Zerstreuungen manche schwere Stunde. Dann ging er beiseite und sprach mit dem Weltenschöpfer in seiner Weise.

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Trotz aller frühe hervortretenden Anfeindungen und ihn bedrückenden Mißverhältnisse konnte aber Goethe nicht daran denken, Weimar so bald zu verlassen, auch wenn der Herzog ihn nicht dauernd an sich fesseln wollte. Seine Gewissenhaftigkeit, Tapferkeit und Freundestreue zwangen ihn zum mindesten, den Verlauf zweier wichtiger Angelegenheiten abzuwarten, die wenige Wochen nach seiner Ankunft sich eingeleitet hatten.

Die erste war die Berufung Herders zum weimarischen Generalsuperintendenten. „Ich muß das stiften, ehe ich scheide", schrieb er an Herder am 2. Januar. Aber kaum war der Plan ruchbar geworden, als sich eine erbitterte Opposition dagegen erhob. Sie ging aus vom Oberkonsistorium, bei dessen Mitgliedern sich materielle und religiöse Motive wunderlich gegen Herder vereinigten. Insbesondere hatte man einen fürchterlichen Schauder vor Herders vermeintlicher Freigeisterei. Man kolportierte die widersinnigsten und abgeschmacktesten Dinge über ihn und erreichte damit, daß auch ein großer Teil der Gemeinde sich vor dem neuen Generalsuperintendenten entsetzte. Der Widerstand war so heftig, daß Goethe nicht einmal mehr das Briefgeheimnis für gesichert hielt, und daß er den Freund ersuchte, ihm einen rechtgläubigen Theologen zu nennen, der für ihn Zeugnis ablege. Wenn auch Ende Januar durch das feste Eingreifen des Herzogs die Sache zugunsten Herders entschieden war, so wußten die Gegner der endgültigen Berufung und Bestallung weiter tausend Steine in den Weg zu legen. Goethe führte auch diesen Kleinkrieg mit Erfolg zu Ende. Es war kein erfreuliches Geschäft. Aber was hätte er nicht getan, um seinen großen Pfadweiser und seine liebe Darmstädter „Heilige" an seine Seite zu bringen!

Denn inzwischen hatte sich sein Verbleiben in Weimar im Zusammenhang mit der zweiten, wichtigeren Angelegenheit entschieden. Seit dem Dezember lastete auf Weimar eine schwere Ministerkrisis. Es war die Gefahr vorhanden, daß das Herzogtum seinen vortrefflichen ersten Beamten verlöre. Minister von Fritsch hatte schon vor dem Regierungsantritte Karl Augusts, dessen Ver-

trauen er nicht zu besitzen glaubte, sich mit dem Gedanken getragen, sich aus der politischen Stellung eines Vorsitzenden des Geheimen Conseils (Ministeriums) in die neutrale eines Präsidenten der Landesregierung, d. h. der Justizverwaltung, zurückzuziehen. Sein Vater hatte ihn vermocht, davon abzustehen. Da machte ihm Karl August, nachdem er von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt war, den überraschenden Vorschlag, neben seiner Ministerstelle das Regierungspräsidium zu übernehmen. Da die Ministerialgeschäfte die Kräfte des arbeitsamen Mannes schon vollkommen in Anspruch nahmen, so konnte er in dem Vorschlage kaum etwas anderes sehen als einen Versuch, ihn aus dem Conseil zu verdrängen. Er zog denn sofort die entsprechenden Folgerungen und bat am 9. Dezember, ihn seines Ministerpostens zu entheben und allein mit dem Regierungspräsidium zu betrauen.

Wir können annehmen, daß Karl August dazu geneigt war. Er hatte von der Prinzenzeit her einen Groll gegen Fritsch, und außerdem wird er den Wunsch aller neuen Herren gehabt haben, mit neuen Dienern zu arbeiten. Ebenso können wir aber annehmen, daß Goethe rasch den großen Wert Fritschs und die große Tragweite seines Verlustes erkannt hat. Er hat dann wohl wochenlang mit Karl August hin und her verhandelt, um diesen von einem übereilten Schritte zurückzuhalten. Bei diesen Verhandlungen wird Karl August Goethe auch das Versprechen abgenommen haben, dauernd an seiner Seite zu bleiben und in das Geheime Conseil einzutreten. Nur so läßt sich erklären, daß Karl August erst Mitte Februar auf die Eingabe Fritschs zurückkam, indem er ihn zu einer Unterredung einlud und ihn bei dieser in „überaus gnädiger Art" ersuchte, seine alte Stellung in bisheriger Weise beizubehalten, zugleich ihm aber eröffnete, daß er verschiedene Personalveränderungen beabsichtige; er wolle dem Kammerherrn von Kalb das Präsidium der Kammer, d. h. die Leitung der Finanzangelegenheiten, übertragen und den Dr. Goethe zum Mitglied des Conseils ernennen. Gegen diese beiden Gedanken legte Fritsch auf der Stelle sehr freimütige und bestimmte Verwahrung ein, insbesondere

gegen die Ernennung Goethes, da er den jungen, schöngeistigen, leichtsinnigen Frankfurter Rechtsanwalt für völlig untauglich zur Bekleidung eines so hohen und verantwortlichen Amtes in einem ihm fremden Staatswesen hielt. In jedem Falle, so bat er, möge der Herzog seine Pläne reiflich erwägen. Wieder ließ der Herzog mehr als zwei Monate verstreichen, ehe er dem Minister seine Entschließungen verkündete. Dieses erneute lange Zögern lag so wenig in der Art des hitz- und starrköpfigen Fürsten, zumal hier, wo es sich um die Erfüllung von Lieblingswünschen handelte, daß wir es ebenfalls auf Goethes Einfluß zurückführen müssen. Dieser mochte hoffen, daß, wenn Zeit verstriche, die Gegensätze sich ausgleichen, Fritsch ihn besser kennen lernen und der Herzog mehr Ruhe gewinnen würde. Wie sehr Goethe an jedem Schritte, den der Herzog in der Sache tat, teilhatte, sehen wir am besten aus dem Umstande, daß er das Konzept zu dem Bescheide, der endlich am 23. April erfolgte, durchgesehen und Schärfen darin gemildert hat. Der Herzog bat hierin Fritsch nochmals, daß er seine Stelle im Conseil behalten möge, obschon er auf seinen Plänen, zu denen auch Geschäftsveränderungen im Geheimen Conseil gehörten, bestehen müsse.

Fritsch war von diesem Bescheide in höchstem Maße betroffen. Er mochte gerade aus der langen Frist die Erwartung geschöpft haben, der Herzog habe seine Einwände gewürdigt. Nun war keine Rede davon. Wenn aber der Herzog bei so wichtigen Personal- und Organisationsfragen ihn nicht hörte, wie konnte er auf eine weitere gedeihliche Amtstätigkeit rechnen? Zudem lag die Befürchtung nahe, daß es mit der Hineinziehung von Goethe und Kalb in den Staatsdienst nicht abgetan sei, sondern noch mehr solcher Originalgenies und wilder junger Leute folgen würden. Herder, der zu der Sippe gehörte, hatte schon das höchste Kirchenamt bekommen. Lenz, der sich mit abenteuerlichen militärpolitischen Ideen trug und seit Anfang April in Weimar Torheiten beging, war vielleicht zum Direktor der Kriegskommission ausersehen; Fritz Stolberg, der schon im November eine kraftgeniale Gastrolle ge-

geben hatte, Wagner, Klinger waren oder schienen im Anzuge — was sollte er, der ernste Beamte, neben solchen Gesellen? Sein Entschluß war demnach bald gefaßt. Schon am nächsten Tage reichte er seine Entlassung aus dem weimarischen Staatsdienst ein. Er hielt es jedoch für seine Pflicht, als treuer Diener des Staates und des Herzogshauses vor seinem Abschied noch in aller Offenheit und mit allem Nachdruck gegen die Pläne des Herzogs seine Stimme zu erheben. Uns interessiert hier nur, was er über die Absicht der Berufung Goethes ins Conseil äußert. Er meint, er habe mit Bekümmernis wahrgenommen, wie der Herzog auf einem Entschlusse bestehe, der ihm von aller Welt verdacht werde, und den Goethe, falls er wahre Neigung und Liebe zum Herzog habe, selbst ihm widerraten müsse. Er sei so sehr von dem Fehlerhaften dieses Schrittes überzeugt, daß er in einem Collegio, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe werden solle, nicht länger sitzen könne. Außerdem verhehle er ihm nicht, daß im Publikum über die bisherige saumselige Erledigung der Regierungsgeschäfte allgemeine Unzufriedenheit herrsche.

Des Herzogs Zorn wird beim Empfang des Schreibens hell emporgelodert sein. Namentlich der Satz über Goethe, seinen göttlichen Herzensfreund, neben dem Fritsch nicht sitzen wolle, mußte ihn gewaltig aufbringen. Trotzdem vergehen sechzehn Tage, ehe er dem Minister antwortet. Die Antwort datiert vom 10. Mai. Goethe kehrte an diesem Tage von einer kleinen Rundreise im Lande zurück, nachdem er von unterwegs dem Herzog gelegentlich eine Lektion über allzu große Hitze gegeben hatte. Der Brief ist ein unvergängliches Ehrendenkmal, das der Herzog sich und Goethe gesetzt hat. Er darf in keiner Goethebiographie fehlen.

„Ich habe Ihren Brief, Herr Geheimer Rat, vom 24. April richtig erhalten. Sie sagen mir in demselben Ihre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, welche ich von einem so rechtschaffenen Manne, wie Sie sind, erwartete. Sie fordern in ebendemselben Ihre Dienstentlassung, weil, sagen Sie: Sie nicht länger in einem Collegio, wovon der Dr. Goethe ein Mitglied ist, sitzen können.

Dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich sein, Ihnen diesen Entschluß fassen zu machen. Wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluß billigen, Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen. Nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit, in einem Landes-Collegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen; ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeugt. Was den Punkt anbetrifft, daß dadurch viele verdiente Leute, welche auf diesen Posten Ansprüche machten, zurückgesetzt würden, so kenne ich niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte; zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Weh meiner Untertanen stehet, nach Anciennetät, sondern nach Vertrauen vergeben. Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, dieses verändert gar nichts; die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht tun will, arbeitet nicht um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln. Nach diesem allen muß ich mich sehr wundern, daß Sie, Herr Geheimer Rat, die Entschließung fassen, mich jetzt in einem Augenblick zu verlassen, wo Sie selber fühlen müssen und gewiß fühlen, wie sehr ich Ihrer bedarf. Wie sehr muß es mich befremden, daß Sie, statt sich ein Vergnügen daraus zu machen, einen jungen fähigen Mann, wie mehrbenannter Dr. Goethe ist, durch Ihre, in einem zweiundzwanzigjährigen treuen Dienst erlangte Erfahrung zu bilden, lieber meinen Dienst zu verlassen, und auf

eine, sowohl für den Dr. Goethe, als, ich kann es nicht leugnen, für mich beleidigende Art; denn es ist, als wäre es Ihnen schimpflich, mit demselben in einem Collegio zu sitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, für meinen Freund ansehe, und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man denselben verachte, sondern vielmehr aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient." Am Schlusse bemerkt der Herzog: „Sie sind Herr und Meister zu tun was Sie wollen, ich hielte es für eine Ungerechtigkeit, es sei, wer es wollte, in so wichtigen Vorfallenheiten seines Lebens einzuschränken; aber wie sehr wünschte ich, Sie bedächten sich anders."

So durchschnitt Karl August auch jetzt noch nicht das Band, das ihn mit Fritsch verknüpfte. Er läßt in schmeichelhafter Form dem Minister den Rückzug offen. Doch Fritsch blieb unbeweglich. In einem erneuten, schon am nächsten Tage abgehenden Schreiben betont er, daß es ihm ferngelegen habe, dem Herzog zu nahe zu treten, daß er aber an seinem Entschlusse nichts ändern könne.

Danach schien die Erhaltung des Ministers aussichtslos. Der Herzog konnte, ohne sich zu demütigen, nicht weiter dem Minister entgegenkommen, und Goethe konnte und wollte nicht verzichten. Nicht bloß, weil diese Resignation nichts genutzt, sondern — nach seiner innersten Überzeugung — dem Herzogtum unsäglichen Schaden zugefügt hätte. Denn wer anders konnte die vulkanischen Kräfte des Herzogs auf segenbringendem Herde einschränken! — Da fand man einen letzten Ausweg. Man rief die Vermittelung der Herzogin-Mutter an. Sie stand Fritsch und Goethe gleich nahe. Vierzehn Jahre war Fritsch ihr vertrauter Berater gewesen, sie hatten in schönster Eintracht zusammen gewirkt. Auf der anderen Seite hatte das helle Auge der Fürstin rasch die unvergleichlichen Schätze, die in Goethes Seele ruhten, unter allen Hüllen erkannt. Da sie als Mutter und ehemalige Regentin nur das Wohl des Sohnes und des Landes im Auge haben konnte und als Freundin des Ministers sprach, so mußte ihre Stimme das größte Gewicht haben. Sie schrieb:* „Mein Sohn, der Herzog, hat mir das Ver-

* Das Original ist französisch.

trauen bewiesen, mir die Korrespondenz zu zeigen, die zwischen ihm und Ihnen stattgefunden hat, in betreff der neuen Einrichtungen, die getroffen werden müssen; ich ersehe daraus mit Schmerz, daß Sie die Absicht haben, meinen Sohn zu verlassen, und dies in einem Augenblick, wo er Ihrer am notwendigsten bedarf; die Gründe, welche Sie anführen, haben mich tief bekümmert, sie sind eines feinen Kopfes wie des Ihren, der die Welt kennt, nicht würdig. Sie sind eingenommen gegen Goethe, den Sie vielleicht nur aus unwahren Berichten kennen oder den Sie von einem falschen Gesichtspunkt beurteilen. Sie wissen, wie sehr mir der Ruhm meines Sohnes am Herzen liegt und wie sehr ich darauf hingearbeitet habe und noch täglich arbeite, daß er von Ehrenmännern umgeben sei. Wäre ich überzeugt, daß Goethe zu den kriecherischen Geschöpfen gehörte, denen kein anderes Interesse heilig ist als ihr eigenes und die nur aus Ehrgeiz tätig sind, so würde ich die erste sein, gegen ihn aufzutreten. Ich will Ihnen nicht von seinen Talenten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral. Seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen. Das ist doch der erste hauptsächlichste Wille unseres Schöpfers ... Machen Sie Goethes Bekanntschaft, suchen Sie ihn kennen zu lernen; Sie wissen, daß ich meine Leute erst gehörig prüfe, bevor ich über sie urteile, daß die Erfahrung mich in solcher Prüfung sehr geübt hat und daß ich dann ohne Vorurteil richte; glauben Sie einer Freundin, die Ihnen wahrhaft zugetan ist, sowohl aus Dankbarkeit wie aus Anhänglichkeit. Selbst wenn der Herzog, mein Sohn, einen übereilten Schritt getan hätte, haben Sie dann nicht hinlänglich Ihre Pflicht getan, wenn Sie darauf aufmerksam machten — und wenn er darauf besteht, ist das dann Ihr Fehler? Mich dünkt, die Welt würde es Ihnen verargen, wenn Sie einen Fürsten verlassen, der Ihrer Einsicht und Ihrer Rechtschaffenheit bedarf; urteilen Sie selbst, ob sich das verträgt mit der Religion, die Sie bekennen. Noch einmal, gehen Sie in sich: ich kenne Sie als dankbar; ich bitte Sie aus Liebe für mich,

verlassen Sie meinen Sohn nicht unter diesen Umständen; ich rate es Ihnen und ich bitte Sie darum."

Der Brief verfehlte nicht seine Wirkung. Fritsch, der starre Mann, nahm sein Entlassungsgesuch zurück, und Goethe wurde durch Dekret vom 11. Juni 1776 zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Conseil und einem Gehalt von zwölfhundert Talern bestellt. Nicht ohne Bewegung schrieb Goethe nach Abschluß der Angelegenheit an die alten Wetzlarer Freunde, an Kestners, in Hannover: „Der Herzog, mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden, aus unserer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne." Einen nicht minder schönen Ausdruck fand das Rührende und Große dieses einzigen Verhältnisses in einem Briefe, den der Herzog durch Kalb an die Eltern Goethes richtete. Er ließ ihnen darin sagen, daß er nie darauf verfallen sein würde, ihrem Sohne einen anderen Charakter als den von seinem Freunde anzutragen, weil er nur zu gut wisse, daß alle anderen unter seinem Werte seien, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nötig machten. Zugleich wurde ihnen eröffnet, daß Goethe die Stelle mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit erhalte. Sie möchten ihre Zustimmung dazu geben, was ihnen um so leichter fallen würde, wenn sie bedächten, daß die Glückseligkeit von Tausenden durch dieses Opfer erhalten würde.

Der letzte Satz bekundet, welches ungemessene Vertrauen der Herzog zu Goethes politischer Weisheit hatte, und welchen Einfluß und welche Machtbefugnis er ihm — gemäß diesem Vertrauen — gewähren wollte. In der Tat war denn auch Goethe in den nächsten Jahren die Seele der weimarischen Regierung. Er selbst nennt sich gelegentlich den Zweiten im Königreich, Seckendorff nennt ihn spöttisch den successeur des Herzogs. Wieland aber schrieb: „Goethe lebt und regiert und wütet und gibt Regen und Sonnenschein und macht uns glücklich, er mache, was er will." Es hatte sich das Wort Lavaters erfüllt: „Goethe wäre ein herr-

liches, handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein."

Wer andere beglücken kann, empfindet selber Glück. Das empfand jetzt Goethe in seiner politischen Tätigkeit. Aber er spürte von daher noch eine andere wohltuende Rückwirkung. Die praktische Arbeit hielt ein heilsames Gegengewicht gegen seine Leidenschaften und sein Phantasieleben, und gerade das war es, was er ersehnt hatte und was ihn nun mehr und mehr auf eine neue Stufe seines Lebens führte. „Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. Hier habe ich doch ein paar Herzogtümer vor mir." (An Johanna Fahlmer 14. Februar 1776.) Selbst die Widerstände, denen er begegnet, sind ihm willkommen. Die quellende Lebensenergie versauert nicht, sondern erhält erfrischenden Abfluß. „Da ich jetzt in einer Lage bin, da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem Liebe und Haß, Hundsfötterei und Kraft, meinen Kopf und Brust entgegensetzen muß, so ist mir's wohl." (An Bürger 2. Februar 1776.) „Von Geschäften bin ich eben nicht gedrückt, desto mehr geplagt von dem, was den Grund aller Geschäfte macht: von den tollen Grillen, Leidenschaften und Torheiten und Schwächen und Stärken der Menschen, davon hab' ich den Vorteil, daß ich nicht über alles das Zeit habe, an mich selbst zu denken, und wie sich Frau Aja erinnert: daß ich unleidlich war, da mich nichts plagte, so bin ich geborgen, da ich geplagt werde." (An die Mutter am 6. November 1776.) Seine Befriedigung mußte es erhöhen, daß von dem Augenblicke ab, wo der Verbleib Fritschs entschieden war, sich der Kreis der ihm Zugetanen stetig vermehrte. Denn es war ein deutliches Zeichen, daß die Goethische Ära keine unreife Revolutionspolitik, sondern ein organisches Verknüpfen des Modernen mit dem lebensfähigen Alten bedeute.

Neben der großen politischen Stellung, die der Herzog seinem Günstling einräumte, erscheint es sehr geringfügig, von dem Heim zu reden, das ihm der fürstliche Freund verschaffte. Aber nicht

umsonst hat Goethe, als er später einmal rühmen wollte, was ihm der Herzog gegeben habe, neben „Neigung, Muße, Vertrauen" sogleich „Felder, Garten und Haus" gestellt. Ein den intimsten Neigungen entsprechendes Nest war für den jungen Goethe, der von seiner äußeren Umgebung so abhängig war, eine der wertvollsten Gaben. Denn wiewohl ironisch, so doch ganz treffend bemerkte später Böttiger aus dem Munde Bertuchs: „Goethe konnte seinen Weltgeist nicht in einer engen Ausdünstungs-Pfütze, vulgo Stadt genannt, gefangen nehmen." Er sehnte sich nach einer Wohnung in der freien Natur. Kaum wußte der Herzog von seinem Wunsch, als er ihm ein Gartenhaus am jenseitigen Rande des Ilmtales kaufte und es auf seine Kosten einrichten ließ. Goethe hat nie glücklichere Tage als in diesem schlichten Hause und seinem weiten, in Terrassen ansteigenden Garten verlebt. Am 17. Mai schreibt er: „Hab' ein liebes Gärtchen vorm Tor an der Ilm, schöne Wiesen in einem Tale. Es ist ein altes Häuschen drin, das ich mir reparieren lasse." Am 18.: „Nachts zehn Uhr in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause geschickt und will allein hier zum ersten Male schlafen ... Es ist eine herrliche Empfindung da haußen im Felde allein zu sitzen. Morgen frühe wie schön! Alles ist so still. Ich höre nur meine Uhr ticken, und den Wind und das Wehr von ferne."

Ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh.

Er war Freiherr auf eigenem Grund und Boden geworden.

Die ehrenvollen, hoffnungsreichen, angenehmen inneren und äußeren Bedingungen, unter denen Goethe in Weimar sich niederließ, hätten es bei jedem anderen zur Genüge erklärt, wenn er, wie der Dichter es im Sommer 1776 tat, seine Lage als die glücklichste bezeichnete, die sich menschliche Einbildungskraft er-

träumen könne. Bei Goethe reichte das alles nicht aus. Wenn er einen so starken Ausdruck gebraucht, so können wir sicher sein, daß noch dasjenige hinzugetreten war, was er „die Krone des Lebens" nennt, „das Glück ohne Ruh" — die Liebe. Er fand sie durch Charlotte von Stein.

Frau von Stein

Das Verhältnis Goethes zu Charlotte von Stein ist das merkwürdigste, bedeutungsvollste und andauerndste, das er je zu einem weiblichen Wesen gehabt hat. Keine mit holden Reizen geschmückte Jungfrau, keine liebliche Rosenknospe, auch keine voll erblühte Rose, wie sie manchmal der Mittag des Lebens zeitigt, sondern eine fast verblühte, leidende und wohl mit einem angenehmen, doch nicht gerade schönen Äußeren begabte Frau, eine Frau, die bereits Mutter von sieben Kindern geworden war und sieben Jahre mehr zählte als er, eine solche Frau war es, die ihn zu leidenschaftlicher Liebe und schwärmerischer Verehrung hinriß. Und nicht in wenigen Monaten verrauschten die Wogen seiner heißen Gefühle, wie sonst bei den Auserwählten seines Herzens, sondern zwölf Jahre durchströmten sie ihn in wenig veränderter Glut.

Welche Eigenschaften waren es, durch die Frau von Stein den Sieg über all die lieblichen Kinder, denen Goethe auf seinem Lebenswege begegnete, davontrug? Es war im Grunde nur eine einzige, aber diese eine reichte aus, um ihr die stärkste Macht, ja eine uns gerade wunderbar erscheinende Zauberkraft über Goethe zu verleihen: sie wußte in der tausendfach bewegten, in ihren Tiefen mehr sich verhüllenden als offenbarenden Seele des rätselvollen Mannes zu lesen. Bis zu einem nicht unbeträchtlichen Grade hatten auch andere edle und feinfühlige Frauen wie Lili oder scharfsinnige Männer wie Merck seinem genialisch-irregulären Wesen Verständnis entgegengebracht, in vollem Umfange bot es ihm erst Frau von Stein. Was aber ein solches Erfassen seines Innersten ihm bedeutete, insbesondere während seiner Sturm- und Drangjahre ihm bedeutete, wie von diesem Verständnisse aus jener Sturm des Herzens sich beruhigte und vor der reinen Anmut dieser Frau sich zum Maße durchrang, das hat er in tief empfundenen Versen gleich nach den ersten Monaten seiner Bekanntschaft mit Frau von Stein im April 1776 ausgesprochen:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Wir sehen die hohe, reine, weisheitsvolle Iphigenie vor uns, wie sie aus der Seele des Orest die peinigenden und verwirrenden Furien verscheucht. So übernatürlich erschien dem Dichter der seherische Blick der Geliebten, so seltsam der Einklang ihrer Seele mit der seinigen, daß er es sich nicht anders als aus dem Mysterium ehemaliger eng zusammengeschlossener Präexistenz glaubte erklären zu können.

Sag', wie band das Schicksal uns so rein genau? —
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!

Das Glück, ein solches Wesen gefunden zu haben, drängte ihn, die Schranken, die Sitte und Gesetz seinem Verkehre mit ihr zogen, stürmisch zu überspringen. Und in der Offenheit und der Harmlosigkeit seiner Natur lag es ihm weit ab, seine Gefühle zu verbergen. So frei man aber auch in Weimar über den Verkehr zwischen Männern und Frauen dachte, so üblich zärtliche Galanterien der Herren gegen ihre verheirateten oder unverheirateten Erkorenen waren, so überstieg doch die Heißblütigkeit, mit der Goethe seine Neigung zu Frau von Stein pflegte, das gewohnte Maß und erregte Anstoß. Allerdings den geringsten oder gar keinen bei ihrem Manne. Der Oberstallmeister von Stein, ein stumpfer Wirklichkeitsmensch, hatte für die Genüsse der Hoftafel, an der er Mittag und Abend speiste, für ein kleines Spielchen, für den fürstlichen Marstall, für seine Weimarer Wagenbauanstalt oder seine Kochberger Brennerei und Mastochsen unendlich mehr Interesse als für die Besuche, die Goethe seiner Frau machte, oder

für die zarten Billette, die er mit ihr austauschte. Er wird dieses Umwerben ungefähr so angesehen haben, wie sechshundert Jahre früher seine Standesgenossen die schmachtenden Huldigungen, die verzückte Minnesänger ihren Frauen darbrachten. Ja er mochte den Umgang Goethes mit seiner Frau, solange er nicht die äußerste Grenze überschritt, gar nicht ungern sehen. In Frau von Stein hatte sich eine leise Schwermut entwickelt. Ihr feines, sanftes, reines und reiches Wesen, von dem Knebel sagte, daß es in Deutschland kaum wiedergetroffen werden dürfte, hatte bei ihrem Manne keinen fühlbaren Widerhall gefunden. Eine elfjährige, freudlose, gleichgültige Ehe lag hinter ihr. Von ihren sieben Kindern, denen sie unter mannigfachen Leiden das Leben gegeben hatte, hatte sie vier wieder zu Grabe getragen. Einsam, trübe, kränklich saß sie mit ihren kleinen Söhnen daheim: eine unbequeme, unbehagliche Erscheinung für den Gatten, der auf Hof und Gesellschaft nicht verzichten konnte noch wollte. Nun kam Goethe, unterhielt seine Frau, machte sie heiter und gewann sie dem Leben und der Geselligkeit. Um diesen Preis hat der Oberstallmeister die intime Verbindung nicht bloß geduldet, sondern auch unterstützt, indem er gelegentlich bereitwillig Grüße und Briefe des gutherzigen, sonderbaren Schwärmers übermittelte, wie er diesem auch gern die Erziehung seiner Kinder, um die er sich doch nicht kümmern konnte, überließ. So leicht wie Herr von Stein gingen aber andere, strengere Naturen, darunter die fromme, ernste, aus einem schottischen Geschlechte stammende Mutter Charlottens, über das Verhältnis, dessen Tiefe sie auch klarer erkannten, nicht hinweg. Sie sahen darin nicht bloß die Gebote der Schicklichkeit und der feineren Moral verletzt, sondern sie befürchteten wohl, bevor sie die Gewissenhaftigkeit und Ritterlichkeit Goethes kannten, aus dem weiteren Verlaufe Schlimmeres. Frau von Stein selbst war von sich durchkreuzenden Gefühlen bewegt. Über ihre Gegenliebe konnte sie sich schwer hinwegtäuschen. Gerade die große Veränderung, die sich mit ihr vollzogen hatte, belehrte sie über den wahren Zustand ihres Herzens. Wir besitzen leider nicht ihre Briefe

an Goethe aus dieser Zeit. Nur ein einziger, wenn eine triftige Vermutung nicht trügt, scheint uns erhalten, dadurch, daß Goethe ihn im Herbste 1776 in „Die Geschwister" verflocht. Dieser Brief lautet: „Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahr war ich bereit zu sterben und ich bin's nicht mehr." Dieser Brief, ob er nun erdichtet oder von einem Original kopiert ist, stimmt jedenfalls zur Wirklichkeit. Noch am 25. März 1776, wo die nähere Bekanntschaft der beiden etwa vier Monate dauerte, schreibt Goethe der Frau von Stein von unterwegs: „Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau, ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung ... Die Sonne so golden blickend als je. — Nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen. — Nein! es ist der Born, der nie versiegt. Das Feuer, das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht! Beste Frau, auch in Dir nicht, die Du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe Dich verlassen."

Aber je deutlicher Frau von Stein die sie belebende Liebe verspürte, desto mehr fühlte sich ihr keusches Gemüt beunruhigt.

Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen;
Vernicht' es Himmel du! Wenn mich's je könnt' anklagen —

schrieb sie einmal auf die Rückseite eines Goethischen Briefes. In ihrer Unruhe hat sie sich trotz der sie wenig verpflichtenden Haltung ihres Mannes tapfer gegen das eigene Herz und gegen das heiße Andringen des genialen Liebhabers gewehrt. Mit Festigkeit besteht sie darauf, daß er die Ausdrücke seiner Leidenschaft mäßige und sich von ihr ferner halte, wenn nicht um ihret-, dann um der Welt willen. Er ist von dieser Abweisung ganz erschüttert. Er war sich bewußt, daß er ihr in der reinsten Absicht genaht und nichts von ihr verlangt habe, was nicht der Mensch vom Menschen zu verlangen berechtigt sei: Trost, Beruhigung, Klä-

rung. Schrille Schmerzenslaute entringen sich der blutenden Brust: „Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer zu meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin — — — und das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. Sie wissen nicht, was Sie tun. Die Hand des einsam Verschlossenen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart wo sie aufliegt." (24. Mai 1776.) Am nächsten Tage arbeitet er in tiefer Trauer an einem Gedicht, das er für Gluck auf den Tod seiner Nichte machen soll. Was war ihm die wesenlose Nichte Glucks? Die ergreifenden, erst weich sich hinschwingenden, dann verzweifelt aushallenden Trauerakkorde, die das Monodram Proserpina, in das er später die Totenklage umwandelte, durchzittern, sind aus der Wehmut über den scheinbar ins Reich der Schatten entschwundenen Liebesbund mit Frau von Stein entsprungen. In immer neuen verlangenderen, sehnsüchtigeren Tönen erklingt während der nächsten Monate sein Schmerz. Wie ein gestraftes Kind der Mutter naht er sich ihr flehend: „Seien Sie mir lieb wie immer, ich will auch seltener schreiben und kommen." Und ein andermal ruft er wie ein sich härmender Büßer: „Sie kommen mir eine Zeit her vor, wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens daß sein scheidender tränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt." — Seine Klagen helfen ihm nichts, er muß die überwallenden Gefühle zurückpressen, er muß vom vertraulichen „Du" zum gemessenen „Sie" zurückkehren und seine Liebe zu einer milden Freundschaft herabstimmen.

Der Verkehr der beiden wird nunmehr ruhiger. Er fügt sich in den konventionellen Rahmen der Gesellschaft ein. Damit beruhigt sich auch die Welt. Die eigene und fremde Beruhigung

gewährt aber beiden neue Sicherheit und neue Freiheit. Je harmloser man ihren Verkehr aufzufassen beginnt und sie selbst ihn auffassen, desto eifriger können sie ihn wieder pflegen. Es vergehen vier Jahre. Wir sehen Frau von Stein in ihrem Entschlusse beharren, ihre Beziehungen zu Goethe nicht über die Freundschaftslinie hinauswachsen zu lassen.

Aber auch der Fels vermag der ewig ihn umrauschenden Flut nicht zu widerstehen. Der tägliche Umgang mit dem herrlichen Manne, das uneingeschränkte Vertrauen, das er ihr schenkte, seine selbstlose Hingebung, die tausend großen und kleinen Aufmerksamkeiten, seine rührende Liebe zu den Kindern und endlich der Glanz seines Geistes mußten ihn allmählich der Frau von Stein ganz und gar zu eigen machen; und es bedurfte nur erregter Augenblicke, um ihm zu verraten, daß das, was Frau von Stein für ihn fühle, mehr als Freundschaft sei. Solche Augenblicke kamen im Jahre 1780, und freudvoll vertraut er den Bäumen sein Glück.

Sag' ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt?
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.
. . . . . .
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude, jeden Tag
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

Noch aber ruht sein Glück mehr auf sicheren Anzeichen als auf unzweideutiger Gewißheit. Diese bringt ihm das Frühjahr 1781. Auf das Liebesgeständnis der teuren Frau antwortet er in tiefem Ernste: „Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen, ich mag keine Worte machen; Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden

vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht mehr ‚Sie' schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht ‚Du' sagen konnte."

Ein neuer Liebesfrühling ist ihm angebrochen und immer neue Worte und Bilder entströmen ihm zur Verherrlichung der Geliebten. Seine Prosa wird zur Poesie, sein Liebesglühen zur Andacht.

„Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut."

„Deine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf. Ja, wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserem Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen."

. . . . . Seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke,
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Die Seelenehe, in die Goethe mit Frau von Stein getreten war, hatte auf ihn eine außerordentliche Wirkung: „Sagen kann ich nicht und darf's nicht begreifen, was Deine Liebe für ein Umkehrens in meinem Innersten bewirkt. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne." „Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht, nun, da mir die Welt täglich klärer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann."

Wenn sie ihm bisher beruhigende und klärende Beichtigerin war, so wird sie ihm jetzt eine Gottheit, die sein ganzes Dasein durchsüßt und emporhebt, die alles Gute, Große und Schöne, was in ihm liegt, erschließt, oder reicher und fruchtbarer quellen macht. „Du Einzige, in die ich nichts zu legen brauche, um alles in Dir zu finden." (20./21. März 1782.) Demgemäß wird ihm die Geliebte die Personifikation des Höchsten in der natürlichen und geistigen Welt. Geliebte, Muse, Sonne, Reinheit, Wahrheit, Schönheit, Poesie, fließen ihm in Eins zusammen, und er kann in seinen Dichtungen, indem er jene hehren Begriffe und Dinge feiert, zugleich der Geliebten huldigen. Nichts liegt für den ersten Blick von der Person der Frau von Stein weiter ab, als das religiöse Humanitätsepos „Die Geheimnisse" samt seiner Einleitung, den schönen Stanzen, die später als „Zueignung" an die Spitze der Werke gestellt wurden. Und trotzdem ist eine innige Verbindung vorhanden, wie wir aus des Dichters eigenem Munde erfahren. „Du hast nun, ich hoffe, den Anfang des Gedichtes," schreibt er am 11. August 1784 an Frau von Stein, „Du wirst Dir daraus nehmen, was für Dich ist. Es war mir gar angenehm, Dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich Dich habe." Und zwölf Tage später: „Ich liebe das Gedicht deshalb so sehr, weil ich unter tausend Formen darin von Dir, von meiner Liebe zu Dir sprechen kann, ohne daß es jemand außer Dir versteht." Es war die Idee der Humanität, der reinen und maßvollen Menschlichkeit, die sich ihm in Charlotte verkörperte und von ihr aus sein ganzes Leben umschuf. Aus der Zuneigung leuchtet dem geöffneten Auge überraschend das mit Glorie umstrahlte Bild der Frau von Stein hervor. Die Madonna, die einst zum Himmel emporgefahren ohne Erbarmen mit dem Zurückbleibenden, der die Hände nach ihr ausstreckt, hat sich gnadenvoll in ihrem Glanze ihm wieder zugewandt und verleiht ihm Frieden, Klarheit und der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Noch zahlreiche andere große und kleine Dichtungen hat Goethe zu Denkmälern seines Liebeslebens gemacht. Und wenn wir uns mit Iphigenie und Tasso beschäf-

tigen werden, wird es noch einmal in poetischer Schöne an uns vorüberziehen.

Das, was wir im allgemeinen über die Bedeutung Charlottens von Stein für Goethe gesagt haben, erschöpft noch nicht die Summe des Wohltuenden, das er aus dem innigen Zusammenleben empfing. Durch den häufigen, zu Zeiten täglichen Verkehr und durch ihre ungewöhnliche Bildung und Begabung wird sie die kluge, denkende Genossin seines gesamten Geisteslebens. Er liest mit ihr Spinozas Ethik und Buffons Epochen der Natur, demonstriert ihr Kegelschnitte und mikroskopische Präparate, vertieft sich mit ihr in den Knochenbau des Menschen und in die Geheimnisse des Pflanzenlebens, in die Bahnen der Gestirne und in die Geschichte der Erdkruste, durchwandert mit ihr die Literaturen der Modernen und Alten und gewährt ihr ununterbrochen Einblicke in die dichterische Werkstatt seines schaffenden Genius. Sie ist ihm das erste und das liebste Publikum, vor dem er die neugeborenen Kinder seiner Muse enthüllt, wie sie nicht selten das einzige ist, an das er bei der dichterischen Arbeit denkt. Eine solche Lebensgemeinschaft war ihm noch nie zuteil geworden. „Wie freut mich," ruft er einmal aus, „daß Dich alles interessiert und daß ich in Dir eine liebe Gefährtin finde für alles, was ich unternehme." Er bekam einen Vorschmack vom edelsten ehelichen Glücke, und es ist begreiflich, daß er in diesem Glücksgefühl meinte, er würde sein Leben zerreißen, wenn er sich von der Geliebten trennte; daß er bitterlich weint, wenn er nur an die Möglichkeit eines Verlustes denkt, und daß er, um den Neid der Götter zu beschwören, den von ihr empfangenen Ring ins Wasser werfen will. Den Neid der Götter. Er hatte eine nur zu richtige Vorempfindung. Unerbittlich wuchsen — ihn überwindend — mit der Entwicklung der Dinge und der eigenen Person Gewalten heran, die das hohe Verhältnis erst beschatten, dann begraben sollten.

Doch bevor wir zu jenen schmerzlichen Endstadien übergehen, betrachten wir, wie der Liebende die „Weltrolle", die er mit so viel Wagemut und so viel Freude übernommen hat, durchführt.

Als Minister

Goethe brachte in sein Amt eine viel größere politische Bildung mit, als gemeinhin angenommen wird. Wenn Kenntnis des öffentlichen Rechts und der tatsächlichen Zustände die ersten Erfordernisse des Politikers und insbesondere desjenigen sind, der zum praktischen Handeln berufen wird, so besaß Goethe diese Eigenschaften in hohem Grade. Frühzeitig hatten ihn der Vater und die Freunde des väterlichen Hauses, wie der Schöff Olenschlager, der kurfürstlich-sächsische Resident Reineck und der für verschiedene Reichsfürsten akkreditierte Hofrat Hüsgen in die öffentlichen Rechtsverhältnisse des Deutschen Reiches und einzelner Landschaften eingeführt; die Studien auf den Universitäten und der Aufenthalt am Reichskammergericht vervollständigten diese Kenntnisse. Lehrreiche Einblicke in die praktische Politik verschaffte ihm der Verkehr im Hause des Großvaters. Nicht bloß, daß dort ihm sich das Getriebe des heimischen, wenn auch noch so kleinen Staatswesens eröffnete, sondern er sah von diesem Hause aus auch in das Ausland deutscher und fremder Zungen hinein, soweit Frankfurt Beziehungen zu ihm hatte. Gerade aber während des siebenjährigen Krieges war die Reichsstadt in Berührung mit den ersten europäischen Mächten gekommen, und der junge Goethe hatte als Enkel des Stadtschultheißen von ihren militärisch-diplomatischen Aktionen, ausschlaggebenden Persönlichkeiten und Kräften deutlichere Vorstellungen empfangen als sie mancher gereifte Mann, der sich nur aus Zeitungen und Büchern unterrichtete, besaß. Allmählich vermehrte sich seine persönliche Bekanntschaft mit praktischen Politikern. Wir nennen unter ihnen den allmächtigen darmstädtischen Minister Karl Friedrich von Moser, dessen „Herr und Diener" schon auf den Knaben stark gewirkt hatte, den Kriegsrat Merck und Geheimrat Hesse, beide ebenfalls in Darmstadt, den kurtrierischen Kanzler Herrn von Laroche in Ehrenbreitstein, den kurpfälzischen Kammerrat Fritz Jacobi in Düsseldorf, der nicht bloß ein senti-

mentaler, poetisierender Philosoph, sondern ein tüchtiger Wirtschaftspolitiker mit weiten Reformgedanken war, den ehemaligen kurmainzischen Minister von Groschlag in Dieburg, den badischen Minister von Edelsheim in Karlsruhe, einen der hervorragenderen Staatsmänner des damaligen Deutschlands, und seinen Untergebenen, den Oberamtmann J. G. Schlosser, Goethes Schwager, der zu den ausgezeichnetsten, bei den allgemeinen Landesangelegenheiten in der Regel mitwirkenden Beamten des Markgrafentums gehörte. Hierzu kommen noch die zahlreichen politisch erfahrenen Männer, die Goethe in Wetzlar kennen lernte.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß Goethe mit diesen Männern nur über schöngeistige oder rein menschliche Dinge verhandelt habe, vielmehr kann nach mannigfachen Anzeichen als sicher vorausgesetzt werden, daß Politik ein oft und ernst angeschlagenes Thema war. Aber mehr noch als durch Unterricht und persönlichen Verkehr bildete er sich zum Politiker durch das Studium von Land und Leuten. Hierfür hatte er ebensoviel Interesse als Befähigung. Denn dieser größte Phantast war zugleich der objektivste, eindringlichste Beobachter. Und während anderen Sterblichen meist nur Stücke einer Realität aufgehen und sich einprägen, öffnete und drückte sie sich ihm, wenn er die Augen recht auftat, in ihrer Ganzheit ein. Schon wenn er als Knabe vom Vater zu den Handwerkern geschickt wurde, guckte er ihnen nicht bloß auf die Finger, sondern er schaute in ihre geschäftliche und soziale Lage hinein und suchte sich allgemeine Begriffe über die Wechselwirkung zwischen Beschäftigung und Dasein zu bilden. In dieser Weise trieb er es zu jeder Zeit und überall. Mit gutem Recht konnte deshalb die Klettenbergin der Mutter einmal sagen: „Wenn dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris oder London zurückkommen.“ Wie er im Elsaß sich bemühte, die allgemeinen ökonomischen Verhältnisse, die Gruben, Hütten, Fabriken u. a. m. kennen zu lernen, haben wir schon erfahren.

Seine vorzügliche Kenntnis der realen Faktoren des Volks-

und Staatslebens machte ihn allmählich für allgemeine Doktrinen oder konstruierte Staatsideale, wie sie in Frankreich gepflegt wurden und wie sie in Hallers Usong oder in Wielands Goldenem Spiegel reflektierten, immer weniger empfänglich. Dagegen mußte ihn ein Buch wie Mösers „Patriotische Phantasien" aufs höchste anziehen. Hier war ein mitten in der Praxis stehender Mann vom Tatsächlichen ausgegangen und hatte mit reifer Erfahrung Vorschläge zur Besserung — zunächst für seine osnabrückische Heimat — gemacht. Er hatte Untersuchungen angestellt, mit welchen Mitteln der Landwirtschaft und dem Gewerbe zu helfen sei; wie der Überschuldung vorzubeugen, wie zwischen völliger Verfügungsfreiheit des Einzelnen über seine Person und sein Eigentum und völliger Gebundenheit der richtige Mittelweg zu finden, wie das Armenwesen zweckmäßig zu gestalten, ob fremde Konkurrenz zu dulden, wechselseitige Handelsfreiheit zu gewähren sei, ob Kolonisten herbeigezogen werden, ob nicht die Binnenstädte sich in ihren überseeischen Handelsverbindungen unabhängig von den Seestädten und England machen, die benachbarten Reichsstände sich zu gemeinsamen Unternehmungen vereinigen, anstatt sich heimlich bekriegen, die Reichs- und Kreistage sich anstatt mit formalistischem Kleinkram mehr mit Handel und Wandel beschäftigen sollten; wie die Städteverfassung reformiert werden könnte, und über zahlreiche andere Gegenstände, bald auf das Kleinste sich beschränkend, bald zu großen Gesichtspunkten aufsteigend.

In diesen Betrachtungen, die Mösers Tochter nicht glücklich „Patriotische Phantasien" getauft hat, fand Goethe praktische Staatsweisheit und an ihnen entzündeten sich seine eigenen patriotischen Phantasien. Denn leicht ergab sich ihm, daß Mösers Vorschläge und Methode sich auch für andere deutsche Gebiete fruchtbringend machen ließen. Begeistert drückt er der Tochter Mösers für die Herausgabe der Aufsätze ihres Vaters seinen Dank aus. „Ich trage sie mit mir herum; denn, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele." (28. Dezember 1774.)

Kurz vorher war er zum ersten Male mit dem weimarischen Erbprinzen Karl August zusammengetroffen und hatte ihm einen beredten Vortrag über das Mösersche Buch gehalten. Der Prinz wird nicht wenig erstaunt gewesen sein, mit welcher Wärme und Sachkenntnis der Dichter des Werther, unter welchem er sich einen träumerischen Idealisten vorstellen mochte, von den realsten Dingen des Lebens sprach, wie klar sich vor diesem Dichterauge die verwickelten politischen und ökonomischen Verhältnisse entwirrten und mit welcher Umsicht und Sicherheit er sogleich von den niedersächsischen Zuständen, die Möser zur Grundlage dienten, die Nutzanwendung auf die obersächsischen — und damit auch auf die weimarischen — machte. Goethes Auseinandersetzungen mußten mit um so größerer Wucht auf den jungen Prinzen wirken, als dieser bis dahin wenig von der Welt und den tatsächlichen Grundlagen des Staatslebens erfahren hatte.

Karl August war von seinen Lehrern, darunter dem unpraktischen Wieland, der „in den Blumengärten seines Goldenen Spiegels wandelte", mit allgemeinen Theorien, mit Rechtsgeschichte und Rechtsparagraphen vollgestopft worden, in die Wirklichkeit hatte er weniger hineingeblickt als mancher Bürgersohn. Der Minister von Fritsch hatte deshalb schon Ende 1773 der Mutter seine Meinung ausgesprochen, daß es nicht ratsam sei, den Prinzen von der Schulbank auf den Thron steigen zu lassen. Zum Regieren gehöre mehr, als alles, was die bezahlten Lehrer mit ihren ewigen Stunden über öffentliches Recht einem jungen Fürsten beibrächten, es gehöre Kenntnis der Welt und der Geschäfte dazu. Er schlage deshalb vor, ihn von seinen Instruktoren zu befreien, dagegen ihn in das geheime Conseil einzuführen, wo er arbeiten sehen würde und vielleicht selbst arbeitete, und wo er Kenntnis erhielte von allen den Dingen, die seine Lehrer ihn nicht lehren könnten. Aber zur Teilnahme am Conseil kam es infolge des Widerstrebens Anna Amaliens erst im September 1774 und dann nur sehr vorübergehend. Denn Karl August war von diesem Zeitpunkt bis Oktober 1775 acht Monate unterwegs. Der junge Fürst war

deshalb, als er nach den Hochzeitsfeierlichkeiten in eigener Person die Zügel der Regierung ergriff, nicht bloß sehr landfremd — das traf auch für Goethe zu —, sondern es fehlte ihm auch die nötige Vorübung und Vorbildung, um rasch die Zustände in Stadt und Land zu erfassen und zu einem brauchbaren Urteil über sie zu gelangen. Gerade aber das besaß Goethe, und er hatte dadurch in den ersten Jahren über Karl August eine außerordentliche Überlegenheit, die in der bereitwilligen Unterordnung des sonst so selbständigen Fürsten Ausdruck fand.

Das Land, in dessen obersten Verwaltungskörper Goethe eintrat, war klein und arm. Es zählte auf neunzehnhundert Quadratkilometern gegen hunderttausend Einwohner und zweiundzwanzigtausend Familien. Die Hauptnahrungsquelle war der Landbau, der bei dem mageren Gebirgsboden und dem rauhen Klima geringe Erträge brachte. Etwas Tuch- und Leinenweberei, Strumpfwirkerei und Glasfabrikation bildeten die bescheidene Industrie des Landes. So klein das Land war, so stellte es doch weder ein zusammenhängendes Territorium noch ein einheitliches Verwaltungsgebiet dar. In nicht weniger als vier politische, mehr oder minder selbständige Teile war es gespalten: das Fürstentum Weimar, die jenaische Landesportion, das Fürstentum Eisenach und die hennebergischen Ämter oder das sogenannte Oberland, das schon in das Fränkische hineinreichte. Auch diese winzigen Teile waren administrativ und territorial noch mannigfach zersplittert. „Ausland" durchsetzte allenthalben das „Vaterland", wie denn auch mit dem ernestinisch-sächsischen Ausland manches gemeinsam zu erhalten war, z. B. die Jenaer Universität und das dortige Hofgericht.

Es war eine verzweifelte Aufgabe, diesen auseinandergezerrten und verbauten Kleinstaat zu regieren. Trotzdem widmete sich ihr Goethe mit förmlichem Enthusiasmus. In diesem Lande angemessenen Wohlstand und eine freie würdige Stellung der Bewohner zu schaffen, schien ihm seines Schweißes wert. Auch war die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß von dem Herzogtum aus ein Hebel zur Reform des Gesamtvaterlandes sich ansetzen ließe.

Goethe konnte sich nicht einbilden, seine Ziele anders als durch den aufgeklärten, sich selbst beschränkenden und dem Landeswohl hingebenden Absolutismus erreichen zu können. Es war deshalb die wichtigste Vorbedingung seines Wirkens und der ganzen Zukunft des Landes, den jugendlichen, von den besten Absichten beseelten, aber bald zu weit greifenden, bald zu heftigen, bald zu unruhigen, bald gegen seine Liebhabereien zu nachgiebigen Herzog zu einem Regiment in dem angedeuteten Sinne zu erziehen. Wie Goethe dieses Werk angriff, noch bevor er in das Amt trat, ist bereits angedeutet worden. Er setzte es, nachdem er Staatsdiener geworden, mit erhöhtem Ernst und Nachdruck fort. Gerade je unumschränkter der Fürst war, desto weniger konnte er irgend eine Seite seines Verhaltens unbeachtet lassen. Er faßte ihn deshalb überall mit fester Hand an, gleichviel ob es sein Eheleben oder seine Liebeleien oder seine Passionen für Hunde, Pferde, Soldaten, Jagden oder sein amtliches Auftreten und Handeln waren. Einige Tagebuchnotizen werden dies lebendiger als alle pragmatische Darstellung vor die Seele bringen:

1779. 10. Januar. „Abends nach dem Konzert eine radikale Erklärung mit dem Herzog über Crone [Corona]." 1779. 1. Februar. „Conseil. Der Herzog zu viel gesprochen. Mit dem Herzog gegessen. Nach Tisch einige Erklärung über zu viel reden, fallen lassen, sich vergeben, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollen. Auch über die militärischen Makaronis [Spielereien]." 1779. 2. August. „Kam um zehn Uhr der Herzog. Sprachen wir unaussprechliche Dinge durch . . . Von dem Hof der Frau, den anderen Leuten, von Menschen kennen. Erklärt ihm, warum ihm dies und das so schwer würde, warum er nicht so sehr im Kleinen umgreifen solle." 1782. 19. Januar. „Mit dem Herzog gegessen. Sehr ernstlich und stark über Ökonomie geredet und wider eine Anzahl falscher Ideen, die ihm nicht aus dem Kopfe wollen." Oder aus einem der wenigen Briefe, die aus der Korrespondenz der beiden vor dem Jahre 1786 sich erhalten haben: „Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie sich

mäßig und ziehen sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittiert haben." (28. Oktober 1784.) Auch die Dichtung benutzte Goethe, um auf den Herzog zu wirken, bald verhüllt, bald offen und gerade=zu, wie in „Ilmenau" (zum 3. September 1783), dem seltsam=freimütigsten Geburtstagsgedichte, das je ein Minister seinem Herrn gewidmet hat. Dort ruft er ihm die großen, nach Goethes Ansicht für einen Herrscher grundlegenden Worte zu: „Beschränke dich selbst, lerne entbehren!"

Man kann sagen, daß Goethe in dem Jahrzehnt von 1776 bis 1786 fast Tag für Tag darüber nachgedacht hat, wie er den Herzog zum Guten lenke. Bisweilen hat er die Ergebnisse seines Nach=denkens als Gesichtspunkte für das eigene Verhalten gegenüber dem jungen Fürsten sich notiert. So z. B. im Dezember 1778: „Gespräch mit dem Herzog über Ordnung, Polizei und Gesetze. Verschiedene Vorstellung. Meine darf sich nicht mit Worten aus=drücken. Sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich." Oder im Juli 1779: „Neue Conduite fürs Künftige. Vorsicht mit dem Herzog. Von einem gewissen Gang nicht abzuweichen und den Herzog abzuhalten, daß er nur nichts für sich tut; denn er ist noch sehr unerfahren, besonders mit Fremden."

Einen großen Schritt schob er die Entwicklung des Herzogs vorwärts durch die im Herbst und Winter des Jahres 1779 unter=nommene Schweizer Reise. Goethe rechnete auf die Einwirkung monatelangen Alleinseins mit ihm, auf die Einwirkungen der erhabenen Natur und des nach Prophetenart weihenden und reini=genden Lavater. Und er verrechnete sich in keiner Beziehung. Karl August gärte hier aus, er beendete seine Studentenjahre. Schon gegen das Ende der Reise spricht Goethe die Überzeugung aus, daß mit ihr für den Herzog eine neue Epoche seines Lebens anfange. Nach der Rückkehr notiert er: „Jedermann ist mit dem Herzog sehr zu=frieden." Und während vor der Reise die weimarische Gesellschaft das Unternehmen als eine Goethische Verrücktheit, als einen Einfall im Stil der Geniestreiche ansah, pries man es jetzt als ein Meisterstück.

Karl August war klarer, ruhiger, harmonischer geworden, aber darum noch nicht fertig. Goethe hatte in den Folgejahren noch manches an ihm zurechtzurücken, und wir vernehmen noch manches scharfe Urteil über ihn. Aber im ganzen hatte er doch seine helle Freude an dem prächtig entwickelten Fürsten.

Der Herzog, weit davon entfernt, jemals über Goethes Mentoramt empfindlich zu sein, erkannte früh und spät dankbar an, wie viel er Goethes weiser und hingebender Leitung schulde. Als im Februar 1783 ihm der lang ersehnte Thronerbe geboren war, schreibt er an Merck die bezeichnenden Worte: „Nun ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fu pittore."

Es kann keine ärgere Verkennung der Dinge geben, als zu meinen, Goethe sei im wesentlichen Hofpoet und Directeur des plaisirs und nur nebenher Beamter gewesen. Dieser Irrtum wird freilich leicht erzeugt durch die breiten Darstellungen von Goethes Beteiligung an Liebhabertheater, an Maskenscherzen und ähnlichen Unterhaltungen. In Wahrheit nehmen diese Dinge während des Jahrzehnts 1776—1786 einen verschwindend geringen Raum in seinem Leben und Interesse ein, und sie werden ihm allmählich mehr eine Last als eine Lust. Der Mittelpunkt seines Daseins in jener Epoche ist sein politischer Beruf, dem er sich mit ganzer Kraft hingibt.

Sein Wirkungskreis war viel größer als sein Amt. Dieses verlieh ihm im Anfang nur mäßige Befugnisse. Er hatte als geheimer Legationsrat und jüngstes Mitglied des Conseils nichts zu leiten, nichts anzuordnen, sondern nur zu referieren und nur über diejenigen Angelegenheiten, die ihm der Vorsitzende, Minister von Fritsch, zuwies. Zwar hat er mit Hilfe des Herzogs sicher viele seiner Gutachten und Anträge zu Beschlüssen umgewandelt, aber es mochte doch in beiderseitigem Interesse liegen, daß Goethe auf einzelnen Verwaltungsgebieten kraft seines Amtes

unmittelbar und regelmäßig seinen Willen und seine Anschauungen zur Geltung bringen konnte. Der Herzog übertrug ihm deshalb im Januar 1779 neben seiner Stelle im Conseil noch die Direktion der Kriegs- und der Wegebaukommission und ernannte ihn bald darauf zum (Wirklichen) Geheimen Rat oder nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch zum Minister, so daß er mit Fritsch gleichen Rang bekam. Zu den drei Ämtern gesellte sich 1782 ein viertes, sehr umfangreiches, das Präsidium der Kammer, durch das er die Leitung des gesamten Finanzwesens samt der Verwaltung der Domänen und Forsten erhielt. In demselben Jahre wurde er auf Antrag des Herzogs vom Kaiser — sehr gegen seinen Wunsch — geadelt.

Neben den zahlreichen Aufgaben, die ihm diese Ämter stellten und die sich gemäß dem Kleinstaat bis aufs Kleinste erstreckten, hatte er sich noch mit alledem zu befassen, wozu ihn das Vertrauen des Herzogs berief. Wir sehen denn den Dichter mit einer Unsumme der verschiedenartigsten Geschäfte ringen. Bald studierte er Akzise- und Leihhausordnungen, bald Tuchmanufakturreglements, bald entwirft er eine neue Feuerlöschordnung, bald diktiert er Betrachtungen über eine neue „Konkurskonstitution", bald hebt er Rekruten aus, bald hat er einen Schriftenwechsel wegen der Lederhosen eines Husaren, bald trifft er Verfügungen wegen der Pfähle auf der weimarischen Promenade, bald beschäftigt er sich mit Wasser- und Straßenbauten, mit der Verbesserung der Armenanstalten, mit der Zerschlagung von Gütern, mit der Bewässerung von Wiesen, mit dem Wiederbetrieb alter Gruben und Steinbrüche, mit der Besetzung jenaischer Professuren, der Ausrüstung wissenschaftlicher Anstalten, mit der Beseitigung des Wildschadens, mit dem Ausgleich der Staatshaushalts und tausend anderen Dingen. Wenn irgend möglich beschränkt er sich nicht darauf, die Sachen aus den Akten kennen zu lernen, sondern er sucht selber zu sehen und zu hören. Nicht bloß um deutliche Vorstellungen von ihnen zu bekommen, sondern weil auch, wie er gelegentlich richtig bemerkt, sie von unten nach oben anders aussähen als von oben nach unten.

Wo ein sofortiges persönliches Eingreifen an Ort und Stelle ihm nützlich erscheint, scheut er weder Mühe noch Gefahr. Stundenweit reitet er manchmal zu einer Feuersbrunst und übernimmt selber die Leitung der Löschversuche. Mit welcher inneren Mitempfindung und mit welcher Tapferkeit, mag unter vielen ein einziges Beispiel lehren. Am 26. Juni 1780 berichtet er der Frau von Stein: „Gestern war ich in Ettersburg . . . Die Nachricht von Feuer in Groß-Brembach jagte mich fort, und ich war geschwind in den Flammen. Nach so lang trockenem Wetter, bei einem unglücklichen Wind war die Gewalt des Feuers unbändig. Man fühlt da recht, wie einzeln man ist und wie die Menschen doch so viel guten und schicklichen Begriff haben, etwas anzugreifen. Die Fatalsten sind dabei, wie immer, die nur sehen, was nicht geschieht, und darüber die aufs notwendigste gerichteten Menschen irre machen. Ich habe ermahnt, gebeten, getröstet, beruhigt und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr stund, als ich kam, und wo außer dem Gebäude noch viel Frucht, die dem Herrn gehört, auf dem Boden zugrunde gegangen wäre ... Aus dem Teich wollte niemand schöpfen, denn vom Winde getrieben schlug die Flamme der nächsten Häuser wirbelnd hinein. Ich trat hinzu und rief: ‚Es geht, es geht, ihr Kinder,' und gleich waren ihrer wieder da, die schöpften, aber bald mußt' ich meinen Platz verlassen, weil's allenfalls nur wenige Augenblicke auszuhalten war. Meine Augenbrauen sind versengt und das Wasser, in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht; ein wenig zu ruhen legt' ich mich nach Mitternacht aufs Bett."

Ebenso greift er persönlich ein bei Wassersnöten. Kaum hat er am 29. Februar 1784 von einem schweren Eisgange in Jena erfahren, als er hinübereilt und in die allgemeine Angst und Verwirrung Klarheit und Ordnung bringt. „Alles rennt durcheinander," schreibt er der Geliebten, „die Vorgesetzten sind auf keine außerordentlichen Fälle gefaßt, die Unglücklichen ohne Rat und die Verschonten untätig . . . Ich bin nicht ganz unnütze hier, drum will ich bleiben." Was er geleistet, können wir nur aus

den Worten des an die männliche Tatkraft große Anforderungen stellenden Herzogs erraten, der ihm nach Jena gefolgt war und von dort am 6. März an Merck schreibt: „Goethe hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten, die besten Anstalten getroffen. Im Wasser ist niemand bei uns umgekommen." —

Wenn Goethe bei solchen Gelegenheiten mit freudiger Energie die Hand anlegt, so ist das bei seiner Art nicht zu verwundern. Das Arbeiten unter freiem Himmel, der Anteil, den er als Mensch und Dichter an solchen Katastrophen nahm, das unmittelbare Sichtbarwerden des Erfolges genügten an und für sich schon, um ihm Lust an der Tat zu gewähren. Aber wir sehen ihn mit derselben Freudigkeit in der Amtsstube, wo die Balken auf ihn drückten, unter Aktenstücken und unter einer Menge kleiner und großer Widerwärtigkeiten.

So hatte er z. B. die Kriegskommission in greulicher Verwahrlosung übernommen. Die Beamten waren nachlässig, der Geschäftsgang verwildert, und die Rechnungen und Reskripte lagen im wüsten Durcheinander. Aber er ist unentmutigt. „Ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten." Und nachdem zweieinhalb Jahre vergangen waren, hat er nicht bloß seine „Repositur" in schönster Ordnung, sondern auch das Beamtenpersonal reorganisiert und so geschult, daß alles in glattem, regelrechtem Flusse geht, und hat außerdem trotz aller militärischen „Makaronis" des Herzogs durchgesetzt, daß die weimarische Armee um die Hälfte vermindert wurde, nämlich von sechshundert auf dreihundertzehn Mann. Er ist so vergnügt über diese Erfolge, daß er am 15. August 1781 in seinem Tagebuche notiert: „Kriegskommission. Rekapitulierte in der Stille, was ich bei diesem Departement geschafft. Nun wär mir's nicht bange, ein weit größeres, ja mehrere in Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit und Mut verleihe." Ein bewunderungswürdiger Wunsch von einem Manne, der doch sozusagen sich auch als Dichter fühlen mußte und ohnehin schon so viel zu tragen hatte, daß es ihm manchmal war, als ob ihm die Kniee zusammenbrächen, und daß er

sich durch Rufe wie: „Eherne Geduld!“ „Steinern Aushalten!“ anspornen mußte.

Die Gelegenheit zur Übernahme eines größeren Departements ergab sich ziemlich bald. Kalb hatte die „Kammer“, das Finanzwesen, sehr schlecht verwaltet. Der Herzog enthob ihn deshalb im Juni 1782 seines Amtes und betraute, wie schon erwähnt, Goethe damit. Wie beide meinten, interimistisch, es wurde aber eine lang dauernde Stellung. Die umfangreiche Arbeit, die das Amt für Goethe mit sich brachte, wurde auch hier noch dadurch erhöht, daß es ihm in verwirrtem Zustande überliefert wurde. Er spürte auch, welche schwere Last er sich aufbürde, und er — der Gewissenhafteste der Gewissenhaften — ermahnt sich deshalb, daß es ihm jetzt ernst, sehr ernst sein müsse. Mit dem Kammerpräsidium war er in das Herz der Verwaltung gerückt und unter den vielen harten Aufgaben, die es stellte, waren die härteste: der Kampf gegen den Herzog. Der Herzog war kein Verschwender, aber ein generöser Fürst, der gern mit voller Hand gab und gern ein gastfreier Wirt war und die Ausgaben für Jagden und Reisen nicht ängstlich nach den Einkünften der Zivilliste abmessen wollte. Er brauchte deshalb gewöhnlich mehr, als seine Schatulle einnahm, und den Fehlbetrag mußte dann die Kammer decken. Dieser Mißwirtschaft setzte Goethe einen Damm entgegen. Als er nach einem halben Jahr bemerkte, daß Bertuch, der Schatullier des Herzogs, schon mehr abgehoben habe, als der Schatulle für diese Zeit zukam, sperrte er die weiteren Zahlungen und erklärte ihm sehr entschieden, daß er sich für die übrigen Monate des Jahres einzurichten habe. „Denn ich muß Johanni in Ordnung sein oder abdanken.“ Im August 1785 erreichte er es sogar, daß der Herzog der Ersparnis halber seine Kavaliere von der täglichen Hoftafel ausschloß. Goethe schnitt sich mit dieser Maßregel in die zarteste Stelle des eigenen Fleisches. Denn damit wurde Freiherr von Stein dem Hause wiedergegeben und Goethes enger Verkehr mit Frau von Stein schmerzlich gestört.

Die Ersparnisse, die Goethe im Landes- und herzoglichen Haus-

halte erzielte, sollten zur Unterstützung der Armen dienen, deren Elend ihm das Herz abdrückte, zur Bestreitung außerordentlicher Bedürfnisse der Universität Jena, sodann wohl aber weiter zur Ablösung feudaler und kirchlicher Gerechtsame, die schwer auf dem kleinen Manne lasteten. Denn er trug sich mit großen sozialpolitischen Reformen, wie sie in Dänemark, Portugal, Österreich teils eingeleitet, teils durchgeführt waren. Entlastung der Bauern von Frohnen und Zehnten, Umwandlung des bäuerlichen und gutsherrlichen Besitzes in freies, teilbares Eigentum, Auflage der Steuern nach der wirtschaftlichen Kraft, das waren ungefähr die Hauptziele, die er neben der allgemeinen Melioration des Landes verfolgte. Dazu gehörte ein zäher Kampf gegen die privilegierten Stände und eine jahrelange Sparsamkeit; und wenn schon der junge Herzog zu dem einen bereit war, so fühlte er um so weniger Neigung zu dem andern. Infolgedessen kamen die großen Pläne über gute Absichten nicht hinaus, und Goethe mußte seine Befriedigung darin suchen, daß im einzelnen wenigstens geholfen wurde, soweit es möglich war, daß in die Landesverwaltung Sparsamkeit, Sorgfalt und Humanität einzog, daß die Militärlast verringert, Land- und Wasserstraßen gebessert, ein umfangreiches System der Be- und Entwässerung der Wiesen durchgeführt, der Wildschaden gemildert, der Ilmenauer Bergbau wieder ins Leben gerufen und die Anstalten für Kunst und Wissenschaft vermehrt und reicher ausgestattet wurden.

Wenn Goethe in der inneren Politik auf die letzten und lohnendsten Ziele verzichten mußte, so war ihm ein Gleiches in der auswärtigen beschieden. Er leitete sie in Gemeinschaft mit dem Herzog ohne Mitwirkung und Mitwissen des geheimen Conseils. Es sind dabei freilich nur Fragen der großen Politik verstanden, denn was man sonst in Weimar mit dem „Auslande", namentlich mit den benachbarten ernestinischen Fürstentümern, zu verhandeln hatte, betraf untergeordnete Dinge, deren Geheimhaltung vor den übrigen Mitgliedern des Conseils weder möglich noch erforderlich war. Als Unterhändler diente auch da oft Goethe,

und er hat mehr als einmal die thüringischen Fürstenhöfe in dieser Würde bereist.

Daß es Fragen der hohen Politik für das kleine Weimar in dem Jahrzehnt von 1776—1786 gab, lag in der eigentümlichen Konstellation der damaligen deutschen Verhältnisse und in dem Tatendrang Goethes und seines Herzogs. Österreich hatte am Anfange des Jahres 1778 nach dem Aussterben der bayerischen Wittelsbacher auf Grund angeblicher Erbansprüche den Thronfolger Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach gezwungen, ihm die Oberpfalz und Niederbayern abzutreten. Diese Tatsache hatte sowohl Preußen als die deutschen Kleinstaaten sehr beunruhigt, und Preußen begann zu rüsten, um erforderlichenfalls Österreich mit den Waffen zur Rückgabe der annektierten bayerischen Gebiete zu nötigen. Die Erfahrung des siebenjährigen Krieges hatte Weimar gelehrt, daß es in einem Kriege zwischen Österreich und Preußen in empfindliche Mitleidenschaft gezogen würde. Man konnte deshalb dort etwas bänglich gestimmt sein. Aber bei aller Sorge war wenigstens Goethe doch in einer gewissen angenehmen Erregung, daß der weimarische Kahn auch einmal auf das hohe Meer getrieben würde. „Gott sei Dank, ich hab' schönen Mut und freies Leben," rief er im Hinblick auf diese Möglichkeit in einem Briefe vom 18. März des Jahres. Bei der Lage der Dinge mußte es dem Herzog von Wert sein, bald über die Absichten Preußens sich Klarheit zu verschaffen, inwieweit es dem Könige Ernst sei mit dem Kriege, wie man in Berlin über eine Neutralität Weimars oder über ein etwaiges Bündnis denke, welche Anforderungen man stelle usw. Der Herzog begab sich deshalb am 10. Mai mit Goethe über Dessau, wo man mit dem dortigen Fürsten Rats pflegte, nach Berlin. Goethe sah jetzt zum ersten Male eine wirklich große Stadt, eine Stadt, die hunderttausend Einwohner mehr zählte als die größten, die er bisher betreten. Sie setzt ihn in Erstaunen. So dürftig und nüchtern sie uns heute nach den Schilderungen und Bildern jener Zeit erscheint, er findet in ihr Pracht, Leben und Überfluß. Der Eindruck erhöht sich

durch die Heeresansammlungen: „Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allen.“ Er besucht die Porzellanmanufaktur, das Opernhaus, die katholische Hedwigskirche, das Zeughaus, den Tiergarten. Er speist beim Prinzen Heinrich und hat die Generale halbdutzendweise vor sich. Den König selbst bekommt er nicht zu Gesicht, da er in Schlesien ist. Aber er wird ihm recht nah, da er sein Wesen sieht: sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge. Er hört auch über den großen Menschen die eigenen Lumpenhunde räsonnieren. Hier sieht er ferner die Erscheinungen des entfesselten Egoismus in großem Maßstabe: Feilschen, Betrügen, Intrigieren, Heucheln, Kriechen, Überhebung, Kleinlichkeit, Neid, alles, was ein kritischer Moment, die europäische Diplomatie der alten Zeit und die überlegene Kraft sowie der Despotismus eines Einzelnen an widerwärtigen Blasen in die Höhe treiben kann. „So viel kann ich sagen, je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradsein erhalten wollen bis ans Ende.“ (An Frau von Stein, den 19. Mai.) Nach fünftägigem Aufenthalt geht es aus der zerwühlten Hauptstadt wieder in das harmlose Weimar. Welches das Ergebnis der in Berlin gepflogenen Verhandlungen und eingezogenen Erkundigungen war, ist nicht bekannt. Genug, Weimar bewahrt bei dem ausbrechenden Kriege die Neutralität.

Nichtsdestoweniger war vorauszusehen, daß Weimar, wenn nicht unmittelbar, so mittelbar von den Folgen des Krieges getroffen werden würde. Und diese Voraussicht war wohl für Karl August der entscheidende Anlaß, Goethe zu Beginn des neuen Jahres an die Spitze des Kriegsdepartements zu stellen. Man täuschte sich auch nicht. Im Winter verlangte der preußische König, man solle ihm in Weimar Werbungen gestatten. Noch bevor die Verhandlungen hierüber abgeschlossen waren, trafen schon preußische Husaren ein, um mit den Werbungen zu beginnen. Die

Lage war äußerst heikel. Goethe erwog in einer Denkschrift eingehend die Konsequenzen der preußischen Forderung und kam zu dem Schlusse, daß, wie man auch sich zu ihr stellen möge, für das Herzogtum sehr mißliche Folgen erwachsen würden. Die Werbungen seien an sich ein großes Übel; was man Preußen gestatte, müsse man auch Österreich gestatten, und so würde sich das Übel verdoppeln. Lehne man aber ab, so setze man sich einer Gewalttätigkeit Preußens aus. Kurz, der kleine Staat sei in seiner Schwäche gegenüber den Großmächten schlimm daran und vom deutschen Reichstag habe man sich bei einer Beschwerde nur einer „leeren Teilnehmung" zu versehen. Aber es sei die Frage, ob man nicht gut daran tue, sich mit den anderen Staaten, die von gleichen Maßregeln bedroht wären, zu vereinigen, um in dieser Vereinigung die Kraft zum Widerstand zu finden. Ein solcher Schritt würde jedenfalls von guter Wirkung sein. Denn es könnten andere glückliche Umstände dazutreten, die die Fürsten überhaupt aus ihrer Vereinzelung und Untätigkeit herausrissen und zu einem dauernden gemeinsamen Bunde zusammenschlössen. — Damit war Goethe auf den Punkt losgesteuert, nach dem er lange ausgeblickt hatte, den Punkt, von dem aus er die „elende Konstitution" des Reiches in ein lebensfähiges Gebilde umgestalten konnte, das der Gesamtheit Wohlfahrt und dem Kleinen Sicherheit vor dem Großen verhieß.

Die Gefahr der Werbungen verflüchtigte sich bald mit dem beendeten Kriege, aber den Gedanken einer Vereinigung der deutschen Klein- und Mittelstaaten verfolgten Goethe und Karl August weiter. Mehrere Jahre haben sie jedoch, wie es scheint, die befreundeten Fürsten über akademische Erwägungen nicht hinausbringen können, und als die Sache unter Vortritt Badens endlich in Fluß gekommen war, bemächtigte sich ihrer — ganz gegen die ursprüngliche Absicht — Friedrich der Große, der zugleich dem Fürstenbunde eine festere, militärische Grundlage geben wollte. Goethe war von dieser Wendung der Dinge wenig erbaut. Denn er fürchtete zwar nicht Preußen, aber den preußi-

schen König, dessen Rücksichtslosigkeit Weimar mehr als einmal erfahren hatte.

Demgemäß hatte er im Sommer 1780 in den „Vögeln" von dem schwarzen Adler mit seinen immer bereitwilligen Krallen gesprochen. Und wenn auch der König die Kleinstaaten vielleicht nicht gerade verschlucken würde, so war doch die Sorge begründet, daß er ihnen von Bundes wegen schwere Lasten, die Goethes Spar- und Reformpolitik vernichten mußten, auferlegen und sie nicht als gleichberechtigte Bundesgenossen, sondern als Vasallen behandeln würde. Inzwischen trieb Österreich eine so begehrliche Politik, daß den Kleinstaaten keine Wahl blieb. Es hatte 1780 das Erzbistum Köln und das Bistum Münster unter seinen Einfluß gebracht, es hatte seit demselben Jahre listig den Reichstag lahmgelegt und endlich im Jahre 1785 versucht, ganz Bayern durch einen Umtausch mit Burgund in seine Gewalt zu bekommen. Damit schien klar gelegt, daß der „deutschen Freiheit" die größte Gefahr nicht von Preußen, sondern von Österreich drohe und daß man unter den Fittichen des schwarzen Adlers, ob auch seine Krallen etwas unheimlich sich krümmten, Schutz suchen müsse. Goethe konnte angesichts dieser Sachlage dem Eintritt in den Fridericianischen Fürstenbund nicht länger widerstreben; er hielt jedoch darauf, daß Karl August nur den Hauptvertrag mit Preußen, der ein gemeinsames Vorgehen auf dem Reichstage ins Auge faßte, nicht aber die militärischen Geheimartikel unterzeichnete. Erst später, als die Tage Friedrichs des Großen gezählt erschienen und man bereits mit seinem friedfertigen, sanften Neffen und Nachfolger rechnen durfte, hat der Herzog sich auch zu militärischer Hilfsleistung verstanden, mit der Klausel „den Umständen nach". Karl August setzte bei loyaler, friedliebender Leitung des Bundes sehr große Hoffnungen auf ihn. Er betrachtete ihn als Mittel zur Wiedergeburt des Gesamtvaterlandes und zur Wiederbelebung seines beinahe erloschenen Gemeingeistes und seiner tief gesunkenen Gesamtkraft. Karl Augusts sanguinische Hoffnungen erfüllten sich nicht. Goethe behielt mit seiner kühleren Auffassung des

preußisch-deutschen Fürstenbundes recht. Ob aber ein Bund nach seinem Plane mehr geleistet oder längere Dauer gehabt hätte, ist ebenso zweifelhaft. Immerhin gebührt Goethe das Verdienst, daß er, der Dichter, seinerzeit der einzige war, der einen günstigen Augenblick mit rascher Energie benutzte, um eine Heilung des kranken Deutschen Reiches zu versuchen.

Da bis zum Jahre 1785 Weimar die Seele der Bundesbewegung war und da man gleichzeitig mit einer größeren Zahl von Reichsständen zu verhandeln hatte, so erwuchs auch aus den auswärtigen Angelegenheiten für Goethe eine nicht unerhebliche Arbeitslast. Er gestattete sich um des Geheimnisses willen nicht einmal den Beistand eines Schreibers und so rühren alle auf den Fürstenbund bezüglichen Schriftstücke von Goethes und des Herzogs eigener Hand her.

Erwägt man rückblickend den ganzen weiten Umfang der Goethischen Amtsgeschäfte, so wird man es begreifen, wenn Herder ihn 1782 „das Weimarische Faktotum" und Knebel 1784 „das Rückgrat der Dinge" nannte.

Harz- und Schweizerreise

In demselben Briefe, in dem Knebel Goethe das Rückgrat der Dinge nennt, sagt er, Goethe bleibe fest an seine Arbeit gebunden. Und auch dies war nur zu wahr. Er durfte sich rühmen, daß er die Sitzungen des Conseils nie ohne die höchste Not versäumt habe. Selten hat er sich auch seinem Amte durch Urlaub entzogen. Verreiste er, so geschah es gewöhnlich zu dienstlichen Zwecken. Nur wenige Reisen waren der Erholung gewidmet. In dem neunjährigen Zeitraum vom Antritt seines Amtes bis zum Sommer 1785 können wir nur drei solcher Reisen wahrnehmen. Zwei gingen in den Harz, eine in die Schweiz. Die erste Harzreise und die Schweizerreise sind zu wichtige Einschnitte in seiner Entwicklung geworden, als daß sie flüchtig übergangen werden dürften.

Beide Reisen waren Winterreisen. Durch das winterliche Kleid wünschte er die stille, einsame Erhabenheit der Gegenden, in die er sich verlor, zu steigern, um desto sicherer das zu finden, wonach er in dem verwirrenden Gedränge des Hofes und der Geschäfte vergebens suchte: Sammlung und Erhebung der Seele durch das Einswerden mit dem ihn und die Natur durchwehenden Göttlichen.

Die Harzreise trat er Ende November 1777 an. Während der Herzog mit seinen Kavalieren zur Jagd zog, ritt er nordwärts über den Ettersberg davon. Mitten im Schloßenwetter überkommt ihn reine Ruhe der Seele, die bei der Fortsetzung der Reise mit der Vergrößerung der Szenerie in fromme Erhebung sich umwandelt. Über Sondershausen, Nordhausen, Ilfeld kommt er nach Elbingerode, wo er anderthalb Tage den merkwürdigen Bildungen der Baumannshöhle widmet, um das „fortwirkende Naturereignis" recht genau zu betrachten. Der Weg geht weiter nach Wernigerode, wo er einen jungen Theologen, den Sohn des dortigen Superintendenten, Plessing, einen selbstquälerischen Unglücklichen, besucht. Schon zweimal hatte der junge Mann in dringlichen Briefen sich an ihn gewandt, in der Hoffnung, von

dem Dichter des Werther tröstende, heilende Lebensweisheit zu empfangen. Goethe hatte nicht geantwortet, sondern gewartet, bis er persönlich auf den lebensfeindlichen Jüngling, der sich in unbefriedigtem Streben Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank, wirken könne. Aber sein Mühen war vergeblich. Plessing verbohrte sich gegen alle Vorstellungen und Ratschläge. Mit tiefem Mitleide scheidet Goethe von ihm.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen,
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Im weiteren Verlauf seiner Fahrt gelangt der Dichter über Goslar nach Rammelsberg und Klaustal, wo die Hütten und Gruben besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit sind. Wollte er doch auf dieser Reise zugleich Erfahrungen für eines seiner Lieblingsprojekte, die Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaues, sammeln. Wie die Bergstädte fröhlich vom unterirdischen Segen gedeihen, macht ihm viel Freude, und er vergleicht sie unter seltsamer Empfindung mit der Reichsstadt Goslar, die in und mit ihren Privilegien vermodere. Eine Erquickung ist ihm der Verkehr mit den kleinen Leuten. „Wie sehr ich wieder, auf diesem dunklen Zug, Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt! Die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren in un — — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren."

Kein Unwetter, kein morastischer Weg, kein schlechtes Quartier vermag seine gehobene Stimmung zu stören. Hinter Klaustal wendet er sich dem höchsten Gipfel des Gebirges zu, dessen Be-

steigung ihm schon zu Hause als schönster Lohn gewinkt hatte. Es war am 10. Dezember. Alles lag in tiefem Schnee. Heutigen Tags sieht man einen Dezemberaufstieg auf den Brocken als eine harmlose Kleinigkeit an. Damals betrachtete man ihn als ein Wagnis voll schauerlicher Gefahren. Goethe hatte Tag für Tag Erkundigungen über sein Unternehmen eingezogen, jedermann erklärte es für unmöglich. Auch als er zum Förster, der im Torfhause am Fuße des Berges wohnte, kam, versicherte dieser, es sei eine Unmöglichkeit, hinaufzugehen, namentlich in dem Nebel, in dem man nicht drei Schritte vorwärts sehe. „Da saß ich," berichtet er der geliebten Freundin, „mit schwerem Herzen, mit halben Gedanken, wie ich zurückkehren wollte. Und ich kam mir vor wie der König, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heißt und der zu wenig schlägt. Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagt er zu mir: ‚Nun können Sie den Brocken sehen'; ich trat ans Fenster und er lag vor mir klar wie mein Gesicht im Spiegel, da ging mir das Herz auf und ich rief: ‚Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden?' — Und er sagte: ‚Ich will mit Ihnen gehen.' — — — Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugnis meiner Freudentränen und wär's nicht an Sie, hielt ich's für Sünde es zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit." Was er nun oben, zwischen den Granitklippen des Gipfels, den Himmel mit der glänzenden Sonne über sich, ein wogendes Nebelmeer unter sich und so auch für das äußere Auge von der Menschheit Treiben abgelöst, empfunden, verrät uns der hymnische Aufsatz über den Granit, der zwar erst später niedergeschrieben wurde, aber ersichtlich auf den Erinnerungen oder noch wahrscheinlicher den Aufzeichnungen jener Tage beruht.

„Ich fürchte den Vorwurf nicht," sagt der Wertherdichter, „daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles

der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja, man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in mir selbst und in anderen manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame, stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir.

Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt ... In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu den höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe, und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Mute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will. Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer."

Er ist noch am Abend und am anderen Tage so voll heiliger Ergriffenheit, daß er unwillkürlich in der Sprache der Bibel von dem Erlebnis redet. Wir haben das schon aus dem oben zitierten Stück der Erzählung, die uns bis auf den Gipfel führte, heraus-

gehört. Nun mögen wir nachträglich vernehmen, wie er seinen Bericht einleitet: „Was soll ich vom Herren sagen mit Federspulen, was für ein Lied soll ich von ihm singen? im Augenblick, wo mir alle Prose zur Poesie und alle Poesie zur Prose wird. Es ist schon nicht möglich, mit der Lippe zu sagen, was mir widerfahren ist. Wie soll ich's mit dem spitzen Ding hervorbringen. Liebe Frau. Mit mir verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß, so ist's so, und umgekehrt auch, und mehr als alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen. Das Ziel meines Verlangens ist erreicht, es hängt an vielen Fäden, und viele Fäden hingen davon, Sie wissen, wie symbolisch mein Dasein ist. — — Ich sagte [in einem früheren Briefe]: Ich hab' einen Wunsch auf den Vollmond! — Nun, Liebste, tret' ich vor die Türe hinaus, da liegt der Brocken im hohen herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir und ich war oben heut und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebsten Dank geopfert."*

Noch drei Tage durchstreift er den Harz, dann vereinigt er sich in Eisenach mit den „Brüdern", die inzwischen der Jagd obgelegen, und zieht mit ihnen heim. Nur wenig über zwei Wochen hatte der Ausflug gedauert, aber er hatte tiefe Spuren hinterlassen. Als ein von Gott Geliebter und von Gott Geführter war er sich auf dieser Reise, bei der ein glücklicher Zufall ihm auch das Leben gerettet hatte, vorgekommen. Daß ihn Gott liebte und führte, konnte er nur aus der Mission, die ihm anvertraut, herleiten, und er begann vor dem Göttlichen, das er in sich barg, Ehrfurcht zu hegen, die oberste und religiöseste aller Ehrfurchten, wie er später in den „Wanderjahren" auseinandergelegt hat, und danach zu trachten, es in voller Reinheit zu erhalten und zu entfalten.

* Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel. Harzreise.

„Einsam wird es dem Menschen zumute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will."

Mit diesem Willen kam Goethe nach Weimar zurück und es trat demgemäß die bezeichnete Wirkung ein. Er wird einsam mitten in dem bunten, schönen Kreise von Männern und Frauen, der ihn umgibt. Sein Auge kehrt sich inwärts. Mit dem studentischen Treiben der ersten beiden weimarischen Jahre bricht er, aber auch an den maßvolleren Vergnügungen nimmt er selteneren und gedämpfteren oder nur ganz äußerlichen Anteil. Er schaut oft ihnen zu wie Faust den platten Späßen in Auerbachs Keller. Den Umschlag in seinem Wesen verraten deutlich seine Einträge ins Tagebuch. In der ersten Februarwoche 1778 notiert er: „Diese Woche viel auf dem Eis in immer gleicher, fast zu reiner Stimmung. Schöne Aufklärungen über mich selbst und unsere Wirtschaft. Stille und Vorahnung der Weisheit." Am 12. Februar: „Fortdauernde, reine Entfremdung von den Menschen." Um dieselbe Zeit singt er im Mondliede: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt." Im Dezember bekennt er: „Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht"; im März nächsten Jahres: „Jetzt leb' ich mit den Menschen dieser Welt und esse und trinke, spaße auch wohl mit ihnen, spüre sie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrücklich seinen Gang."

Die durch die Harzreise angebahnte Entwicklung erfährt ihre Vollendung und Befestigung durch die Schweizerreise. Wie sie ungleich länger als die Harzreise dauerte, so ist sie auch ungleich mannigfaltiger in ihren Wirkungen. Fast nach allen Richtungen bewegt sie sein Herz und seinen Geist. Schon daß er nach vier bedeutungsvollen Jahren die Heimat und das Elsaß wieder betrat, war für ihn ein großes, inneres Erlebnis. In einem still bewegten Briefe kündigt er der Mutter, die sich in der Zwischenzeit oft nach ihrem geliebten Hätschelhans gesehnt hatte, seine bevorstehende Ankunft an. „Der Herzog hat Lust, den schönen Herbst am Rhein zu genießen; ich würde mit ihm gehen und der Kammerherr Wedel. Wir würden bei euch ein-

kehren, wenige Tage da bleiben ... dann auf dem Wasser weiter gehen, dann zurückkommen und bei euch unsere Stätte aufschlagen, um von da die Nachbarschaft zu besuchen. Wenn sie dieses prosaisch oder poetisch nimmt, so ist dieses eigentlich das Tüpfchen aufs i eures vergangenen Lebens, und ich käme das erstemal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch möchte, daß, da an den Bergen Samariä der Wein so schön gediehen ist, auch dazu gepfiffen würde, so wollt' ich nichts, als daß Sie und der Vater offene und feine Herzen hätten, uns zu empfangen, und Gott zu danken, der euch euren Sohn im dreißigsten Jahre auf solche Weise wiedersehen läßt ... Das Unmögliche erwart' ich nicht. Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle; er hat ihm den Appetit verdorben,* und so sei's! Ich will gern von seiner Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks eingibt. Aber Sie möcht' ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen. Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, aus vergangenem Leide manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewehrt hat. Wenn ich euch vergnügt finde, werd' ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet."

Am 18. September traf er mit dem Herzog und Wedel in Frankfurt ein. Jede Schilderung des Eintritts der Gäste in Goethes Vaterhaus muß verstummen vor den Worten, mit denen das jauchzende Mutterherz darüber berichtet hat: „Der 18. September", so schreibt sie der Herzogin Amalie, „war der große Tag, da der alte Vater und Frau Aja denen seligen Göttern weder ihre Wohnung im hohen Olymp, weder ihr Ambrosia noch Nektar, weder ihre Vokal- noch Instrumentalmusik beneideten, sondern glück-

* Der Vater war schwachsinnig geworden.

lich, so ganz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemals größere und reinere Freuden geschmeckt hat, als wir beide glückliche Eltern an diesem Jubel- und Freudentag ... Ihro Durchlaucht, unser gnädigster und bester Fürst, stiegen, um uns recht zu überraschen, eine Strecke von unserem Hause ab, kamen also ganz ohne Geräusch an die Türe, klingelten, traten in die blaue Stube usw. Nun stellen sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubentüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhans ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint, halb lacht, gar nicht weiß, was sie tun soll, wie der schöne Kammerherr von Wedel auch allen Anteil an der erstaunlichen Freude nimmt. — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war angst, er stürbe auf der Stelle; noch an dem heutigen Tag, da Ihro Durchlaucht schon eine ziemliche Weile von uns weg sind, ist er noch nicht recht bei sich und Frau Aja geht's nicht ein Haar besser — Ihro Durchlaucht können sich leicht vorstellen, wie vergnügt und selig wir diese fünf Tage über gewesen sind. Merck kam auch und führte sich so ziemlich gut auf, den Mephistopheles kann er nun freilich niemals ganz zu Hause lassen, das ist man nun schon so gewohnt ... Was sich nun alles mit dem schönen Kammerherrn von Wedel, mit dem Herrn geheimen Rat Goethe zugetragen hat, wie sich unsere hochadelige Fräulein Gänscher brüsteten und Eroberungen machen wollten, wie es aber nicht zustande kam und dergleichen mehr, das verdiente nun freilich hübsch dramatisiert zu werden ... Wie dann ferner Frau Aja sich nicht mehr halten konnte, sondern in ein Eckelchen ging und ihrem Herzen Luft machen mußte; so weiß ich ganz gewiß, die beste Fürstin hätte sich unserer Freuden gefreut — denn das war kein Mondschein im Kasten, sondern wahres Herzensgefühl. Dieses wäre nun so ein kleiner Abriß von denen Tagen, wie sie Gott, mit dem seligen Werther zu reden, seinen Heiligen aufspart, man

kann hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werkeltagwelt durchtraben." Einige Tage später bemerkt sie noch ergänzend: „Hätschelhans habe ich zu seinem Vorteil sehr verändert gefunden. Er sieht gesunder aus und ist in allem Betracht männlicher geworden. Sein moralischer Charakter hat sich aber zu großer Freude seiner alten Bekannten nicht im geringsten verschoben — alle fanden in ihm den alten Freund wieder — mich hat's in der Seele gefreut, wie lieb ihn alles gleich wieder hatte — den Jubel unter den Samstagsmädeln, unter meiner Verwandt- und Bekanntschaft, die Freude meiner alten Mutter."

Durch die Pfalz gehen die Reisenden nach dem Elsaß. Goethe brennt es auf der Seele, die verlassene Friederike wiederzusehen. Er trennt sich auf einen Tag von seinen Genossen und reitet seitwärts nach Sesenheim. „Ich fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich es verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise darüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm.

Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand

alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halbes Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den anderen Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Er zieht weiter nach Straßburg und sucht auch dort eine ehemals Geliebte auf: Lili. Sie hatte inzwischen — nach mannigfachen schweren Prüfungen — sich mit dem Bankier Bernhard von Türckheim, einem fein gebildeten, charaktervollen Manne, verheiratet und Goethe traf sie, wie sie mit ihrem kleinen siebenwöchigen Töchterchen spielte. Sie schien ihm durchaus glücklich zu sein und er überredete sich gern, daß sie alles habe, was sie brauche. Er erfuhr den freundlichsten Empfang und schied mit derselben befriedigten Empfindung wie von Sesenheim.

Wie viel hatte sich in Goethe binnen weniger Jahre geändert! Man vergleiche die angeführten Briefe in ihrem edlen harmonischen Fluß und in ihrem tiefen Frieden mit den unruhig hin und her flackernden und zwischen dem höchsten und niedrigsten Stil jäh wechselnden Briefen von 1775 und 1776. Nicht eine Spanne von drei oder vier Jahren, sondern ein Menschenalter scheint dazwischen zu liegen.

Am 26. Mai 1775 hatte Goethe an Johanna Fahlmer geschrieben: „Soll mich der Teufel holen, Tante, ist Freitag der sechsundzwanzigste und bin noch in Straßburg. Morgen aber geht's nach Emmendingen. Ist mir toll und wunderlich überall wo ich bin." Auch diesmal reiste er von Straßburg nach Emmendingen und traf dort die „Tante" als Frau seines Schwagers Schlosser. Cornelie war am 8. Juni 1777 gestorben. Wehmütig verzeichnet er: „Hier bin ich nun nah am Grabe meiner Schwester,

ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist." Von Emmendingen wird die Reise nach Basel fortgesetzt und von dort der Talweg der Birs, die in engen Schluchten durch den Jura sich windet, verfolgt. Vor Münster passieren sie die bedeutendste, das eigentliche Münstertal. Es erregt ihm den Wunsch, daß ihn das Schicksal in einer großen Gegend hätte wohnen heißen mögen. „Ich wollte mit jedem Morgen Großheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Tal Geduld und Stille." Am Ende der Schlucht kehrt er noch einmal allein zurück, um ihre geologische Bildung näher zu studieren. Er freut sich, seine Anschauungen von der allmählichen, jede revolutionäre Katastrophe ausschließenden Entstehung der Erdrinde bestätigt zu sehen. „Man fühlt tief, hier ist nichts Willkürliches, alles langsam bewegendes ewiges Gesetz." Von Münster ziehen die Reisenden weiter über Biel nach dem Kanton Bern, der sie etwas von dem Segen spüren läßt, den eine republikanische Verfassung haben kann. In der Landschaft „ist alles gar glücklich abgeteilt und geputzt und sieht fröhlich, nahrhaft und reich aus. Die Stadt ist die schönste, die wir gesehen haben, in bürgerlicher Gleichheit gebaut. Die Egalität und Reinlichkeit tut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, daß nichts leere Dekoration oder Durchschnitt des Despotismus ist." Von Bern geht es nach Thun zu einem mehrtägigen Ausflug ins Oberland. Am 9. Oktober nachmittags gelangt die Gesellschaft nach Lauterbrunnen, wo der vielgerühmte Staubbach bewundert wird. Heute geht man an ihm kühler vorüber, weil er nicht genug Wassermassen herunterschüttet. Damals wirkte die eigentümliche Erscheinung magisch auf die Beschauer. Goethe versenkt sich in sie, sieht Wassergeister in dem Nebelschleier auf- und niedersteigen und hört von ihnen wundersame Strophen über Seele und Wasser, aus denen ihm das Sinnbild des eigenen Lebens entgegentritt. („Gesang der Geister über den Wassern".)

Von Lauterbrunnen aus macht die Gesellschaft einen Ausflug nach dem großartigen Talabschluß, besteigt den oberen Steinberg

und ein Stück des Tschingelgletschers. Am 11. Oktober wurde der Weg nach Grindelwald fortgesetzt, nicht, wie es heute üblich ist, über die Wengernalp — dies galt als sehr schwierig —, sondern im Tal über Zweilütschinen. Nachdem man in Grindelwald die beiden Gletscher besichtigt hatte, wanderte man über die große Scheideck nach Meiringen. Dort suchte Goethe vergeblich nach dem Verwandten Peter Imbaumgartens, eines jungen Schweizerburschen, den er auf Grund eines Vermächtnisses des Barons von Lindau zu sich nach Weimar genommen hatte. Über Brienz und Brienzer See wird am 14. Interlaken oder richtiger Unterseen, das damals noch ein schlichtes, stilles Dorf war, erreicht und darauf der Rückweg nach Bern angetreten.

Die ganze Fahrt hatte Goethe in höchstes Entzücken versetzt. Er erklärt sich für unfähig, einen zureichenden Begriff von dem herrlichen Stück Alpenwelt, das er gesehen, zu geben. Reiche doch nicht einmal der Gedanke oder die Erinnerung an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten . . . Auch später, als er die Schilderung der Alpenreise von 1779 durch den Druck veröffentlichte, hat er sich außerstande gefühlt, diesen Teil aus der Erinnerung würdig zu ergänzen, und lieber eine Lücke gelassen. Leid war es ihm, daß er sich den gewaltigen Eindrücken des Oberlandes nicht stärker hingeben konnte. „Wär' ich allein gewesen, ich wäre höher und tiefer gegangen, aber mit dem Herzog muß ich tun, was mäßig ist." Nach einigen Rasttagen in Bern suchen die Reisenden den Genfer See auf und erreichen ihn in Lausanne. Seinen vollen Zauber übte er aber erst in Vevey aus, wo die Natur und die Poesie Rousseaus sich zum schönsten Zusammenklang vermählten. Goethe konnte sich der Tränen nicht enthalten, als er alle die Plätze vor sich hatte, die Rousseau durch die Neue Heloise mit empfindenden Wesen bevölkert hatte. Von Vevey ritt die Gesellschaft westwärts in der Richtung nach Genf bis Rolle. Von dort machte man einen Abstecher in den südlichen Teil des Jura, um das in seinem Rücken eingewaschene Hochtal (vallée de Joux)

zu besuchen. Man kam dadurch wieder ins Bernische und Goethe freute sich wiederum über den Wohlstand, die Rührigkeit und Sauberkeit der Bewohner und noch mehr über die schönen Wege, die der weimarische Wegebaudirektor in diesem abgelegenen Gebirgswinkel nicht erwartet hatte. Als man das Hochtal aufwärts streifte, um die Dôle zu erreichen, trat man in französisches Gebiet. Hier veränderte sich der Schauplatz sehr. „Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinigt ... die Waldungen umher sind sehr ruiniert, den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen, Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfnis an, sie gehören fast als Leibeigene an die Canonicos von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen, sujets à la main morte et au droit de la suite." Der Gipfel der Dôle wurde mittags bei prächtigem Wetter erreicht. Goethe genoß hier eine Alpenfernsicht, wie er sie noch nicht gehabt hatte. Auf dem Rigi war vor vier Jahren Nebel gewesen, und seitdem hatte er keine Höhe bestiegen, die einen umfassenden Blick auf die Alpen und ihr Vorland geboten hätte. In unvergleichlicher Schönheit hat er, was in sein Auge und Gemüt sich dort oben eindrückte, uns wiedergegeben. Nachdem er die grüne Hügelschweiz zwischen Vevey, Genf und Solothurn mit den tausend blinkenden Ortschaften geschildert, fährt er fort: „Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größeren Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Türme, und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wann sie dann erst selber in der Reinheit und Klarheit, in der freien Luft mannigfaltig daliegen; man gibt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann. Vor uns sahen wir ein fruchtbar bewohntes Land; der Boden, worauf wir stunden, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch

Gras, Futter für Tiere, von denen der Mensch Nutzen zieht, das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unseren Augen, für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt... Auch näher am Tal waren unsere Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links am Oberland, schienen in einem leichten Feuerdampf aufzuschmelzen, die nächsten standen noch mit wohl bestimmten roten Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß-grün-graulich. Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer rot herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen rötlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will."

Am 27. Oktober kamen die Reisenden nach Genf, wo Goethe als Wertherdichter viel gefeiert wurde. Er und der Herzog brannten vor Verlangen, nach Chamouny an den Fuß des Montblanc zu gehen und von dort über einen Paß ins Rhonetal niederzusteigen. Die guten Genfer lebten noch im Grauen vor dem Hochgebirge. Bei schönem Wetter im Sommer hatte sich wohl der eine oder andere in jene Wildnis gewagt und hatte Schauermären zurückgebracht. Daß man nun im November dorthin vordringen wolle, konnten sie nicht fassen. Man drang in den Herzog mit den ernsthaftesten Abmahnungen und machte eine Staats- und Gewissenssache aus dem Unternehmen. Goethe hatte vom Harz her die Erfahrung, wie es mit derlei Ängsten bestellt sei. Um aber doch sich und die Gegner zu beruhigen, schlug er vor, den bekannten Physiker de Saussure zu befragen, der im Montblancgebiete viel gewandert war und bereits auf den Montblanc selber einen Anschlag gemacht hatte. „Denn das sind, dünkt mich, die Leute, die man fragen muß, wenn man in der Welt fortkommen will." Saussure erklärte, sie könnten ohne die geringste Gefahr den Weg

machen, sie sollten nur aufs Wetter und den Rat der Landleute achten.

Höchst vergnügt zogen der Herzog und Goethe am 3. November im Tal der Arve dem Montblanc zu, während Wedel, der an Schwindel litt, zurückblieb. Es war am nächsten Tage schon dunkel, als die Wanderer sich Chamouny näherten. „Die Sterne gingen nacheinander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten, hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lang unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unseren Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem inneren, geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war." In Chamouny wunderte man sich nicht wenig, in so später Jahreszeit noch Fremde anlangen zu sehen. Sie besteigen am Morgen den Montanvert, um einen vollen Überblick über die Mer de glace zu gewinnen, versuchen einige hundert Schritte auf den wogigen Kristallklippen und gehen dann wieder abwärts. Da größere Unternehmungen ausgeschlossen waren, so verlassen sie schon nach eintägigem Aufenthalt das gewaltige Massiv des Montblanc. Mit Hilfe eines Führers suchen sie über den Col de Balme Martigny zu erreichen. Wild kämpfen die Nebel und erhöhen den Reiz der Szenerie. Auf der Paßhöhe pfeift der Wind scharf, es schneit etwas, es folgt ein mühsamer Abstieg, aber am Abend ruht man behaglich im flachen, warmen Rhonetal. Das war die Wanderung, die die Genfer wie einen Stieg zur Hölle geschildert hatten.

Nun sollte ein größeres und ernsteres Stück Reise folgen, das Rhonetal aufwärts über die Furka nach dem Gotthard. Selbst Saussure hatte es offen gelassen, ob sie bei der späten Jahreszeit über die Furka kommen würden. Doch unverzagt marschierten der Herzog und sein Minister, nur von einem Diener, dem Jäger Hermann, begleitet, das lange Tal aufwärts. Schon lange vor der

Furka stießen sie auf Schnee, und Goethe begannen unglückliche Ahnungen zu quälen. Am 12. November vormittags neun Uhr gelangten sie nach Oberwald, dem obersten bewohnten Ort im Tal, eine Stunde von der Furka. Mit großer Spannung zogen sie hier ihre letzten Erkundigungen ein. Die Furka war kein Brocken, der Weg durch menschenleere Gegenden sieben Stunden lang, und mit einem Landesherrn durfte nicht zu viel gewagt werden. Zu ihrem Trost hörten sie nun von den Einwohnern, daß es im Dorfe Leute gäbe, welche öfters im Winter hinübergingen. Der Herzog und Goethe bestellten zwei solcher Männer, und nachdem diese die Herren gemustert hatten, erklärten sie sich bereit, mit ihnen den Weg zu machen. Hinter dem Dorfe zeigten sich bald die weiten Eismassen des Rhonegletschers und erhöhten den schauerlichen Charakter der Landschaft. Vom Fuße des Gletschers begann man tüchtig bergan zu steigen. Der Schnee wurde tiefer, das Vorwärtskommen mühsamer. Leichte Wolken zogen über die blasse Sonne und schütteten zeitweilig breitflockigen Schnee auf die ungeheure, einförmige Gebirgswüste herab. Die Tiefen, aus denen die Wanderer herkamen, lagen grau und endlos im Nebel hinter ihnen. Selbst Goethe überfiel hier unverkennbar ein leichtes Gruseln; er bleibt in etwas der Sohn seiner Zeit, wenn er bemerkt, daß, wenn jemand auf diesem Wege seine Einbildungskraft Herr über sich werden ließe, er ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Nach dreieinhalbstündigem, angestrengtem Marsch kam man auf der Paßhöhe an. Der bedeckte Himmel entzog ihnen den prachtvollen Ausblick auf die Zermatter Riesengipfel.

Der Abstieg war schlimmer als der Aufstieg. Der erste Führer sank manchmal bis zur Hüfte in den Schnee; aber da er und sein Kamerad sich geschickt und zuversichtlich zeigten und das Wetter sich hielt, so setzten die Reisenden ihren Weg mit gutem Mute fort. Nach wiederum dreieinhalb Stunden saß man wohlgeborgen bei den Kapuzinerpatres in Realp. „Es ist überstanden, der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzweigeschnitten", schrieb Goethe am Abend triumphierend an Frau von Stein. Zwölf Jahre später

kehrte Wilhelm von Humboldt im Oktober vor dem Schnee der Furka um.

Am nächsten Tage verfolgte man das Urserental, das Goethe wieder sehr lieb wurde, bis Hospental und stieg dann aufwärts zur Paßhöhe des Gotthard. Denn was wäre eine Schweizerreise ohne den Besuch des Gotthard gewesen? Es war ein ganz klarer, tiefblauer Himmel; in wunderbaren Lichtern erglänzte die Landschaft — aber oben herrschte eine so grimmige Kälte, daß die Wanderer sich kaum vom Ofen wegzurühren wagten. Goethe erinnerte sich unter eigenen Gefühlen seines ersten Besuches, wo er mit ganz anderen Sorgen, Gesinnungen, Plänen und Hoffnungen hier weilte und, sein künftiges Schicksal nicht vorahnend, Italien den Rücken kehrte. Auch diesmal reizte ihn das gelobte Land nicht. Er wandte sich mit dem Herzog nordwärts und nach einigen Tagen waren sie über Luzern in Zürich, wo Lavater sich so herrlich gab, daß Goethe das Zusammentreffen mit ihm für Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise erklärte. In den vierzehn Tagen, die sie in der schönen Limmatstadt blieben, wurden die Kunstsammlungen, die auch sonst auf dem Wege nicht außer acht gelassen worden waren, eingehender Besichtigung unterzogen. Goethe beginnt außerdem ein kleines Singspiel „Jery und Bätely", dessen Schweizer Szenerie ihm dauernd frische Alpenluft zuwehen sollte. Über Schaffhausen verlassen die Reisenden die Schweiz und begeben sich nach Stuttgart. Am dortigen Hofe verweilen sie mehrere Tage. Unter den mancherlei Festlichkeiten, zu denen der Herzog von Württemberg sie einlud, war auch eine Prüfungsfeier in der Militärakademie, der späteren „Hohen Karlsschule", bei der der Eleve Friedrich Schiller drei Preise erhielt. Am Rhein werden die verwandten Höfe von Karlsruhe, Darmstadt, Homburg und Hanau besucht, an denen man wacker herumfriert und sich langweilt. Noch wird ein längerer Aufenthalt bei Frau Aja genommen und dann Weimar am 13. Januar 1780 wieder erreicht.

Gehoben und beglückt kehrten Goethe und Karl August heim. Goethe so voll Entzücken, daß er die Erinnerung an die Reise

durch ein Denkmal in Stein festgehalten wissen wollte. Es gelangte nicht zur Ausführung. Aber ein dauerndes Denkmal ist die Reise trotzdem in beider Leben geblieben; der Einschnitt, den sie bildet, ist unverkennbar. Für Goethe war sie der versöhnende Abschluß für so viele Dinge der Vergangenheit und der Anfang einer neuen Klarheit und Besinnung.

Egmont

Fern, unwirklich, ja fast unbegreifbar lagen hinter Goethe um diese Zeit die Jahre seines Frankfurter Sturmes und Dranges. Die unbesonnene Herzensglut, der wühlende Weltschöpferdrang der großen Schaffenszeit von 1773 bis 75 erschien ihm nur noch als Dunkel und zwecklose Verworrenheit, und wenn er dem eingeborenen Triebe folgte, Rückblicke zu unternehmen und sein Leben sinnvoll zur Einheit zusammenzufassen, so sah er in jenem Abschnitt seiner Entwicklung nur eine Vorbereitung, den unentmischten Naturgrund gleichsam, aus dem die reineren und vergeistigteren Züge seines Wesens, die männliche Lebensklarheit sich erst entfalten sollte.

Und doch gab es ein Werk, das der Frankfurter Sturmzeit, wenngleich schon ihrem äußersten Rande, entsprungen war und das seinem Dichter durch das ganze erste Weimarer Jahrzehnt und bis in die klare Sonnenluft seiner römischen Tage folgte. Als es 1787, im zwölften Jahre nach seinem Beginne, in der ewigen Stadt vollendet wurde, waren gewisse Hauptlinien der ältesten Anlage unverändert stehen geblieben, aber sie waren in neue und umfassendere Beleuchtung gerückt, die Formideale der italienischen Zeit hatten Beruhigung herabgesenkt und sachliche Schärfung verliehen, und so war aus dem langsamen Zusammenwirken entgegengesetztester Epochen dieses Werk zu einem Abschlusse gediehen, der nach den mannigfachen qualvollen Ansätzen der Weimarer Jahre seinem Schöpfer am Ende eine restlose Befriedigung gab.

Im Herbste 1775 wurde die erste Fassung des „Egmont", nur in den Hauptszenen und auch so nur bis zum vierten Akte vollendet, jäh und gewaltsam hingeworfen. Es war die Zeit nach der Rückkehr aus der Schweiz, die Zeit der zur höchsten Erregung gesteigerten Monate August bis Oktober, da der von den Wogen seiner Leidenschaft auf und ab Geschaukelte stärker und unwiderstehlicher denn je die Macht seines Dämons, seiner inneren Gebundenheit verspürte.

Er strebte von Lili weg und vermochte sich doch nicht loszureißen, in den bewegtesten Ergüssen warf er sich an das Schwesterherz der Auguste Stolberg, die Pläne einer Flucht nach Italien wälzten sich in seiner Seele, bis er zuletzt die Rettung in der von so viel Schicksalszufällen umkreisten Übersiedelung nach Weimar fand.

Sichtreibenlassen, Getriebenwerden lesen wir zu wiederholten Malen in den Briefen jener Herbsttage, er redet von der „unsichtbaren Geißel der Eumeniden", die er über seinem Haupte schwingen hört, und als er Frankfurt Ende Oktober in der Reisekutsche verläßt, ungewiß, ob der nach Süden gewandte Kurs sich nicht doch noch durch des Schicksals Macht nach Norden verkehre, schreibt er in sein Reisetagebuch die Worte: „Fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet, nicht ob und wann ich mag." Aber wie er sich gestoßen und gebannt fühlt von der Übergewalt des aus seiner Seele hervorstürmenden Lebens- und Entwicklungstriebes, so waltet zugleich in ihm die hohe und feste Gewißheit, „daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte". „Wenn ich wieder so fühle," vertraut er der Auguste Stolberg in einem jener wunderbaren Tagebuchbriefe, die mit der Eindruckskraft augenblicklich hingeworfener Stammelsätze sein Seelenleben malen, „wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold . . ."

Aus solchem Schicksalsgefühl ist „Egmont" emporgewachsen, das echte Kind dieser für das Goethische Leben entscheidenden Übergangszeit. Aber das Dumpfe, Schwankende, seinen Träger Zerreißende, das in der Wirklichkeit der leidenschaftlichen Herbsttage von 1775 mit jener Empfindung verbunden erscheint, ist

gänzlich ausgetilgt worden. Schicksalsgefühl im „Egmont" ist zugleich Schicksalsheiterkeit, ein ungemessenes Vertrauen auf die Helle der Stunden, ein unbesorgter, weltgläubig sichrer Sinn. Im „Egmont" hat Goethe einen einzelnen, von der Mutter ererbten Zug seiner Natur gesondert und in Fülle und Ganzheit zur reinen Gestaltung gebracht: die klare und freie Aufgeschlossenheit des Wesens, die das Heute genießt und keiner verzehrenden Gedanken für das Morgen fähig ist.

So erscheint es begreiflich, daß dieses Drama nicht in die Vergessenheit zurücksank, die Cäsar und Prometheus, Mahomet und Ewigen Juden traf. Im ersten Weimarer Jahrfünft ist es immer wieder vorgenommen und nach vielen Hemmungen und Widerständen im Jahre 1782 zu einem gewissen, wenigstens vorläufigen Abschlusse geführt worden. Denn gerade diese Weimarer Frühzeit, die ihn so hoch und glänzend auf der Woge der Menschheit emportrug, mußte ihm zu immer neuen Malen, inmitten der beginnenden Vergeistigung und Beruhigung seines Wesens, seine Instinktgebundenheit und den dunklen Flügelschlag der ihn umwaltenden Schicksalsmächte vor Augen führen. Der Egmontcharakter, so dürfen wir annehmen, ist in diesen Jahren nicht ohne Wandel geblieben; er wurde ebenfalls vergeistigt wie sein Dichter, heiterer und schwingender, die warme und tiefe Glut der Sturm- und Dranggefühle, aus der er erwuchs, versetzte sich mit Zügen der praktischen Lebenskunst, durch die der reifere Goethe seinen Dämon zu belauschen und zu lenken vermochte.

Denn gerade die für das Egmontbild im menschlichen Sinne bestimmenden Szenen fallen in diese Weimarer Zeit. Der Frankfurter „Egmont" richtete sich auf das Politische und das Element der Liebe; er enthielt, soweit wir schließen können, die niederländischen Volksszenen bis zum vierten Akte, die Brackenburgszenen, die Auftritte der Regentin und von den großen Szenen zwei: die zwischen Egmont und Klärchen, die den Grafen in seiner Menschlichkeit als Frauenliebling zeigt, und die zwischen Egmont und Alba, in der er als Freiheitsheld dem düstern Unterdrücker

entgegentritt. So brachte er das Stück nach Weimar, so las er es Charlotten von Stein und vielleicht bei Hofe vor. „Geht mir auch wie Margrethen v. Parma: ich sehe viel voraus, das ich nicht ändern kann", schreibt er der Freundin im Januar 1776; ein Zeichen, daß sie die betreffende Szene kannte. Im April 1778 kommt ihm Egmont „wieder in Sinn"; im Mai reist er mit dem Herzoge in politischer Absicht nach Dessau und Berlin und schaut mit eigenen Augen das Treiben der herrschenden Welt, den Hof und die Hauptstadt des berühmtesten Fürsten Europas. „Im Lärm der Welt und der Kriegsrüstungen", schreibt er Charlotten nach Hause, „. . . und ich scheine dem Ziele dramatischen Wesens immer näher zu kommen, da mich's nun immer näher angeht, wie die Großen mit den Menschen und die Götter mit den Großen spielen". Aus solchen Eindrücken entstehen im Dezember des gleichen Jahres die Szenen des spanischen Milieus, da Alba seine Untergebenen kommandiert, sein Monolog ferner, da er das Spiel der Götter mit ihm selber durchkämpft. Vor allem aber sind die Auftritte, die den menschlichen Egmont, den Helden der Sorglosigkeit und nachtwandlerischen Wegesgewißheit zeigen, diesen Jahren zu verdanken. Die Unterredungen Egmonts mit seinem Geheimschreiber und mit Oranien sind, ungewiß um welche genaue Zeit, in Weimar entstanden. Im Mai und Juni 1779, sogleich nach Beendigung der „Iphigenie", ist an Egmont gearbeitet worden, am 9. November 1779, auf der zweiten Schweizerreise wird im Wallis, zwischen Siders und Leukerbad, eine Szene entworfen — ist es die erste Gefängnisszene des fünften Akts mit ihrer Sehnsucht in die freie Natur? —, März 1780 wird eine erneute Beschäftigung bezeugt und im März bis Mai 1782 ein vorläufiger Abschluß erreicht, ja sogar die Umarbeitung und Einglättung der ältesten, im Stile zu auffällig abweichenden Teile erwogen. Der fünfte Akt, der das Egmontwesen in seiner Fragwürdigkeit wie in seinem Werte abwägt und es damit in die höchsten Zusammenhänge einreiht, ist frühestens seit 1779 geschrieben worden, also an der vorderen Grenze der eigentlichen Goethischen

Reifezeit, da er in Entsagung und Sachlichkeit mehr und mehr in die Höhen der Klarheit und Besonnenheit aufzusteigen begann.

Seit 1782 ruht das nur im Notdürftigsten abgeschlossene Stück. Es lag kein günstiger Nährboden in diesen Jahren, wo das Gedankliche in ihm überwog, wo er der Autor der „Geheimnisse" wurde; das Egmonthafte des frischen Lebensflusses trat zurück, während vor Aktenstaub, Sorge und Mühsal undankbaren Dienstes ihm das Blut vertrocknete und zugleich das Unhaltbare der seelischen Verbindung mit Charlotte von Stein sich immer stärker in sein Bewußtsein drängte. Erst 1786, als der Plan zur Gesamtausgabe seiner Schriften festgestellt wurde, tritt auch der „Egmont" wieder in seinen Gesichtskreis. Er wird nach Rom mitgenommen und im Juli und August des Jahres 1787, nach der Rückkehr von der neapolitanisch-sizilianischen Reise, überarbeitet und abgeschlossen. „Es sind ganze Szenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche", schreibt Goethe Anfang Juli. Keine Arbeit ist ihm so leicht und flott von statten gegangen; mit weit größerer Lust als bei „Iphigenie" und „Tasso" vollzieht er die Umarbeitung, freut er sich des Eindrucks bei den Freunden, ja, was ihm sonst so fernstand, der Wirkung auf das Publikum. „Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen!" Rom, wo er den Anschluß an das Leben und die Wirklichkeit in einem neuen Sinne wiederfand, war der geeignete Boden, dieses Stück zu schließen, diese Erinnerung erster Jugend, an dem Ort, wo er seine zweite erlebt hatte. Und wenn das Menschliche Egmonts ihm unter italienischem Himmel wieder vertraut und angehörig wurde, wenn er die heitere und freie Lebensart dieser Tage in die Adern seines Abbilds hineingießen konnte, so war es zugleich, als ob die Weltgeschichte ihm das Politische seines Dramas noch einmal in frische Gegenwart verwandeln wollte. Der Brüsseler Aufstand von 1787, in dem die österreichischen Niederlande ihre alten, nunmehr längst verknöcherten „Freiheiten" gegen Josephs des Zweiten moderne und

ausgleichende Bestrebungen verteidigten, war wie der lebendige Hintergrund für die Tragödie der Vergangenheit.

„Es ist ein wunderbares Stück", so hatte Goethe im März des Jahres 1782 von Buttstädt, von der Verwaltungsreise an Charlotte geschrieben. „Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb ich es anders, und vielleicht gar nicht. Da es nun aber so steht, so mag es stehen, ich will nur das Allzuaufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, da es der Würde des Gegenstands widerspricht." In solchem Sinne ist das Meiste der ersten Anlage erhalten geblieben und nur in der Form gemildert worden; was Rom zuletzt an neuem Gehalte gegeben hat, ist vor allem der idealische Schluß, die Erscheinung Klärchens als Freiheitsgöttin. Der Dichtung selbst hat diese Entstehungsweise einen reicheren Seelengrund, wenn auch eine geringere Stileinheit gegeben. Von der größten Bedeutung aber ist der „Egmont" für das Goethische Leben. Denn dieser Gesichtspunkt muß aufs klarste hervorgehoben werden: die Kunstwerke dieses Dichters sind nicht nur die aus den Wellen seines Erlebens schaumgeborenen Schönheitsblicke und Ewigkeitsgestalten, sie tragen ihren Wert nicht minder in der Rückwirkung auf dieses Leben selbst. Sie lösen aus und heben empor, sie leiten vorwärts und sie weisen zurück. „Egmont", neben „Faust" das einzige aus dem Sturme und Drange in spätere Jahrzehnte überkommene Werk, ist ein solcher Rückweiser, ein Verbinder und Einiger der Goethischen Lebensabschnitte, der der großen Harmonie und Geschlossenheit dieses Erdenganges dienstbar ist. In ihm sah der Gereifte, zur klassischen Form Aufstrebende wie in einem Spiegel sein altes Bild bewahrt, die Empfindungsfülle, aus der er sich erhoben hatte und die ihm die Kraft seines Genius verlieh; er sah inmitten vergänglicher Züge einer stürmischen Jugend das Unvergängliche seines Wesens hervortauchen, den Dämon, der ihm befahl, die offene Weltzugewandtheit, die ihn in ihrer innersten Bedeutung nie verlassen sollte. Zwölf Jahre bewegtesten Schicksals reichten sich im römischen „Egmont" die Hände. —

Auch das fertige Drama kann seine Herkunft aus des Sturmes und Dranges Tagen nur unvollständig verleugnen. Wie der „Götz", mit dem es schon Goethe in „Dichtung und Wahrheit" in innere Verbindung gebracht hat, ist es ursprünglich bis zu gewissem Grade ein Milieustück gewesen, auf Weite der Lebensschilderung gerichtet. Das in immer neuer Form erscheinende Hauptthema des Sturmes und Dranges, der Gegensatz der naturgeborenen und lebenerzeugenden Kräfte des Gefühls gegen die mechanischen und lebenzerstörenden der Reflexion, dieser Gegensatz, der im „Götz" durch das feindliche Entgegenwirken der Götz- und Weislingen-, der Ritter- und Höflingswelt zum Ausdruck kam, wiederholt sich hier in der nationalen Unterschiedenheit der Niederländer und Spanier. Wie bereits der Jüngling der Leipziger und Dresdener Zeit sich in der Malerei für niederländisches Wesen begeisterte, so hat er es hier mit Lust und Liebe vor Augen gestellt, als das Vorbild einer naturverbundenen und persönlichkeitsstarken Lebenskraft echt germanischer Art. Die Volksszenen des Stückes, in denen durch die spätere Dämpfung des Tons die ursprünglichen Absichten noch durchschimmern, lassen dieses niederländische Volk auftreten und sich regen, spielen und fröhlich sein, Tumult erregen und sich sorgen; mit allen seinen Menschlichkeiten, nicht ohne Kleinlichkeit, wie sie dem bürgerlichen Behaben gemäß ist, läßlich und gutmütig, so daß auch unerwünschter Zwang einer fremden Herschsucht friedliebend ertragen wird, solange es geht — aber dann wieder mit den guten Eigenschaften, offen und lebensfreudig, wohlwollend und ehrenfest, treuherzig und in Treue an alter Sitte und Einrichtung hangend. Ein unbezwingliches Bedürfnis nach persönlicher Freiheit lebt in ihnen, doch nicht minder der Haß gegen politische Zügellosigkeit. „Sicherheit und Ruhe, Ordnung und Freiheit!" Die ständische Verfassung, in der sie sich selbst, durch die Männer ihres Bodens, ihres Vertrauens regieren, ist ihr politisches Ideal, Unabhängigkeit in der Eigenart ihre Daseinslust, „Leben und leben lassen" ihr Wahlspruch. Egmont, der in alledem nur die Spitze seines Volkes darstellt, schildert sie

vor dem feindseligen Alba recht: „Es sind Männer, wert, Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen zu verdienen; leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken."

Auf dieses zähe, freiheitsliebende Volk wälzt sich die zermalmende Woge der machtlüsternen spanischen Weltherrschaft. Als es den Lehren Luthers und Calvins sich zuzuwenden beginnt, seinem inneren Triebe folgend, als seine Pöbelmassen, den reineren Trieb entartend, die alten Bilder stürmen, sendet der finstere Despot, der im Escorial über Europas Geschicke brütet, seinen Strafengel Alba. Nicht allein die Ruhe wiederherzustellen wird er gesandt; er soll die Gelegenheit benutzen, auch dieses Land endgültig und fest der spanischen Herrschaft zu unterwerfen, ihm alte Art und eigenes Regiment zu rauben und es einzugliedern als dienendes Glied in die erdumspannenden Zwecke des Universalreichs. Wieder ergibt sich ein geschichtlicher Zeitpunkt wie im „Götz": altvererbte Eigenkraft soll den einebnenden Strebungen des modernen Absolutismus zum Opfer fallen, äußeres Besitzrecht stärker und wertvoller sein als der Lebensanspruch der Persönlichkeit. Mürrisch, verdrossen, in umdüstertem Schweigen treten diese Spanier daher, eisern geschlossen in die Zucht ihres militärischen Dienstes gebannt, „wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt". Glaubensfanatismus und imperialistischer Wahn haben ihre Sehnen gespannt, aber vor Etikette und Disziplin ist in ihnen das freie Leben erloschen. Als willenlose Geschöpfe gehorchen sie ihrem Herrn. Sind das die Herrscher, die ein Niederländer anerkennen und freudig begrüßen kann, er, der seine Fürsten froh und frei haben möchte wie er selbst? Er wendet sich in Bestürzung und geheimem Schauder ab. Aber er schwenkt die Mütze und jubelt, wenn er seinen Liebling, den frohgelassenen, leutseligen Egmont sieht.

Dieser Gegensatz zwischen Niederländer- und Spaniertum, eigenwertig altem Volksgeist und tyrannisch unterdrückendem Imperialismus bildet den stark politisch gefärbten, ganz sturm- und

drangmäßig erwachsenen Untergrund des Stückes. Der weimarisch-italienische Goethe hat solche Milieuschilderung zurückgedrängt und gemildert. Ihm kam es nicht mehr auf weltweite Ausbreitung an; er zog den Gehalt in die plastische Beschränktheit weniger Hauptpersonen hinein. So wurde die vermutliche Üppigkeit der in Frankfurt entstandenen niederländischen Volksszenen des ersten bis vierten Aktes mannigfach beschnitten und die im Jahre 1778 entworfenen spanischen Auftritte nur in wenigen, knappen Strichen angelegt. Im Stücke, wie es heute dasteht, tritt Egmont und sein persönliches Bild weit machtvoller als etwa ein Götz vor den politischen Hintergründen hervor.

Wie ein jüngerer Bruder stellt sich Egmont an Götzens Seite. Auch sein Wesen ist frische und ganze Natur, dem Schoße der großen Lebensmutter unverdorben und unverstellt entsprossen; als ihn im Kerker die Todessorge quält, fühlt er, es sei nicht Feigheit daran schuld, nein, die Luft, die Luft des Zimmers, des Gefängnisses, und die Sehnsucht zieht ihn: „Frisch hinaus, da wo wir hingehören! ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohltat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgeborenen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen, wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen, vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besiegen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht." Aber Egmont ist doch ein anderer. Das ist nicht der rauhe, bäurische Ritter, dessen Ehrlichkeit und Geradheit den Listen der Welt unterliegen muß; es ist eine feinere, kultiviertere Natur, voll genialen Schwunges, mit allen Vorzügen äußerer und innerer Art beschenkt, reich nach allen Seiten geöffnet. Held und Krieger nicht nur, sondern auch ein Künstler des Lebens, ein Begnadeter in allen Dingen, reich, vornehm, mächtig, frei: Götterliebling und Frauensieger! Wie leicht schreitet sein Fuß dahin, wie flattern lustig um sein Haupt die Fahnen der Jugend, der Freude, des Genusses! Und das alles ge-

schieht mit vollendeter Sicherheit, ohne Anstrengung und Anmaßung, ohne Weichlichkeit und Genußsüchtelei; dieser Egmont ist wie der freieste und sorgloseste so der ehrenhafteste, der mildeste, der menschlichste und natürlichste: leutselig gegen das Volk, mitfühlend den Niedern, freundlich, gut und offen in jedem Worte und jeder Tat. „Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will, weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht. Weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mitteilte, auch dem, der's nicht bedarf." So ist er auch der Geliebten gegenüber, nicht Don Juan, nicht stolzlächelnder Eroberer, nur der frohe und unbefangene Freund, der in der freien Natürlichkeit seiner Gefühle sich Ausruhende und Beseligende. „Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut! wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit gerne verbärge! wie er um mich besorgt ist, so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster!"

„Der echte Niederländer! Gar so nichts Spanisches." So urteilt das Volk über ihn, als dessen höchste Blüte und klarste Verkörperung er über die Erde schreitet. Und wenn es ihn umjubelt und vergöttert, so erwidert er diese Liebe; er schildert es mit den schönsten Worten, als er dem spanischen Feldherrn gegenübersteht, er verteidigt es und geht am Ende um seinetwillen in den Tod. Er hebt es Alba gegenüber heraus: ein Volk müsse seine Eigenart behalten, treu zu seiner Sitte stehen; sich selbst, aus eigenem Geiste regieren und ordnen; er tritt für das Naturgewordene und Geschichtlichentstandene ein und weist die Ansprüche der Gewalt und ausgleichenden Unterdrückung als unnatürlich, töricht und unmöglich nach. Auch auf politischem Gebiete gibt es für ihn nur das frei aus innerem Triebe Geborene.

Und so ist seine ganze Lebensführung. Es gibt keinen Zwiespalt für ihn zwischen Wunsch und Schicksal. Er ist der Glückliche, der jede Tat, jeden Genuß, jeden Gedanken aus dem unerschöpflichen Quell seiner Herzensgewißheit hervorholt, den ein freund-

liches Geschick über Gestern und Morgen verblendet und jegliches Heute frisch und neu in die Arme schließen läßt. Er besitzt die Gabe, um welche die Schillersche Kassandra vergebens den Weissagung verleihenden Apollo fleht: einen fröhlich dunkeln, der Zukunft verschlossenen Sinn. Sorglichkeit, so ruft er, als Oranien ihn mit seinen Befürchtungen anzustecken droht: „Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus!“ Er darf und will sich nicht umschauen, nicht denken und fürchten. So geht er den Blumenpfad seiner freudigen Jahre weiter, bis in die gefahrdrohenden Stunden des großen Weltverhängnisses hinein, wo sein schwebender Jugendschritt ein Tänzeln neben Abgründen wird. Sicherheit wandelt sich in Verblendung, aber er kann seiner Natur nicht gebieten, er muß der inneren Stimme folgen, die ihn ins Verderben reißt.

Man warnt ihn, man weist auf das kommende Schrecknis hin. Aber man verlangt Unmögliches von Egmont. Sein ganzes Dasein ist Strom allein, Strom des Handelns, Strom der dahinrollenden Geschicke; es gibt kein Ufer für ihn, an dem er Stand fassen und verweilen könnte, und somit auch keine Betrachtung vorwärts und rückwärts. Und selbst wenn er es könnte: sein Leben verlöre Sinn und Seligkeit in dem Augenblicke, wo er es täte. Markten und feilschen, abmessen und wägen, seine Schritte zählen und die Möglichkeiten verborgener Zukunft berechnen, das alles starrt ihn wie ein graues Elend an, das schlimmer ist als der Tod. Nur der frische Fluß des immer neuen Geschehens glänzt ihm in tausend Farben. „Der ist tot,“ so läßt er dem um ihn sorgenden Grafen Oliva melden, „der um seiner Sicherheit willen lebt.“ „Ich soll leben, wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück; und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Totengewölbes . . . Leb' ich nur, um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?“ Und weiter: „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt,

was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens wert? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? und um zu raten, zu verbinden, was nicht zu raten, nicht zu verbinden ist, das Schicksal des kommenden Tages?" Das sind die Gesänge, die Jubelrufe des leichten Sinns und der beflügelten Götterlieblingsschaft. Und zuletzt schmilzt alles zusammen in dem Schicksalsgefühle eines unwiderstehlichen Fortgerissenwerdens über donnernden Hufen, in dem wunderbaren Satzkunstwerke, das später als gewaltiger Ausklang an den Schluß von „Dichtung und Wahrheit" gestellt worden ist: „Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

Allen Warnungen zum Trotz bleibt Egmont in Brüssel. Er will nicht sorgen, aber er kann es auch nicht, denn aus dem Naturvertrauen seines Wesens, aus seiner eigenen milden und klaren Menschlichkeit vermag er an die blinde und tölpelhafte Gewalt der Spanier nicht zu glauben. Sollten sie ein Herkommen zerstören, das sie selbst geschaffen, das Privilegium des Goldenen Vließes, das seinen Träger nur dem Gerichte der Ordensbrüder pflichtig macht? Beugen wollen, was nicht zu beugen ist? Treue mit Schmach, dem König geleistete Dienste mit grausamem Undank strafen? Es ist die reine Weltoffenheit in Egmont, die in den düstern Fanatismus, den vernunftlosen Terror seiner spanischen Gegner sich seelisch nicht zu versetzen vermag. So fällt er als Opfer seines ganzen und ungeteilten und doch gerade um solcher Ganzheit willen in Einseitigkeit befangenen Charakters. —

Egmonts Persönlichkeit, die den alles belebenden Mittelpunkt der so knappen und kurzen Handlung bildet, entfaltet sich im Verhältnisse zu vier Personen: Alba, Klärchen, Ferdinand und Oranien.

Zwischen Egmont und Alba wiederholt sich der sturm- und drangmäßige Grundgegensatz des Schauspiels, der zwischen Niederländer- und Spaniertum, in der verstärkten Anschaulichkeit zweier voll und rund hingesetzten Hauptpersonen. Und ganz dem Sturm- und Dranggeiste entsprechend wird dieser Gegensatz bis in seine letzten gefühlshaften Lebenstiefen zurückverfolgt: wie Götz und Weislingen Jugendfreunde waren, dann auseinandergingen und nun in Anziehung und Abstoßung schwanken, so sind der niederländische Graf und der spanische Krieger durch eine Urfeindschaft von Anbeginn geschieden. Egmont, der Glückliche, gewinnt im Würfelspiel und Alba knirscht vor Neid; als Vorkämpfer der beiden im Ring versammelten, wettenden und wünschenden Nationen schießen sie um den Preis, und während Albas Kugel zur Seite geht, trifft der Niederländer ins Schwarze. „Der hohläugige Toledaner mit der ehrnen Stirn und dem tiefen Feuerblick" ist nicht der Begünstigte des Schicksals, der alle Wege gebahnt findet und keinen zu beneiden braucht; er muß sorgen und rechnen, heischen und sehnen, er kennt die Wechselfälle der Stunden und hat sie erfahren. „Ich freue mich nur über das Geschehene, und auch über das nicht leicht, denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen gibt. Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Taten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren." Da ihm im unablässigen, harschen Kampfe mit den Widerständen der Zeit jeder freie Genuß der Sonne versagt bleibt, so verzehrt ihn ein Haß auf jeden, der sich unachtsamer Fröhlichkeit überläßt. „Neulich", so erzählt Gomez, „hört' ich ihn bei Tafel von einem frohen, freundlichen Menschen sagen: er sei wie eine schlechte Schenke mit einem ausgesteckten Branntweinzeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe hereinzulocken." Alba ist verschlossen und einsilbig, barsch und grausam; er haßt die Menschheit, deren gutem Willen er mißtraut, deren Freiheitsverlangen er höhnt, die gebändigt, eingeengt, umfesselt, in ihren schädlichen, d. h. Eigenrechte verlangenden Teilen aufgeopfert werden muß und nie sich selbst überlassen werden darf.

Der scheinbare Höhepunkt dieses Lebens liegt in dem Augenblicke, da er den lebensvollen, in Schicksalsblindheit seine Götterwege wandelnden Gegner mit hinterlistigem Geschoße vernichten kann; aber am Schlusse des Stückes steht die Szene, wo sein eigener Sohn, dessen „leichtsinniges Wohlwollen" er zu unmenschlicher Härte stählen wollte, in Begeisterungswogen dem großen Feinde des Vaters zufällt und so das Scheitern aller Pläne und Hoffnungen Albas in der Ferne erschauen läßt.

Ferdinand und Klärchen sind die Begeisterten des Egmontschen Lebensdranges. In besinnungsloser Liebe ist Klärchen dem vergötterten Manne zugetan; jedes Bedenken, jede bürgerliche Rücksicht geht unter in dem Bewußtsein, dem Herrlichsten und Höchsten ihres Volkes anzugehören und etwas für ihn zu bedeuten. „Alle Provinzen beten ihn an, und ich in seinem Arm sollte nicht das glücklichste Geschöpf von der Welt sein?" Und als die Mutter ihr Vorwürfe macht: „Verworfen! Egmonts Geliebte verworfen? — Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen! . . . — Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln — diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt". Diese Liebe zwischen Egmont und Klärchen ist eine andere als die zwischen Faust und Gretchen, zu der sie das genaue Gegenstück bildet: sie ist eine offene, stolze, bewußte Hingabe, nicht das Vergehen eines kleinen, bürgerlichen Mädchens in den Armen eines Übermenschen an Geist und Willen. Faustens Liebe findet heimlich ihren Weg, durch eine kupplerische Nachbarin unterstützt, unter Betrug der ahnungslosen Mutter; Egmont tritt eines Abends frank und frei in das Zimmer des Mädchens, das er im Vorbeireiten ihn bewundernd am Fenster erschaut hat, und führt den Verkehr unter den Augen und im Beisein der Mutter fort. Sie trotzen der Welt und ihrem Gerede im Gefühl der eigenen Seligkeit und Rechtlichkeit. In dem heftigen, begeisterungsfreudigen Mädchen stürmt etwas von dem frischen Soldatenmute ihres Geliebten: „Wär' ich nur ein Bube, könnte immer mit ihm gehen, zu Hofe und überall

hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht!" Man ahnt es, daß hier, aus Adelshöhe und niederem Mittelstand, zwei innig verwandte Wesen sich gefunden haben, der lebensvoll menschlichreine Mann, das lebensvoll menschlichreine Mädchen, beide die höchsten Verkörperungen ihres Volksstammes. Und sie ist dem Geliebten gleich in ihrer Sorglosigkeit; als die Mutter sie an künftige Zeiten erinnert, da Liebe und Schönheit, Jugend und Glück verwelkt sein werden und es nötig ist, an warmer Stätte unterzukriechen, da schiebt sie die Bilder gewaltsam zurück: nicht vordenken, was Schreckliches kommen könnte, vertrauend genießen, was die Gegenwart in Verschwendung leiht!

„Laß mich schweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen sehen, alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer". So beseligt sich Klärchen in Egmonts Armen, und als er ihr sein wunschloses Glück in ihrer Nähe gesteht, bricht sie in den ernsten Jubel dieser Worte aus: „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!" In der Zeit, da Goethe in dem gesellschaftlichen Verhältnisse mit Lili sich ständig geplagt, geneckt und beansprucht fühlte, malte er dieses Bild einer im Augenblicke beruhigten, von keinen Forderungen gestörten, in reine Menschlichkeit hingewiegten Liebe, ein Bild aus Sehnsucht geboren wie nicht minder aus dem dankbaren Gedenken an das eine oder andere Mädchen aus dem Volke, das ihm eine Seligkeit ohne Ansprüche gewährt hatte. Es war in der Entstehungszeit des „Egmont", daß er mit dem „Offenbacher Mädchen" verkehrte. Wenn Klärchen so auf der einen Seite das Widerspiel Lilis ist im Verhältnisse zu Egmont, so ist sie auch wieder diese selbst, im Verhältnisse zu Brackenburg, ihrem armen, stets vertrösteten, immer wieder angelockten und nie erhörten, innerlich sich verzehrenden Liebhaber, einer Gestalt, die unzweifelhaft aus gewissen niederdrückenden Empfindungen Goethes im Verkehr mit seiner Braut hervorgegangen ist.

Im fünften Akte wird wie Egmont so auch Klärchen in ein großes Schicksal gerissen. Die Schranken ihres ruhigen Daseins

werden zersprengt, und ein heroischer Zug kämpft sich in ihr angesichts des nahenden Sturzes ihres Helden los. Als liebendes Weib versucht sie, die Bürger Brüssels zu Egmonts Befreiung aufzurufen. Aber feige verlaufen sich, die sie um Hilfe flehte; verlassen steht sie in der empfindungslosen Welt und ihre Sehnsucht fliegt dem Himmel zu. „Weißt du, wo meine Heimat ist"? antwortet sie Brackenburg, der sie nach Hause führen will. Sie folgt ihm, nimmt den Todestrank und läßt den unglücklichen Liebhaber, verzweifelnd und doch ihr nachzuahmen unentschlossen, mit einem letzten Kusse zurück.

Schwerer, aber auch bedeutsamer vollzieht sich der Kampf in Egmonts Brust. Die Kerkerszenen des letzten Aktes führen die entscheidende Krisis seines Lebens vor, wo über Wert und Unwert seiner Persönlichkeit das Urteil gefällt wird und das Irdische, dem er bisher in nie versagender Selbstsicherheit anheimgegeben war, sich mit dem Strahlenkranze sinnvoller Ewigkeit schmückt. Wenn der erste bis vierte Akt in seinen Grundzügen ganz und gar im Geiste der Frankfurter Jahre angelegt war, so weist der fünfte, nicht in runder Gestaltung, aber mit unverkennbaren Anweisungen und Perspektiven auf die klassische Gesinnung hin. Dem Anfang der 80er Jahre entstammt das Hauptsächlichste in ihm; ein wesentlicher Teil aber, Klärchens Erscheinung als Freiheitsgöttin, ist erst 1787 in Rom gedichtet worden. Die Briefe der Weimarer Freunde, die den alten Egmont kannten und nun erst in der Neugestalt jene göttliche Erscheinung kritisieren, lassen es uns schließen.— Egmont weilt im Kerker und hört das Todesurteil über sich verkünden. Der Trennungsschauder einer lebensfreudigen Persönlichkeit — auch hier, wie immer, hat Goethe menschlich und ohne Gewaltsamkeit gebildet — läuft durch seine Adern. „Süßes Leben! schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! von dir soll ich scheiden!" Er fühlt es, der Pfeil des ihn lange neidenden Gegners hat ihn getroffen und stürzt ihn in den Abgrund der Vernichtung. Denn nur Vernichtung sieht er vor sich, einen Abschluß seines Lebens und damit seiner Hoffnungen, seiner Wünsche, seiner

Sehnsucht. Nur eines scheint ihm zu bleiben, der Trotz gegenüber dem feigen, hinterhältigen Feinde, ein stolzer Tod. Da reißt ihn Ferdinand aus seiner Betäubung. Er hört jenes Feindes eigenen Sohn sein Schicksal bejammern; er vernimmt das Eingeständnis seiner Liebe und, was mehr ist, der Bewunderung und Anbetung seines Wesens. „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete ... Dich hatt' ich mir bestimmt und wählte dich aufs neue, da ich dich sah". So schwindet Albas Triumph vor Egmonts Augen dahin und wird zu seinem eigenen Triumphe. Aber es ist mehr als das. Jetzt vollzieht sich in dem Helden, was man weniger eine Umwandlung seiner Natur, wohl aber die letzte Krönung und den vergeistigenden Abschluß seiner Entwicklung nennen kann. Wenn er bisher in der Gegenwart die volle Auswirkung seines Handelns suchte, so erkennt er nun, wie auch über die irdischen Grenzen, über Tod und Vernichtung hinaus sein Wesen Fortsetzung und Ausbreitung zu finden vermag. Der Ewigkeitssinn, der Ewigkeitswert seines Lebens kommt ihm zum Bewußtsein, und der Kreis seines umfangenden Denkens rundet sich weit und weit, bis zur Einordnung seines vergänglichen Seins in höhere, allgemeinere Zusammenhänge. In einem anderen Sinne sieht er nun seinem Abschiede von der Welt entgegen, nicht als dem heldischen Ertragen einer unentrinnbaren Notwendigkeit, sondern als dem Kommen einer tiefen Freude. Auch sein Sterben wird Beispiel sein, ein Höhenlicht der Menschheit wie seine Wirkenstage, und so tröstet er den staunend neugewonnenen Freund: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachtetest, so sei es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht getan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf, zu leben; aber ich habe gelebt".

Befreit und getröstet schläft Egmont ein. Er hat dem Freunde sein Klärchen zum Schutze empfohlen, mit den so oft angefochtenen, ganz aus der sachlichen Gesinnung des römischen Goethe gedachten Worten: „Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war." Nun erscheint dieses selbe Klärchen ihm im Traum, als Freiheitsgöttin in himmlischem Gewande, verklärt und umglänzt. Sie bedeutet ihm, daß sein Tod zum Weckruf der Befreiung werden solle, und ziert mit dem Kranze des Siegers seine Stirn. Der erwachte Egmont hat den Sinn seines Schicksals begriffen, er hat die alte Sicherheit seines Lebens wiedergefunden: „Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre." Seine letzten, in jambischem Schwung erglühenden Worte rufen in Gedanken das niederländische Volk zum Streite gegen die Knechtschaft auf: „Freunde, höhern Mut! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! . . . Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe."

Ein Opfertod, sinnvoll und fruchtbar! Das zwecklose Sterben eines Götz und Werther erscheint überwunden. Nur aus Egmonts Blute konnte das Reis der niederländischen Freiheit keimen, nur sein grausam unnötiges Ende die bequemen und duldsamen Gemüter aufrütteln und entfachen; in ihm wurde gleichsam die Langmut und das sorglose Vertrauen dieses Volkes hingerichtet, die unbedingte Notwendigkeit des Krieges bezeugt, da auch dieser Harmlose und Königstreue nicht vor den Henkershänden eines Alba sicher war. Die schicksalsvertrauende Weltoffenheit, eine Einzelform der Sturm- und Dranggesinnung, wird im zukunftsträchtigen Tode Egmonts vergöttert, aber gerade diese Vergötterung bezieht sie in weitere Aussichten des Lebens und der Geschichte ein. Egmont kämpft sterbend, Oranien lebend für die Freiheit. Es ist im Stücke nicht ausgeführt, aber die Wendung, die es im fünften Akte nimmt, weist unmißverständlich darauf hin: der Sturm- und Dranggegensatz Egmonts und Albas wird am Schlusse im geistigen Sinne durch den Egmonts und Oraniens ersetzt. Auch Oranien ist Egmonts Gegenbild. Er ist der Denker,

der schweigend verhüllte Berechner; heimlich lauernd wartet er ab, wann die Stunde der nationalen Befreiung schlägt. Aber das vorbedachte Wesen, das in Alba ein sinnloses Unterdrücken der Menschheit, ein vollkommen unfruchtbares Prinzip darstellt, wird in Oranien ein fruchtbares, ein Retter der Eigenwerte des Volkstums. Wie Egmont sich aus dem Triebe seiner Natur für sein Volk opfern, so muß Oranien aus dem Triebe seiner Natur sich dafür schonen, um die Tat der Entknechtung zu vollbringen. Jedem ist ein entsprechender Teil an der bedeutungsvollen Menschheitstat gegeben. Und so bildet den gedanklichen Abschluß dieses Dramas der große Wunsch, daß aus beider Wesen ein neues, einheitliches entstehe und alte Sehnsucht der Menschheit sich erfülle.

Goethe hat nicht die letzten Folgerungen gezogen. In der ersten Kerkerszene sieht der lebenverlangende Egmont seinen Freund Oranien im Geiste zur Befreiung, zu *seiner* Befreiung heraneilen; das Naheliegende, ihn auch am Schlusse visionär im künftigen Freiheitskrieg zu sehen, seine Sendung gleichsam an ihn abzugeben, ist von dem Dichter mit weiser künstlerischer Entsagung vermieden worden. Nicht allzustark wollte er die Linien des alten Stückes umbiegen. Es genügte ihm, was er in bezug auf Egmont, was er durch die Erscheinung Klärchens tat. Es genügte ihm, den Sturm- und Dranggeist an dem Punkte zu zeigen, wo er in geistig weitere Gesinnung einzumünden begann. So versteht man es, wie er dieses Drama seiner Jugendzeit mit sich fortnehmen, wie er es mit Lust und Liebe vollenden konnte, wie kein anderes, und in das Publikum freudig ausgehen lassen als ein wahres und reines Abbild seines Herzens.

Innere Kämpfe

So groß der malerische Reiz der Schweizerreise für ein so fein gestimmtes Auge wie das Goethische sein mußte, so sehr ihn naturwissenschaftliche, wirtschaftliche, künstlerische Beobachtungen fesseln mochten, der Hauptwert und die Hauptwirkung der Reise lag im Moralischen. Ihr erster Teil war durch das Wiedersehen mit Eltern, Jugendfreunden und Jugendgeliebten zu einer großen Beichte geworden, durch die er sich von dem befreite, was ihn noch aus seinem vorweimarischen Dasein quälte und bedrückte. Das reine Wohlwollen, dem er überall begegnet war, erzeugte in ihm eine wahrhaft ätherische Befriedigung, und er betete einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten Freundschaft ab. In der Schweiz gibt die Erhabenheit der Natur seiner Seele einen neuen Aufschwung. Vom Großen der Natur ausgefüllt, fühlt sie sich selber größer. Und als er in der Engelsstille und Friedensluft des Lavaterschen Kreises weilt, kommt seine ganze moralische Existenz in Bewegung und er hofft, viele Übel abzustoßen.

In solcher Weise gestaltet sich die Welt- und Selbstschau dieser vier Monate für ihn zu einem beständigen Erhebungs- und Läuterungsprozeß. Sein Geist, schon seit der Harzreise von einem mächtigen idealistischen Zuge ergriffen, erhält eine Höhe, eine Reinheit und einen Ernst, daß ihm sein jugendliches Dasein — die Zeit bis 1778 — klein, dunkel, unrein vorkommt. Den Götzdichter schilt er jetzt einen freien, ungezogenen Knaben, und der Widerwille gegen das übermütige Genietreiben der ersten weimarischen Jahre wird so stark, daß er selbst die Orte ungern wiedersieht, die Zeugen der ausgelassenen Scherze gewesen waren.

Unter dem sittlichen Ernst, der ihn ergriffen hatte, und unter dem Eindruck der Güte, die er von allen Menschen erfahren, dünkte es ihm mehr denn je eine hohe, heilige Aufgabe, seine Person einzusetzen für das Glück der Bewohner des kleinen Landes, in dem ihm das Schicksal einen so reichen Einfluß zugewiesen

hatte. Und da er sich mit seinen dreißig Jahren schon ziemlich alt vorkam und nicht wußte, ob sein Lebensfaden sich noch lang ausspinnen werde, so wollte er mit doppelter Kraft die Tage nutzen.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu tun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Turm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." (An Lavater, September 1780.)

Diese strenge Hingabe an den Dienst war für einen Dichter, für eine Künstlernatur ein heroischer Entschluß. Aber er läßt sich durch nichts von dem vorgezeichneten Wege abbringen. Weder durch die Lockrufe der Poesie, noch durch die jeweiligen Mahnungen seines Innern, noch durch die Mahnungen anderer. Er betrachtet alle diese Stimmen als die böser Geister, die ihn an der Vollführung des Guten hindern wollen. Die Poesie sucht er fast gewaltsam zu unterdrücken. „Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden so viel als möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber eh ich mich's versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen, und alles springt und sprudelt." (An Frau von Stein, 14. September 1780.) „Ein böser Genius mißbraucht meine Entfernung von Euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und rät mir, mich mit der Flucht zu retten." (An dieselbe, 8. Juli 1781.) Merck, der mit ihm zuletzt im Oktober 1780 in Mühlhausen zusammen war und ihn von der Galeere des Amtes zu befreien versucht hatte, nennt er einen Drachen. Aber

Merck war so sehr überzeugt, daß Goethes hochfliegende politische Pläne am Widerstand der stumpfen Welt zerschellen würden und daß die Kleinarbeit, die übrig bleibe, das ungeheure Opfer, das er an seiner Person und seinem Dichterberufe bringe, nicht lohne — daß er nicht ruhte, sondern sich zu Hause hinter die Mutter steckte, um ihn von dem verwünschten Amte loszureißen. „Auf alle Fälle", sagte er zu ihr, „sollten Sie suchen, ihn wieder her zu kriegen, das dortige infame Klima ist ihm gewiß nicht zuträglich. Die Hauptsache hat er zustande gebracht. Der Herzog ist nun, wie er sein soll, das andere Dreckwesen kann ein anderer tun, dazu ist er zu gut."

Das berichtet die Mutter dem Sohne und fügt hinzu: „Du mußt am besten wissen, was Dir nutzt. Da meine Verfassung jetzt so ist, daß ich Herr und Meister bin und Dir also ungehindert gute und ruhige Tage verschaffen könnte, so kannst Du leicht denken, wie sehr mich das schmerzen würde, wenn Du Gesundheit und Kräfte in Deinem Dienste zusetzen würdest." Aber auch der Mutter gegenüber bleibt Goethe fest. In ausgezeichneter Weise zieht er die Summe seines früheren und jetzigen Daseins und entwickelt daraus die Notwendigkeit und Heilsamkeit des Verharrens in seinem jetzigen Zustande. „Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu sein und sich durch nichts irre machen zu lassen. Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie in vorigen Zeiten vermuten und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens großenteils zu tun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu sein. Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie ungeachtet großer Beschwernisse auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere zu sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und mehrere beurteilen meinen Zustand ganz falsch. Sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne; sie können

nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zugrunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und anderen unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nötig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Mut lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im großen, bald im kleinen anzuwenden. Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unbehaglichkeit bin, die so viele Menschen mit ihrer Lage entzweit, und daß nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen; und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte." (11. August 1781.)

Man bemerkt, daß Goethe den Angelpunkt der Merckschen Kritik, das angebliche Mißverhältnis seines Geistes zu seiner Amtstätigkeit umgeht. Beide Teile verstehen einander nicht. Goethe will in der Auseinandersetzung mit der äußeren Welt und Wirklichkeit seine eigene Erziehung vollenden. Er setzt das Menschliche, im Augenblicke wenigstens, über das Dichterische, oder vielmehr: einem unbewußten Triebe folgend bereitet er durch die Ausbildung und Steigerung seines Menschlichen die dichterische Größe vor, die ihm in Italien werden sollte.

So verharrt er in seiner Bahn und zwar so sehr, daß er vier Tage später in der Freude über die Erfolge in der Kriegskommission den Wunsch nach einem weit größeren Departement ausspricht. Der Wunsch ist ihm, wie wir wissen, im nächsten Sommer durch Übertragung des Kammerpräsidiums in Erfüllung gegangen. Um weniger Zeit durch die Wege zu verlieren und sich noch mehr in seine Ämter vergraben zu können, verläßt er am 1. Juni desselben Jahres sein geliebtes Gartenhaus und zieht in die Stadt, in das Haus am Frauenplan, das er von da ab (mit kurzer Unterbrechung) bis zu seinem Tode bewohnt hat. Für ihn, den Erdfreund ein schweres Opfer, so sehr er sich mit lächelndem Munde darüber hinwegzutäuschen suchte. Schwerere folgten. Der Beruf begann ihn aufzuzehren, und ihn stärkte nicht mehr das Feuer idealer Ziele. Denn der Wahn, diese himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen der Fürsten gefaßt werden, begann ihn allmählich zu verlassen. Trotzdem widersteht er weiter allen Anwandlungen, sich seiner amtlichen Bürde zu entledigen oder sie zu erleichtern. Er muß seinen Weg zu Ende gehen; Pflichterfüllung wird für die kommenden Jahre sein Glück. „Ich sehe weder rechts noch links und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est aut nusquam quod quaerimus (Hier oder nirgends ist, was wir suchen)."* Das sind Worte, die er am 27. Juli 1782 an Knebel richtet.

* In Wilhelm Meisters Lehrjahren (VII, 1) umgewandelt in: „Hier oder nirgends ist Amerika."

Zwei Tage später schreibt er an Lavater: „Von mir habe ich Dir nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, in dem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre.“ Man spürt es aus diesen Worten, daß ihm die entsagungsvolle Arbeit nur noch eigenes Erziehungsmittel ist, kein Selbstzweck, kein äußerer Beweggrund.

Die Jahre 1781—82 bilden den Wendepunkt des ersten Weimarer Jahrzehnts. Mit dem Umzuge in die Stadt verbindet sich der Abbruch der inneren Selbstbelauschung seines Tagebuchs; zur „Ehe“ mit Frau von Stein, d. h. dem Beginn des ausgesprochenen Seelenverhältnisses im Liebesfrühling des Jahres 1781 gesellt sich 1782 die Übernahme des Kammerpräsidiums, der Höhepunkt der äußeren politischen Tätigkeit.

Goethe ist nach der Übernahme dieses Amtes so mit Arbeiten belastet, daß er fast allen Verkehr außer dem mit Frau von Stein aufgibt. Zu der inneren Einsamkeit, die seit 1778 bemerkbar war, gesellt sich die äußere. Sie ist ihm nicht unwillkommen, und er hält sie auch außerhalb Weimars aufrecht, z. B. wenn er in Eisenach beim Landtag ist, wo wenige Geschäfte mit vielen Vergnügungen wechselten. Mit der Einsamkeit steigert sich die — seiner Natur ganz fremde — Schweigsamkeit. Jedermann klagt darüber; selbst der Herzog und der kleine Fritz von Stein, den er 1783 zu sich ins Haus genommen hat. Bis nach Frankfurt dringt die Kunde von seinem einsamen, stillen Wesen und beunruhigt von neuem die Mutter. Er sucht sie in einem Briefe zu beschwichtigen, den er am 7. Dezember 1783, dem Jahrestage der gefährlichen Krisis von 1768 niederschreibt, und erinnert die Mutter daran, wie sie damals gejubelt haben würde, wenn man ihr seinen jetzigen Zustand vorausgesagt hätte. „Daß man von ernsthaften Sachen ernst wird, ist natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will.“ Dann betont er wiederum, daß es ihm nach jeder Richtung hin wohl ergehe. Aber er fährt fort: „Sie an Ihrer Seite vergnügen Sie sich an meinem Dasein jetzt, und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte.

Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe." Dieser sonderbare melancholische Zusatz aus dem Munde des vierunddreißigjährigen Mannes, weist auf Verhältnisse, die allmählich der Reife sich näherten und unhaltbar wurden.

Im Sommer 1784 war die Frist, auf die Goethe das Kammerpräsidium übernehmen wollte, vorüber. Er hatte das erreicht, was er zunächst erreichen wollte: Ordnung und Sparsamkeit. Von neuem mußte ihn nun der Gedanke beschleichen, ob es nicht an der Zeit sei, da die Endziele doch immer mehr in den Wolken verschwanden, seine Jahre und Kräfte den anderen hohen Aufgaben seines Lebens zu widmen.

Hierbei brauchte er nicht einmal an seine dichterischen Aufgaben zu denken. Denn inzwischen hatte sich seine wissenschaftliche Tätigkeit so erweitert und ihn zu so fruchtbaren Ideen geführt, daß es ihm heißestes Bedürfnis sein mußte, dieses Geistesgebiet in größerem Umfange zu pflegen.

Es war seine amtliche Sphäre gewesen, aus der er die Anregung empfangen hatte, an alte naturwissenschaftliche Liebhabereien anzuknüpfen und sie zu ernster Forschung umzuwandeln. Der Straßen- und Bergbau lenkte ihn zur Mineralogie und Geologie, die Forst- und Landwirtschaft zur Botanik, während Vorträge an der Weimarer Zeichenschule über die Gestalt des Menschen ihn zu sorgfältigeren anatomischen Studien veranlaßten. Im Steinreich rückte er zuerst vorwärts, namentlich nach dem Aufenthalte in der Schweiz, wo er wochenlang Tag für Tag reiches Material zur Anschauung bekommen hatte. „Ich habe mich diesen mineralogischen Wissenschaften," schreibt er im Oktober 1780 an Merck, „da mich mein Amt dazu berechtigt, mit einer völligen Leidenschaft ergeben." Er legt sich ausgedehnte Sammlungen an, regt geologische Aufnahmen Thüringens, des Harzes und der Rhön an und hilft selber fleißig mit, geht der älteren geologischen Literatur nach und sucht sich über die Beschaffenheit und Bildung

der Erdrinde im allgemeinen, sowie über die des Thüringer Waldes und der Nachbargebiete im besonderen ins klare zu setzen. Er gelangt dabei zu neuen, der Zeit vorauseilenden Erkenntnissen. Er sucht sie niederzulegen in einer Gebirgslehre, deren bildungsgeschichtlicher Teil — soviel wir sehen können — dartun sollte, daß keine die gesetzmäßige Entwicklung durchbrechenden Revolutionen, sondern langsam bis auf den heutigen Tag fortwirkende Kräfte in ungeheuren Zeiträumen die Gebirge geschaffen hätten, und daß diejenigen geologischen Schichten, denen Versteinerungen organischer Gebilde fehlen, allen anderen vorausgingen, während das Alter derer, die Versteinerungen führen, nach der natürlichen Stufenfolge der Organismen bestimmt werden müßte. Leider sind uns von dieser Geologie nichts als zwei kleine Vorarbeiten, Fragmente über den Granit, erhalten geblieben.

Von größerer Tragweite wurden seine Forschungen auf dem Gebiete des Organischen. Ähnlich wie im Reich des Anorganischen ließ er sich auch hier von der Idee der allmählichen Umbildung oder Entwicklung leiten. Er wollte nirgends in der Natur einen Sprung zulassen. Sein Geist konnte nichts geteilt oder unzusammenhängend schauen; alles erblickte er im Lichte der Einheit und der Ganzheit. Sowohl in der Gesamtreihe der Organismen als innerhalb der einzelnen Organismen suchte er Grundformen, aus deren Umwandlung sich die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen erklären ließ. Sein Gedanke bewährte sich zunächst beim Menschen. Bei seinen anatomischen Arbeiten, die er in Jena unter Loders Leitung seit dem Herbst 1781 machte, hatte ihn die Lehre beunruhigt, daß der kleine, zwischen den beiden Hälften des tierischen Oberkiefers befindliche Knochen dem Menschen fehle und daß in diesem Mangel der eigentliche Unterschied im Knochengerüst des Menschen und Affen liege. Diese Lehre widersprach so sehr seiner Naturanschauung, daß er auf sie seine volle Aufmerksamkeit richtete, bis sich ihm durch zahlreiche Untersuchungen von Tier- und Menschenschädeln im Februar 1784 die Gewißheit ergab, daß jene Lehre auf einem Irrtum beruhe, da der Zwischen-

kiefer auch beim Menschen vorhanden und nur, weil mit den benachbarten Oberkieferknochen verwachsen, schwer wahrnehmbar sei. Die Bedeutung seiner Entdeckung erkennend, hatte er „eine Freude, daß sich ihm alle Eingeweide bewegten". Nicht geringer war seine Freude, als ihm am Schluß einer langen Kette von Beobachtungen 1786 die große Idee von der Metamorphose der Pflanze aufging, d. h. die Wahrnehmung, daß alle Organe der Pflanze nur umgewandelte Blätter seien. „Wenn ich nur jemandem den Blick und die Freude mitteilen könnte, es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraut' ich mich, es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen."

Gleich reine und starke Freuden gewähren ihm die knappen Stunden, in denen ihm die Muse poetisches Gelingen verleiht.

Solche Augenblicke künstlerischen und wissenschaftlichen Glücks geben ihm dann Klarheit über seinen wahren eingeborenen Beruf. „Heute früh habe ich das Kapitel im Wilhelm geendigt. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren." „Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich von dem Streit der politischen Elemente abgesondert den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte." „Mit Mühe habe ich mich vom Aristoteles losgerissen, um zu Pachtsachen und Triftangelegenheiten überzugehen." „Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen." Das sind Äußerungen aus dem Jahre 1782. Aber noch wehrt er sich gegen diese vernehmbaren Stimmen seines Innern.

Erst nachdem er auch als Kammerpräsident zur Genüge seine Pflicht getan, läßt die Überspannung seines Amtspflichtgefühls nach, und er beginnt sich auf sich selbst zu besinnen. „Ich kann

und will das Pfund nicht mehr vergraben." In dem Augenblicke aber, wo er so denkt, muß der Wunsch, der schon einmal sich ihm nahe gelegt, wieder auftauchen, sich durch eine längere Entfernung von Weimar zu seinem Selbst zurück zu finden und sich dabei von seinem Amte halb oder ganz zu befreien. Doch noch halten ihn feste Klammern:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen.
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

Diese an Frau von Stein gerichteten Verse entstammen dem August 1784. Es war jedoch nicht bloß die Liebe zu ihr, wie er es hier ausspricht, sondern auch die Liebe zum Herzog und zum Lande, die ihn jetzt noch nicht fortlassen. Der Herzog hatte sich in die Fürstenbundspolitik, die bereits einen preußischen Anstrich bekommen, tiefer verstrickt, als Goethe ratsam erschien. Er hatte gerade im Herbst 1784 eine monatelange Reise an die rheinischen Höfe unternommen, um für sie zu wirken. Es war nicht abzusehen, ob Karl August, allein gelassen, in seinem Feuereifer und mit seinen militärischen Neigungen das Land nicht in eine politisch und finanziell bedenkliche Lage hineinreißen würde. Goethe konnte daher, bis er nicht über den Ausgang beruhigende Klarheit hatte, nicht vom Platze weichen. Die Dinge zogen sich in die Länge. Es ging das Jahr 1784 und das Jahr 1785 zu Ende, ohne daß es zu einem endgültigen Abschluß kam. Immer drückender mußte er unter solchen Umständen die Fortsetzung seiner Amtstätigkeit empfinden. „Gegeben vom Rade Ixions," schreibt er am 20. Februar 1785. „Ich flicke am Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will," ruft er am 5. Mai desselben Jahres. Noch ist zu seinem Glück die Liebe zu Frau von Stein das „Korkwams,

das ihn über Wasser hält". Wenn er des Abends einige Stunden mit ihr zusammen arbeitet oder plaudert, lösen sich die eisernen Ringe von der Seele. Da verschließt sich im August 1785 auch dieses lindernde Mittel, indem Herr von Stein, von der Hoftafel losgelöst, ein häusliches Leben zu führen beginnt.

Wohin Goethe jetzt blickte, alles war geeignet, ihn aufs tiefste zu verstimmen.

Seine poetischen Arbeiten bildeten ein großes Trümmerfeld. Faust, Egmont, Elpenor, Tasso, Wilhelm Meister, Die Geheimnisse lagen in Bruchstücken um ihn her; von anderen älteren oder jüngeren Konzeptionen wie Prometheus, Cäsar, dem ewigen Juden, dem Falken und dem Roman Über das Weltall gar nicht zu reden. Selbst die Iphigenie, die einzige größere Dichtung, die er in den Jahren 1776—1786 zu Ende gebracht hatte, erschien ihm so unvollkommen, daß er entschlossen war, das Fertige wieder einzureißen. Und nicht genug, daß seine poetischen Schöpfungen einen so trostlosen Anblick boten, er konnte nicht einmal wissen, ob nicht auch seine Schöpferkraft durch das viele Brachliegen unwiederbringlichen Schaden gelitten hätte.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten waren, abgesehen von der kleinen Abhandlung über den Zwischenkiefer, über ein embryonisches Leben nicht hinausgekommen. In seinem Kopfe wogte es von bedeutenden Gedanken über alle Gebiete der Natur. Aber woher die Muße gewinnen, sie durch Beobachtungen zu wissenschaftlichen Tatsachen umzuwandeln und schriftstellerisch zu entwickeln?

Sein Verhältnis zu Frau von Stein, sonst eine Quelle des Trostes, war ihm jetzt eine Quelle der Pein geworden. Gerade der Umstand, daß Herr von Stein dem Hause wiedergegeben worden war, hatte ihn über den unnatürlichen Boden belehrt, auf dem es ruhte. Er mochte es nun nehmen und stellen und legen wie er wollte, der Gedanke, die Geliebte nicht zu besitzen, rieb und zehrte ihn auf. Die reine Seelenhaftigkeit dieses Verhältnisses konnte ihm auf die Dauer nicht alles bedeuten.

Sein Körper war unter der Überlast von Geschäften bedenklich angegriffen. Ein Bild von ihm aus dem Jahre 1785, wo er zum ersten Male seiner Gesundheit wegen ein Bad aufsuchte, zeigt uns ein faltiges und abgearbeitetes Gesicht. Wieland hatte schon früher Merck geklagt, daß Goethe nur allzu sichtlich an Seele und Leib leide unter der drückenden Last, die er sich „zu unserem Besten" aufgeladen. Und Schiller erfuhr 1787, die zerrüttete Gesundheit Goethes habe seine Reise nach Italien notwendig gemacht. Selbst das Klima, ihm nie recht behaglich, ward ihm jetzt ganz unleidlich. „Unter diesem ehernen Himmel" knirscht er.

Und bei seinem Amte ist ihm der Weisheit letzter Schluß: „Wer sich mit der Administration abgibt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein."

Unter dem Druck dieser allseitig unbefriedigenden, schmerzlichen, peinlichen Lage erlebt er eine zweite, heftigere Wertherkrisis. „Ich finde, daß der Verfasser [des Werther] übel getan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen," bemerkt er bitter im Juni des Jahres 1786; und im Mai des nächsten Jahres, nachdem er schon viele Monate Weimar entrückt war, urteilt er: „Wie das Leben der letzten Jahre, wollte ich mir eher den Tod gewünscht haben."

Der Gedanke: Rettung durch Flucht wird zum festen Entschluß. Keine Verhandlungen über das Wie, Wohin, Wielange — ein plötzliches Verschwinden schien der einzige sichere Ausweg. Wohin er sich wenden sollte, darüber konnte er nicht im Zweifel sein. Denn mit der Verschlimmerung der Lage in Weimar hatte sich seine Sehnsucht nach Italien ins Ungemessene gesteigert. „Schon einige Jahre hab' ich keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, nichts, was nur ein Bild von Italien erneuerte, berühren dürfen, ohne die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden." „Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Innere erfüllte, war Italien." In ergreifenden Tönen klingt diese Sehnsucht aus dem Munde Mignons wieder. Er durfte auch nicht

mehr lange säumen. Ob Europa sich noch einige Jahre der Ruhe erfreuen würde, war ihm sehr fraglich. Die im Herbst 1785 bekannt gewordene Pariser Halsbandgeschichte hatte einen furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier auftat, erblickte er sogleich die greulichen Folgen der Zukunft. Die unheimlichen Gespenster hefteten sein Auge so starr auf sich, daß er seinen Freunden, die nicht wußten, was in ihm vorging, mehrere Tage wie wahnsinnig vorkam.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß im Sommer 1786 sich ihm endlich der Weg zur Flucht ebnete. Der Herzog hatte unter dem nötigen Vorbehalt seinen Eintritt in den Fürstenbund vollzogen. Damit war der Gang für die auswärtige Politik vorgezeichnet. Zudem war die Spannung innerhalb des Deutschen Reiches durch den Rückzug der österreichischen Politik ausgeglichen. Was die innere Verwaltung anbetraf, so hatte Goethe alles so sorglich eingerichtet, daß er seine Geschäfte bis auf weiteres ruhig anderen Händen überlassen durfte. „Ja, ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck tun." —

Demgemäß konnte er seine Hedschra mit gutem Gewissen wagen. Zunächst ging er nach Karlsbad, wo er den Herzog, Herder und Frau von Stein traf und mit ihnen heitere, angeregte Tage verlebte. Zuerst trennte sich von der Gesellschaft Frau von Stein; er begleitet sie noch nach Schneeberg im Erzgebirge und kehrt dann wieder nach Karlsbad zurück. Am 27. August verläßt Karl August das Bad, am 28. wird der Geburtstag Goethes von den Freunden festlich und fröhlich begangen. Mitten in der Geselligkeit beschäftigt ihn die Arbeit an der neuen Ausgabe seiner Dichtungen. Am 2. September schreibt er an den Herzog, Herder und Frau von Stein und teilt ihnen den unmittelbar bevorstehenden Antritt seiner Reise mit, läßt jedoch über ihr Ziel und ihre Dauer nichts verlauten. Die letzten Worte nachts elf Uhr gelten der Geliebten: „Endlich, endlich bin ich fertig und doch nicht fertig. Denn eigentlich hätte ich noch acht Tage hier zu tun, aber ich will fort und sage

auch Dir noch einmal Adieu! Lebe wohl, Du süßes Herz, ich bin Dein!" Um drei Uhr früh „stiehlt er sich" von Karlsbad „weg" und rollt im Eilwagen dem Süden zu.

Aus Weimar aber folgte dem Fliehenden herrlichstes Gedenken. Ein so reines, hingebendes Wirken und Wollen konnte, auch wenn die Erfolge nicht den Absichten und den Mühen entsprachen, nicht ohne tiefen Nachhall bleiben. Als Schiller im nächsten Sommer in Weimar weilte, hörte er Goethes Namen „von sehr vielen Menschen mit einer Art Anbetung nennen".

In Italien

Ein unnennbares Wohlgefühl durchströmte Goethe, als er, aller Fesseln ledig, dem ersehnten Lande zufuhr. So frei und leicht, so wohlgemut sehen wir ihn, wie seit der Rheinreise im Jahre 1774 nicht. Mit großer Eile entflieht er dem Vaterlande, als ob er unterwegs noch aufgehalten und nach Weimar zurückgezwungen werden könnte. Und wie er, um ganz sicher zu sein, jedermann (mit Ausnahme seines Sekretärs Seidel) seinen Weg verschweigt, so verbirgt er sich noch mehr, indem er auch seinen Namen wechselt und als Johann Philipp Möller über die Alpen reist. Einunddreißig Stunden fährt er ununterbrochen bis Regensburg. Dort macht er einen Tag Halt. Dann reist er wieder einen halben Tag und eine Nacht bis München, streift auch dieses nur im Fluge und eilt weiter auf Innsbruck zu

Als er unterwegs die ersten Schneegipfel erblickt, greift er ehrfurchtsvoll nach dem Hute und grüßt sie. Zu dem Wunsche, bald möglichst viele Meilen zwischen sich und Weimar zu haben, gesellt sich die ungeduldige Sehnsucht nach Italien. Wohl lockt es ihn seitwärts nach Salzburg, nach dem Zillertal, nach den Bergwerken von Schwaz, den Salinen von Hall — aber er geht auf dem kürzesten Wege vorwärts und unterdrückt jedes ihn ablenkende Verlangen. „Was lasse ich nicht alles liegen? Um den einen Gedanken auszuführen, der fast schon zu alt in meiner Seele geworden ist.“ Die Lage von Innsbruck gefällt ihm ausnehmend gut. „Ich wollte heute da bleiben,“ schreibt er am 8. September, „aber es ließ mir innerlich keine Ruhe.“ Und so fährt er nach drei Stunden zum Brenner aufwärts. Dort rastet er eine Nacht und einen Tag. „Hier oben in einem wohlgebauten, reinlichen, bequemen Hause seh' ich nun noch einmal nach Dir zurück,“ bemerkt er in dem für Frau von Stein bestimmten Tagebuch. „Von hier fließen die Wasser nach Deutschland und nach Welschland, diesen hoff' ich morgen zu folgen. Wie sonderbar, daß ich schon zweimal auf so

einem Punkte stand, ausruhte und nicht hinüberkam. Auch glaub' ich es nicht eher, als bis ich drunten bin."

Am späten Abend setzt er seinen Weg fort. Der Wagen rollt hinab im raschesten Tempo. So leid es ihm tut, die merkwürdigen Gegenden mit „entsetzlicher Schnelle" und bei Nacht wie der Schuhu zu durchreisen, so freute es ihn doch, daß es wie ein Wind hinter ihm herblies und ihn seinen Wünschen zujagte. Am anderen Morgen neun Uhr trifft er in Bozen ein, es ist gerade Messe, er hätte sich gern ein wenig umgesehen, aber „der Trieb und die Unruhe, die hinter ihm sind," lassen ihn nicht verweilen, und so reist er noch den Tag durch bis Trient.

Hier wehte es ihn zum ersten Male italienisch an. Üppige Vegetation, warme Luft, buntes Volksleben. Wie wird ihm da wohl und heimlich! „Alles ist so ineinandergepflanzt, daß man denkt, es müßte eins das andere ersticken. Weingeländer, Mais, Heidekorn, Maulbeerbäume, Fruchtbäume, Nuß- und Quittenbäume ... Was hin und her wandelt, erinnert einen an die liebsten Bilder: die aufgebundenen Zöpfe der Weiber, die bloße Brust und leichten Jacken der Männer, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markte nach Hause treiben, die beladenen Eselchen ... Und nun, wenn es Abend wird und bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geschrille der Heuschrecken laut zu werden anfängt! Es ist mir, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfischfang zurückkäme. Alles ist mir willkommen, auch der vaterländische Staub, der manchmal stark auf den Straßen wird und von dem ich nun so lang nichts gesehen habe" ... „Wenn das alles jemand läse," fährt er fort, „der im Mittag wohnte, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich da schreibe, hab' ich lang' gewußt, seitdem ich mit Dir unter einem bösen Himmel leide, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturwohltat immer genießen sollten." Glücklich ist er auch, daß er keinen Diener, keinen Führer bei sich hat. „Durch anhaltende

Bedienung wird man vor der Zeit alt und unfähig ... Jeder Bettler weist mich zurechte, und ich rede mit den Leuten, die mir begegnen, als wenn wir uns lange kennten."

Doch auch in Trient ist nicht seines Bleibens. Noch ist er auf deutschem Reichsboden, und das Politische gibt der Stimmung einen Beigeschmack. Nach eintägigem Aufenthalt wendet er sich von Trient über Roveredo nach dem Gardasee, dessen Schönheit ihn bezaubert. Er befährt beide Ufer fast in ihrer ganzen Länge und steigt dann bei Bardolino ans Land, um mit dem Wagen Verona zu erreichen. Am 14. September mittags ein Uhr trifft er bei gewaltiger Hitze dort ein. Jetzt ist er auf echtem altitalischen Boden. „Ja, meine Geliebte, hier bin ich endlich angekommen, hier, wo ich schon lang' einmal hätte sein sollen, manche Schicksale meines Lebens wären linder geworden." — Nun wird er ruhig und läßt alles ganz sachte auf sich wirken.

Am meisten beschäftigen ihn die Denkmäler des Altertums: die Arena und die kleineren Kunstwerke im Museo Lapidario — hauptsächlich Reliefs und Architekturstücke. Auch aus den weniger guten Sachen erkennt er ein herrliches Zeitalter. Die Grabreliefs mit ihren einfach innigen Darstellungen rühren ihn zu Tränen. „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen wie über einen Rosenhügel." „Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knieen, der einer fröhlichen Auferstehung wartet, hier hat der Künstler immer nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt. Sie falten nicht die Hände zusammen, schauen nicht gen Himmel, sondern sie sind, was sie waren, sie stehen beisammen, sie nehmen Anteil aneinander, sie lieben sich." Aus moderner Zeit sind es die Bilder, die ihn anziehen. Dagegen lassen ihn die gotischen Denkmäler der Scaliger und die Kirchen jedweden Stils — unter ihnen auch der schöne romanische San Zeno — kalt.

Goethe italienisiert sich in Verona vollkommen. War er in Roveredo schon höchst vergnügt, daß kein Mensch mehr deutsch verstand und er Italienisch, „die geliebte Sprache", reden mußte, so legte er hier auch italienische Kleidung an und lernt den Ita-

lienern ihre eigentümlichen Gebärden und Bewegungen ab. Er will nirgends als nordischer Bär erkannt werden, sondern als Italiener mit Italienern verkehren. Niemals wird ein nordischer Reisender mit größerem Enthusiasmus die italienische Erde umfangen haben.

Unter diesem Entzücken erscheint ihm alles schön, angenehm, gut; und selbst das Widerliche macht er sich durch Humor erträglich, wenn nicht erfreulich. Dagegen ist ihm alles Nordische düster und unerquicklich. Insbesondere kann er sich von der Vorstellung nicht los machen, daß daheim der Himmel ewig mit Wolken verhängt sei und die Menschen in Kälte und Dunkelheit gefangen halte. Er kommt immer wieder darauf zurück. Er sieht nach einem Regen Wolken an den Alpen hängen. „Das zieht nun alles nordwärts und wird Euch trübe und kalte Tage machen." Ein andermal: „Wir Cimmerier im ewigen Nebel und Trübe wissen kaum, was Tag sei, uns ist's einerlei, ob's Tag oder Nacht ist; denn welcher Stunde können wir uns unter freiem Himmel freuen!" Und so geht es fort in einem Tone, als ob er wirklich aus Grönland käme.

Nach fünftägigem Aufenthalte verläßt er Verona und siedelt nach Vicenza über. Außer den Bauten Palladios ist hier wenig oder nichts zu sehen. Aber diese ergreifen ihn mit fast überwältigender Kraft. In der edlen und freien Verwertung antiker architektonischer Elemente und Motive, wie sie am glänzendsten die Basilika (das alte Rathaus) und das olympische Theater zeigen, findet er etwas Göttliches, wahrhaft Dichterisches. Er schwelgt jeden Tag von neuem darin und kann sich von ihrer Nachbarschaft nicht trennen. Sieben volle Tage bleibt er in der Stadt, die der Reisende sonst in ungefähr ebensoviel Stunden abzumachen pflegt. Außer durch die Bauten Palladios schmeichelt sie sich durch ihre anmutige Lage zwischen reich bebauten Hügeln, die in sanften Linien zu den Alpen das Auge hinüberleiten, seinem Herzen so ein, daß er sie zur Heimat Mignons machen will und den Wunsch nicht unterdrücken kann, mit Frau von Stein hier einmal zu leben.

„Allein", fügt er seufzend hinzu, „wir sind auf ewig daraus verbannt; man müßte, wenn man hier leben wollte, gleich katholisch werden, um teil an der Existenz der Menschen nehmen zu können."

Teil an der Existenz der Menschen zu nehmen, indem er sich unter sie mischt, als Gleichgestellter mit ihnen lebt, war sein intimstes Bedürfnis, seitdem er den Geheimratsrock ausgezogen hatte. Wie schon unterwegs, so sucht er auch in Vicenza nach Möglichkeit diesem Bedürfnis zu genügen, und wir werden an Wetzlarer Zeiten erinnert, wenn wir sehen, wie er sich auf den Markt mitten unter das Volk stellt, wie er mit den Leuten plaudert, sie ausfragt, mit den Kindern sich unterhält usw. Es kommt ihm dabei zum Gefühl, was er in Weimar entbehrt hat; „was wir in den kleinen souveränen Staaten für elende einsame Menschen sein müssen, weil man, und besonders in meiner Lage, fast mit niemand reden darf, der nicht was wollte und möchte." Ungern scheidet er von der freundlichen Stadt, die ihm auch für seine Iphigenie eine liebe Arbeitsstätte geworden war.

Viel kürzer faßt er sich in dem größeren Padua, wo ihn außer den tüchtigen Bildern Mantegnas weniges erfreut. Die Kirche des heiligen Antonius findet er barbarisch; die Fresken Giottos in derselben Kirche, damals noch wohlerhalten, sowie die heute so viel bewunderten in der Madonna dell' Arena konnten in ihrer eckigen Geistigkeit ihm, der nach leuchtender Farbe und edler Form und Fülle sich sehnte, kein Gefallen einflößen, und an Donatellos kräftiger Reiterstatue des Gattamelata geht er schweigend vorbei. Dagegen erregt ihn freudig eine Fächerpalme im botanischen Garten, die ihm in der Stufenfolge ihrer einzelnen Teile eine schöne Bestätigung seiner botanischen Ideen liefert.

Nach achtundvierzigstündigem Aufenthalt besteigt er das Schiff, das ihn die Brenta hinunter nach Venedig führt. Es war ihm doch recht feierlich zumute, als er am 28. September nachmittags in die wunderbare Inselstadt, die seit früher Jugend seine Phantasie beschäftigt hatte, einfuhr. „So ist denn auch, Gott sei Dank,

Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat."

Die Sonne Venedigs war im Untergehen. Aber noch immer war ihr Glanz groß genug, um auf den Reisenden einen unauslöschlichen Eindruck zu machen. Die Herrschaft der Republik dehnte sich bis zum Comersee, bis Istrien und über die ionischen Inseln aus; Städte wie Bergamo, Brescia, Verona, Vicenza, Padua waren Venedig untertänig. Noch besaß es eine ansehnliche Kriegs- und Handelsflotte, ein stattliches Arsenal. Hatte der Handel nach Asien und Nordeuropa auch aufgehört, so war er mit den Mittelmeerländern noch immer beträchtlich. Und alles, was nach Venedig eingeführt wurde, kam zu Schiffe und meist von der See her. Denn noch war durch keine Eisenbahn der Handel nach dem Lande abgelenkt, Venedig noch in keine landfeste Stadt verwandelt. Noch wohnte auch in der Stadt ein zahlreicher Adel, Gesandte und Vertreter aus aller Herren Ländern. Wenn jetzt nur wenige Lastkähne und wenige Gondeln mit Fremden durch die Kanäle schleichen, so wimmelten sie damals von großen und kleinen Schiffen, von schlichten und prunkenden Barken aller Art. Noch hatte auch das Volksleben eine eigenartige, selbständige Bedeutung, wie denn noch auf öffentlichen Plätzen Recht gesprochen wurde, der Notar noch öffentlich Akte für jedermann aufnahm, der Gondoliere noch aus dem Tasso sang und der antike Rhapsode noch in der Gestalt des öffentlichen Geschichtenerzählers lebte. Ein bewegtes, lärmendes Treiben ging von Mitternacht zu Mitternacht, jeder fühlte sich und machte sich geltend; doppelt anziehend für den weimarischen Gast, der aus einer schläfrigen Landstadt kam, wo jeder vor dem Fürsten und dem Beamten sich duckte. Dabei entbehrte die Republik auch des Fürstenglanzes nicht. Zwar war der Doge nicht mehr der allmächtige Seegebieter, aber der ihn umgebende Pomp war geblieben; und wenn er bei feierlicher Gelegenheit mit seinen Begleitern in vergoldeten Barken sich langsam dem Lande näherte, am Ufer von der Geistlichkeit und den Brüderschaften mit brennenden Kerzen erwartet, wenn dann über teppichbelegte Brücken

zuerst die Savj in langen violetten, dann die Senatoren in langen roten Kleidern ans Land stiegen, wenn dann der Doge selbst folgte mit goldener phrygischer Mütze, im langen goldenen Talar und Hermelinmantel, während drei Diener ihm die Schleppe trugen und fünfzig Nobili in dunkelroten Gewändern den Zug schlossen, so war dies ein Schauspiel, neben dem die ähnlichen deutschen wie schäbige, verzerrte Abklatsche sich ausnahmen. „Bei uns", meint scherzend der Dichter, der ein solches Schauspiel erlebte, „werden die größten Feierlichkeiten, die man sich denken kann, kurzröckig und mit dem Gewehr auf der Schulter begangen."

Diese prunkvollen Aufzüge bewegten sich im Rahmen einer Stadt, in der jeder Fuß breit dem Wasser abgewonnen war, zu deren Erbauung jeder Ziegel, jeder Stein, jeder Balken stundenweit hergeholt und zu deren Erhaltung jahraus, jahrein Sorgfalt und Mühe aufgewendet werden mußte. Und trotz dieser Schwierigkeiten hatte das zähe venetianische Volk sich nicht begnügt, seine Leiber und seine Waren unter kahlen Nutzbauten zu bergen, sondern es hatte eine unerhörte Fülle prächtiger Paläste und Kirchen geschaffen, die noch heute den Nordländer in Staunen setzen. Den Dichter, der das alles mit aufmerksamem Auge betrachtete, überkam ein tiefer Respekt vor dieser Biberrepublik, und wie einst im Kanton Bern begann die demokratische Seite seiner Natur sich zu regen. „Es ist ein großes Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Befehlenden, sondern eines Volks. Und wenn ihre Lagunen sich ausfüllen, ihr Handel geschwächt wird und ihre Macht gesunken ist, macht mir dies die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht um einen Augenblick weniger ehrwürdig."

Er bemüht sich, diese große Existenz nach allen Seiten zu erforschen. Er irrt durch das Gewirr von Gassen und Kanälen, er studiert die Paläste und Kirchen, die Bilder und Skulpturen, besichtigt die Schiffswerften und Strandbauten, besucht die zahlreichen Theater und beobachtet das Volk in allen seinen Lebensäußerungen in jedem Viertel und zu jeder Tageszeit.

Tiefen Eindruck macht ihm das Meer, das er zum ersten Male sieht. Bei dem ästhetischen Wohlgefallen an der grenzenlosen, in rhythmischem Wellenschlage pulsierenden Wasserfläche bleibt er aber nicht stehen, sondern sogleich lenkt sich seine Aufmerksamkeit auf die charakteristischen Eigenschaften der Strandpflanzen und der niederen Seetiere; und er freut sich, daß so vieles, was ihm bisher Museumsstück war, nunmehr Natur wird. —

Es war eine reiche Summe bedeutender, anziehender, lehrreicher Eindrücke, die er von der merkwürdigen Stadt empfing. Aber über alles triumphierten die Werke Palladios. Palladio! Palladio! schallt uns immer wieder aus den Blättern des Tagebuchkapitels „Venedig" entgegen.

Die Entwicklung, die Goethe bis Italien durchgemacht, hatte dem übermächtigen Einfluß dieses Baukünstlers vorgearbeitet. In der Straßburger Zeit hatten wir auf dem Boden von Goethes Kunstanschauungen zwei Pflanzen aufsprießen sehen. Die eine, die Begeisterung für die Gotik, hoch emporgeschossen, welkte rasch ab, die andere, die Liebe zu Raffael und zur Antike, bescheiden daneben stehend, wuchs langsam, aber stetig in die Höhe. Die antiken Trümmer in Niederbronn und die Gipsabgüsse in Mannheim hatten im Verein mit Homer und Pindar genügt, um der Antike in seiner Seele einen festen Rückhalt gegen die Gotik zu geben. Er bevölkerte sein Zimmer in Frankfurt mit griechischen Götterbildern und erwarb daneben Kupfer der bedeutendsten Werke des Altertums. Je mehr er sich innerlich von der Sturm- und Drangperiode entfernte, um so mehr auch von der Gotik, die ihm allmählich ein Spiegelbild jener sein mochte — himmelstürmend und in seelischer Fülle drangvoll überschwellend. Iphigenie verdrängt den Götz. In Weimar hören wir ihn nicht mehr von der einst so glänzend gefeierten „deutschen" Baukunst sprechen. Dagegen sammelt er weiter Abgüsse antiker Skulpturen und zeichnet antike Säulenordnungen. Die Lehren Winckelmanns und Oesers werden wieder lebendig. Sein ganzes Wesen dringt auf edle große Schönheit. Er kann aber diese nur in der Wahrheit finden, und diese

zeigt sich ihm — wie in der Natur — nur im Einfachen. Er kommt auf diese Weise zur edlen Einfalt und stillen Größe als den höchsten Eigenschaften des Schönen zurück. Pfeiler und Bogen der Gotik aber strebten unruhig, endlos in die Höhe, und diese Unruhe wurde außen vermehrt durch die der Fassade aufgesetzten spitzen Türme und den Wald von Zieraten, der den Körper umspann und das Große durch eine unendliche Vervielfachung des Kleinen zu erreichen suchte. Dieses Zierwerk war nicht bloß das Gegenteil von Einfalt und Stille, sondern es mangelte ihm, ebenso wie den Türmen, jede organische Notwendigkeit, d. h. die Wahrheit, ja es steckte nicht selten in ihm konstruktiver Widersinn. So verletzte die Gotik sowohl Goethes Gemüt, das ruhige, einfach große Schönheit, als auch seinen Verstand, der konstruktive Harmonie und Gesetzmäßigkeit begehrte. Beides fand er allein im griechischen Stil. Sollte es nicht Künstler geben, die in schöpferischer Freiheit die griechische Architektur organisch den modernen Verhältnissen anpaßten und dadurch ihre hohe Schönheit für die christlichen Zeiten flüssig machten?

Von Palladio hatte Goethe sich augenscheinlich so etwas versprochen. Er hatte schon 1782 versucht, seines Werkes über die Baukunst habhaft zu werden. Aber er hatte nicht mehr als die Kupfer seiner vicentinischen Bauten in die Hände bekommen. Nun sah er sie mit eigenen Augen, und wir haben vernommen, welchen Zauber sie auf ihn ausübten. „Palladio ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen", das war das erste, was er in Vicenza aussprach. Er mußte den Spuren des Wirkens dieses Genius näher zu kommen suchen; dies erschien ihm um so dringender, als ihn weitere große Werke des Meisters in Venedig erwarteten. In Padua gelang es ihm, Palladios Buch von der Architektur zu erwerben; in Venedig studiert er es. „Ein guter Geist trieb mich, das Buch mit so viel Eifer zu suchen ... Jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen. Der Nebel geht auseinander und ich erkenne die Gegenstände." Das Buch macht ihn tagelang „sehr glücklich". Er sucht es sich „recht herzlich" zu eigen

COLLEGE LIBRARY
RONXVILLE, N.Y. 10708

zu machen und begnügt sich nicht mit dem Lesen, sondern folgt mit dem Stift den Rissen Palladios. Mit Begier sucht er die Hauptschöpfungen des Meisters in Venedig auf: die Kirchen St. Giorgio und Il Redentore und das Kloster Carità. Er verkennt bei den Kirchen nicht manche Unebenheiten, die dadurch entstanden, daß der ohnehin durch mannigfache Rücksichten belastete Künstler die Fassade des antiken Tempels mit einer kuppelgekrönten, von einem Querschiff durchsetzten und, wie bei St. Giorgio, auch mehrschiffigen Kirche verbinden wollte, aber er bewundert doch — und wir müssen ihm folgen —, mit welcher Genialität er der Schwierigkeiten Herr geworden und wie er, insbesondere bei Il Redentore, mit einer Reinheit, Keuschheit, Einfachheit ohnegleichen nur durch Form und Maß im Innern und Außern eine Kirche geschaffen hat, die für das Auge alle widerstrebenden Elemente in die edelste harmonische und organische Gesetzmäßigkeit auflöst. Nun aber erst die Carità! Hier war der Künstler durch nichts beengt. Die Kirche stand schon, und es handelte sich nur um ein Wohnhaus für die Mönche, das unter italienischem Himmel sehr wohl nach antikem Muster sich herstellen ließ, ohne daß man zu Notbehelfen gezwungen wurde. Aber leider kam nur der zehnte Teil des Planes zur Ausführung, und dieses Wenige ist eingefügt in spätere, unsäglich nüchterne Bauten. Doch auch in diesem Zustand leuchtet ihm aus den Palladioschen Stücken ein himmlischer Genius hervor. „Jahre könnte man in der Betrachtung so eines Werkes zubringen.“ „Wäre es fertig geworden, so würde vielleicht kein vollkommeneres Stück Baukunst auf der Welt existieren.“ Wer nicht den architektonischen Blick Goethes besitzt, ist auch mit Zuhilfenahme der Risse in Palladios Architettura nicht imstande, sich zu seiner Begeisterung hinaufzuschwingen. Aber es mag gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß der feinste Kenner der Kunst der Renaissance, Jakob Burckhardt, Goethes Begeisterung für die Carità eine gerechte nennt.

Wenn irgend etwas Goethes schon seit geraumer Zeit vorhandene Vorliebe für die Antike befestigen konnte, so war es das Studium Palladios. Unter der Wucht seines Wortes und seiner Werke voll-

zieht sich der endgültige Bruch mit der Gotik. Als er im Palazzo Farsetti den Abguß eines Stücks des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Faustina (in Rom) sieht, bricht der lang verhaltene Unwille los. Er vergleicht „die vorspringende Gegenwart" dieses herrlichen Architekturgebildes mit der gotischen Art und ruft aus: „Das ist freilich etwas anderes als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Türmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los." Das war eine grimme Abschwörung der einstigen Jugendliebe.

Ob der junge oder der alte Goethe im Rechte war, läßt sich nicht mit einem glatten Ja oder Nein beantworten, zumal die letzten Gründe für das eine oder andere Urteil sich ebenso ins Subjektive verlieren, wie darüber, ob der Laub- oder der Nadelwald schöner ist. Aber soviel kann doch gesagt werden, daß Goethe sich hier an Äußerlichkeiten hält, die nicht das Wesen der Gotik ausmachen, und daß die Phantasie und der Tiefsinn der christlichen und insbesondere wiederum der germanischen Völker sich weder innerhalb konstruktiver Gesetzmäßigkeit noch innerhalb der ruhigen griechischen Schönheitslinie erschöpfen kann. Das hat Goethe für die Dichtkunst anerkannt. In den Anmerkungen zu Rameaus Neffe" (1805) sagt er: „Uns Nordländer kann man auf jene Muster [Griechen und Römer] nicht ausschließlich hinweisen.... Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen Standhaften Prinzen? Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vorteile wohl niemals erreichen werden, mit Mut zu erhalten, ist unsere Pflicht." Dieser Pflicht ist er bei seinem größten Werke unbewußt und bewußt treulich nachgekommen.

Goethe hat später unter dem Einfluß seines jüngeren Freundes, des begeisterten Gotikers Sulpiz Boisserée, über den verachteten

Stil wieder milder geurteilt. Er suchte ihm wenigstens geschichtlich gerecht zu werden. Über diese kühle, beschränkte Anerkennung ist er nicht mehr hinausgekommen.

Für uns bleibt das bedeutsame Ergebnis bestehen, daß Goethe sich in Italien mit voller Entschiedenheit zur Antike wendet und daneben nur noch ihre Widerspiegelung und Fortbildung in der Renaissance duldet, sobald sie in so tiefem Verständnis wie durch Palladio erfolgt.

Bei seiner Feindseligkeit gegen die Gotik konnte Goethe die italienischen Bauten dieses Stils nicht würdigen. Entweder er übersieht sie — und das ist das Gewöhnliche — oder er gewahrt nur ihre Mängel und beurteilt sie dann abfällig. So sieht er bei dem machtvollen, wunderbaren Dogenpalast nur die kurzen, gedrungenen Säulen der unteren Halle, die in der Erde zu stecken scheinen und läßt sich dadurch das Ganze verleiden. Nicht auf Rechnung der klassisch-antiken Vorurteile wollen wir es dagegen setzen, wenn er für die Markuskirche, die auf die Phantasie im ersten Augenblick so bestechend wirkt, nur Spott übrig hat und meint, ihre Bauart sei jeden Unsinns wert, der jemals drinnen gelehrt oder getrieben worden sein mag. Dieser gotisch-byzantinisch-romanische Mischmasch, der wie der Traum eines Kindes aussieht, das sich aus kostbaren Steinen, bunten Farben, Gold, Figuren und Säulen und Säulchen aller Art ein Gebäude zusammensetzt, konnte vor seinem strengen, großen Sinn keine Gnade finden.

Um so uneingeschränkter strömt das Lob über die kleine Zahl von Antiken, die Venedig besitzt: die Sammlungen in der Bibliothek, im Palazzo Farsetti, die Marmorlöwen vor dem Arsenal, die ehernen Rosse an der Markuskirche und einige Basreliefs in der Kirche der Justina mit Genien, „so schön, daß es allen Begriff übersteigt".

Siebzehn Tage hatte der Aufenthalt in Venedig gewährt. Er hatte sie redlich ausgenützt, um das sonderbare, einzige Bild der Stadt genau in sich aufzunehmen. „Die erste Epoche meiner Reise ist vorbei, der Himmel segne die übrigen." Am Ende der zweiten stand Rom.

In dem Augenblick, wo dieses Ziel ihm entgegenglänzt, tritt alles, was davorliegt, in Schatten. Mit derselben Stärke, mit der er sich ursprünglich nach Italien gesehnt hat, sehnt er sich jetzt nach Rom, und dieselbe Angst, die ihn in Deutschland geplagt hatte, es könne im letzten Augenblick sich zwischen ihn und sein Ziel etwas legen, verfolgt ihn jetzt bis vor die Tore Roms. Nachdem er am 16. und 17. Oktober Ferrara und Cento obenhin besichtigt hatte, freut er sich auf Rafaels Cäcilie in Bologna. Trotzdem ist er ungeduldig: „Was die Nähe von Rom mich zieht, drücke ich nicht aus. Wenn ich meiner Ungeduld folgte, ich sähe nichts auf dem Wege und eilte nur geradeaus. Noch vierzehn Tage und eine Sehnsucht von dreißig Jahren ist gestillt! Und es ist mir immer noch, als wenn's nicht möglich wäre."

So schreibt er am 17. abends. Am 18. aber hat er schon den ihn „sehr beruhigenden" Entschluß gefaßt, die vierzehn Tage abzukürzen, indem er nur durch Florenz durch und gerade auf Rom losgehen will. „Ich habe keinen Genuß, an nichts, bis jenes erste Bedürfnis gestillt ist, gestern in Cento, heute hier, ich eile nur gleichsam ängstlich vorbei, daß mir die Zeit verstreichen möge."

Am 19. gegen Abend, nachdem er die Cäcilie gesehen, will er wieder einmal ein ruhiges, vernünftiges Wort schreiben: „Denn diese Tage her wollt' es nicht mit mir. Ich weiß nicht, wie es diesen Abend sein wird. Mir läuft die Welt unter den Füßen fort und eine unsägliche Leidenschaft treibt mich weiter. Der Anblick des Raffaels und ein Spaziergang gegen die Berge haben mich ein wenig beruhigt und mich mit leisem Band an diese Stadt geknüpft." Er redete sich gut zu: „Hab' ich mich diese dreißig Jahre geduldet, werd' ich doch noch vierzehn Tage überstehen."

Es sollen noch einige Tage der Stadt, die in Kunst und Natur ihm vieles bietet, gewidmet werden. Am 20. hat er durch einen geologischen Ausflug einen „vollkommen schönen und frohen Tag", und schon meinen wir, er habe die behagliche Lässigkeit, mit der

er Italien von Verona bis Venedig genossen, wiedergefunden, als er plötzlich zu unserer Überraschung bemerkt: „Es scheint, der Himmel erhört mich. Es ist ein Fuhrmann da für Rom, und ich werde übermorgen fortgehen." Doch auch das „Übermorgen" erwartet er nicht. Schon am nächsten Morgen sitzt er im Wagen und fährt den Apennin hinauf.

Am 23. langt er in Florenz, der Geburtsstätte der Renaissance, an. Herrliche Schätze antiker und moderner Kunst lagern dort; sie haben keine Gewalt über ihn. In drei Stunden durchrennt er die Stadt, dann setzt er seinen Weg fort. Langsam, für seine Ungeduld viel zu langsam, schleppt sich die Reise durch die Täler des Apennin. Am 25. abends kommt er nach der Ausbildungsstätte Raffaels, nach Perugia, das von Werken der umbrischen Malerschule voll ist. Er reist am anderen Morgen weiter, ohne auch nur ein einziges angesehen zu haben. „Ehe ich nach Rom komme, mag ich die Augen nicht auftun, das Herz nicht erheben. Ich habe noch drei Tage hin und es ist mir, als wenn ich nie hinkäme." Mit der Nähe Roms wächst seine Ungeduld zu fieberhafter Höhe. Vom frühesten Morgengrauen bis zur sinkenden Nacht fährt er ununterbrochen. Er zieht sich gar nicht mehr aus, um „früh gleich bei der Hand zu sein". In Foligno läßt er die wonnige Raffaelische Madonna (jetzt im Vatikan) unbeachtet. Nur was er, ohne seinen Weg zu verlängern, mitnehmen kann, sucht er auf und gibt im Zweifelsfall immer dem antiken Werke den Vorzug. So besichtigt er in Assisi mit großer Sorgfalt einen in eine Kirche umgewandelten Minervatempel, während er das merkwürdige und künstlerisch so bedeutsame Franziskanerkloster keines Blickes würdigt. Am nächsten Abend kommt in sein Herz ein Schimmer der nahen Glückseligkeit: „Morgen abend in Rom. Nachher habe ich nichts mehr zu wünschen, als Dich und die wenigen Meinigen gesund wiederzusehen." — Das Schicksal führt ihn am anderen Tage gesund und glücklich nach Rom. In ungeheurer Aufregung wirft er am selben Tage zwei kurze Notizen ins Tagebuch:

Abends.

Mein zweites Wort soll an Dich gerichtet sein, nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat.

Ich kann nun nichts sagen, als ich bin hier; ich habe nach Tischbeinen geschickt. —

Nachts.

Tischbein war bei mir. Ein köstlich guter Mensch. Ich fange nun erst an zu leben und verehre meinen Genius. Morgen mehr.

Doch am nächsten Tage wird es nicht „mehr". Er vermerkt den 30. nachts: „Nur ein Wort nach einem sehr reichen Tage! Ich habe die wichtigsten Ruinen des alten Roms heute früh, heut' abend die Peterskirche gesehen und bin nun initiiert. Ich bin zu Tischbeinen gezogen und habe nun auch Ruhe vor allem Wirtshaus- und Reiseleben. Lebe wohl."

Das sind die ersten Niederschriften nach seiner Ankunft in Rom. Sie spiegeln in ihrer Abgerissenheit und Gedrungenheit, in ihrer Atemlosigkeit, im Verein mit dem Dankgebet, das er als Erstes zum Himmel sendet, mit unübertrefflicher Schärfe die ihn überwältigenden Gefühle und Eindrücke wieder. Goethe war in Rom. Der Traum seiner Jugend war erfüllt. Zweimal hatte er's in der Hand, ihn früher zu verwirklichen. Das erstemal zog ihn die Liebe rückwärts, das zweitemal die Rücksicht auf den Herzog. Doch mehr als dieses ein dunkler Instinkt, daß die Zeit noch nicht erfüllt sei. „So alles zur rechten Zeit!" ruft er einmal im Hinblick auf die Verkettung seiner Lebensschicksale aus. Unabsehbare Folgen, wäre er 1775 vom Gotthard nach Italien niedergestiegen. Er wäre entweder in Rom geblieben, ein Römer geworden, wie Winckelmann und so viele andere, oder er wäre, wenn die Antike und Renaissance noch nicht die Kraft hatten, die Gotik in ihm zu besiegen, und die milde italienische Natur noch nicht die Kraft, der Ossianischen Alpenromantik die Wagschale zu halten, zerrissener zurückgekehrt als er hingegangen, und hätte unter den nicht zu heilenden Dissonanzen mit dem Vater, unter der Enge des bürgerlichen Daseins und dem Schmerz über den Bruch mit Lili sich selbst zerstört. 1779 aber wäre die Reise ein flüchtiger Besuch geworden, mehr Sehnsucht

erweckend als stillend, und sie hätte ihm den besten Teil der Heilkraft des italischen Himmels für später hinweggenommen. Und er bedurfte dieser 1786 in ungeschmälertem Maße. Nur dadurch, daß das Große und Schöne des Südens mit der vollen Kraft und dem Glanze des Neuen an ihn herantrat, glätteten sich die vielen Falten, die sich in sein ganzes Sein eingedrückt hatten, und wurde er zu neuem, frischem Leben befähigt. „Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, wo ich Rom betrat." (2. Dezember 1786.) „Ich bin wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Altertümer genesen." (6. Januar 1787.) „Ich lebe eine neue Jugend." (6. Februar 1787.) Das ist der Kehrreim, der seine römischen Briefe begleitet. Der Verjüngungsprozeß, der begonnen hatte, als er am Südfuße des Brenners mittägige Luft einatmete, vollendete sich unter dem Anhauch der Kunstwelt Roms.

Rom mit seinem Überreichtum an großen Werken und Erinnerungen umschwillt ihn wie ein Meer. „Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich neue, große seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht." Angestrengt ringt er, um der Welt, die sich ihm auftut, Herr zu werden. Aber die Mühe ist köstlich; und er kann sich wohl mit einem glücklichen Orest vergleichen, den nicht die Furien verfolgen, sondern die Musen und Grazien und die ganze Macht der seligen Götter mit Erscheinungen überdecken. So reich ist die Ernte jedes Tages, daß er nicht mehr imstande ist, davon in einem Tagebuch Rechenschaft zu geben. Er muß sich mit jeweiligen Briefen und in diesen beinahe immer mit dem Bedeutenden und Allgemeinen begnügen.

Es ist vor allem das alte Rom, das in gewaltiger Größe aus den Ruinen vor ihm aufsteigt; und er verstärkt diese Wirkung, indem er nicht bloß die Ruinen, sondern auch das Leben, das sie einst erfüllte, sich wieder zu erwecken sucht.

Hier befolg' ich den Rat, durchblättre die Werke der Alten
Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.

Über das christliche Rom der Päpste in Mittelalter und Neuzeit geht er dagegen flüchtig hinweg. Selbst von der christlichen Kunst vermag er fast nur die Malerei zu würdigen und auch diese in viel engeren Grenzen als in den andern italienischen Städten. Von den ausgezeichneten Skulpturen der christlichen Zeiten hebt er, wie schon bisher, keine einzige hervor, von den Monumentalbauten nur die Peterskirche und auch diese mit Zurückhaltung, hauptsächlich die Größe der Maße betonend. Will er diejenigen Werke nennen, die ihm den tiefsten Eindruck gemacht haben, so führt er die Fassade des Pantheon, den Apoll von Belvedere, die Kolossalbüsten des Jupiter von Otricoli und der Juno Ludovisi und die Fresken Michelangelos in der Sixtina auf.

Also Michelangelo ist der einzige unter den Neueren, der auf ihn so stark wie die Alten wirkt. Seine Großheit stellte ihn neben sie. Aber wohlgemerkt: nur in seinen Fresken, die in der Antike kein Gleichnis haben. Die plastischen Werke Michelangelos in Rom (Moses, Pietà), denen es doch wahrlich auch an Größe nicht fehlt, sinken für Goethe neben den antiken Skulpturen klanglos zu Boden. Unter dem Gesichtswinkel, den er für die Malerei von Michelangelo bekommen hatte, konnte ihm die stille Schönheit Raffaels, der ihm noch in Bologna vor der heiligen Cäcilie als der Maler ohnegleichen erschienen war, hier nur ein gedämpftes Gefallen entlocken. Von dem Bilderzyklus in der Farnesina (Amor und Psyche) und von der Transfiguration meint er trockengemütlich: „alte Bekannte", Freunde, die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht und nun persönlich kennen lerne, und bei den Bildern in den Stanzen und Loggien beklagt er sich, daß sie zu sehr verblichen seien, während doch die verschwärzten Fresken in der Sixtina ihn nicht stören, sondern ihn nur reizen, mit verdreifachter Mühe sie zu studieren.

Kurz: Größe ist die erste Forderung, die er jetzt an ein Kunstwerk stellt. Man merkt, welches Vergnügen seine Seele empfindet, nachdem sie an der Kleinarbeit Sachsen-Weimars schlaff geworden war, durch die Größe des Geschauten sich ausweiten

zu lassen. Nun ist nach seiner Überzeugung das Große nichts weiter als die oberste Spitze des Wahren. Die Werke der Alten sind demnach nur deshalb groß, weil sie ihrem Gedanken und ihrer Ausführung nach wahr sind. Am meisten offenbart sich ihm das in ihren Bauten. Ihre Größe ist niemals der Ausdruck eines willkürlichen Einfalls und niemals eine Lüge für innere Kleinheit oder Hohlheit. Sie bauten keine weiten Paläste, um einem kleinen Fürsten, der mit seinen Hofschranzen gelegentlich darin wohnte, den falschen Schein von Größe zu geben, sondern weil es der Größe der Stellung und der Geschäfte eines Weltherrschers entsprach. Sie bauten keine Wasserleitungen als Spielwerke, sondern um das Volk zu tränken. Das Gleiche gilt von ihren Tempeln, Theatern, Rennbahnen, Bädern. Wie aber der Geist, so der Körper ihrer Bauten: Mauern wie die Felsen, keine Steinlüge durch Tünche, Gips und Holz, keine aufgeklebten Ornamente, keine Schnörkel, keine Urnen und Puppen, sondern alles echtes, wahres Material mit natur- und zweckgemäßem Schmuck.

Der Gegensatz ist in Wirklichkeit nicht so schroff, wie wir ihn hier nach Goethes Andeutungen ausgeführt haben, aber er wurde von ihm so schroff gesehen und gefühlt und zwar schon vor Rom. Als er in Spoleto die antike Wasserleitung sieht, die in großen Bogen eine Schlucht überspannt, sagt er mit Beziehung auf das Amphitheater in Verona und dem Minervatempel in Assisi: „Das ist nun das dritte Werk der Alten, das ich sehe . . . Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie zum Beispiel der Winterkasten auf dem Weißenstein (das Oktogon oberhalb Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel), ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Konfektaufsatz, und so mit tausend anderen Dingen. Das steht nun alles totgeboren da; denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht groß sein und groß werden."

Wenn schon die Römerbauten in Verona, Assisi und Spoleto eine so tiefe Freude bei ihm hervorgerufen hatten, um wie viel

stärker mußte sein Entzücken sein, als er die majestätischen Werke der Alten in Rom sah: vom Pantheon und Kolosseum bis zum Grabdenkmal der Cäcilia Metella an der Via Appia und den meilenlangen Aquädukten der Campagna. „Hier muß man solid werden!" lautet ein prägnanter Ausspruch von ihm aus der ersten Zeit seines römischen Lebens.

Es war für Goethe ein herrliches Schwelgen in dieser großen Welt. Und um sein Behagen zu steigern, gestalteten sich auch seine Lebensverhältnisse in Rom, so wie er sie sich nur wünschte. Er hatte sich bei dem Maler Tischbein, einer ursprünglichen Natur mit glücklichen Instinkten, eingemietet und lebte mit diesem und dessen jungen Hausgenossen, den Malern Schütz und Bury, sehr vergnüglich zusammen. Sein Inkognito hielt er aufrecht. Nur gegenüber einem kleinen Kreise von deutschen Künstlern und Kunstfreunden ließ er es fallen, jeden zugleich verpflichtend, ihn nicht mit Stand und Namen zu nennen. Zu diesem Kreise gehörten außer den oben Genannten der Hofrat Reiffenstein, schon seit vierundzwanzig Jahren in Rom ansässig, ein vorzüglicher Kenner der Sehenswürdigkeiten der Stadt, der fleißige Archäolog Hirt, der grüblerische, feinfühlige Schriftsteller Karl Philipp Moritz, der Bildhauer Trippel, der die apollinische Goethebüste modellierte, der Maler Heinrich Meyer, ein um alle Kunstfragen sich gründlich bemühender junger Schweizer, die reizende, zarte, kluge Angelika Kauffmann, von Goethe wie von aller Welt wegen ihrer edlen Weiblichkeit und lieblichen Kunst hochgehalten, nebst ihrem italienischen Gatten, dem Maler Zucchi. Im Verkehr mit diesen trefflichen Menschen fühlte sich Goethe wohl und er teilte gern Arbeit wie Erholung mit ihnen. Andererseits erweckte er bei den Freunden, obwohl sie überrascht waren, daß „der lebhafte Empfinder so große Gesetztheit und Ruhe besaß", bewunderndes Wohlgefallen. Er selbst gesteht, daß, wenn er hätte ihnen willfahren wollen, sie hundert Torheiten mit ihm angefangen und ihn zuletzt noch auf dem Kapitol gekrönt hätten. Zu alledem machte auch der Himmel das freundlichste Gesicht. Ein sonniger,

frühlingsgleicher Winter, wie ihn Rom seit Menschengedenken nicht erlebt hatte, gestattete den ergiebigsten Aufenthalt im Freien und tauchte Tag für Tag die ewige Stadt mit ihren Kuppeln und Palästen, Ruinen und Cypressen in heiteres Licht und weichen Duft.

Mitten in die freudige römische Symphonie fiel plötzlich ein schriller Mißton. Aus Weimar waren die ersten Nachrichten gekommen. Wie hatte Frau von Stein seine Flucht und das Versteckspiel, das ihm bis Rom beliebt hatte, aufgenommen? Zwei Tage vor seiner Abreise hatte Goethe der Geliebten geschrieben, sie werde Ende September im Besitze eines Briefes sein, der ihr seine Adresse angebe. Aber der September verging, auch der Oktober; ja es kam Mitte November heran, ohne daß Frau von Stein wußte, wohin sich der flüchtige Freund gewandt habe. Zwar hatte sie inzwischen in langen Pausen zwei Briefe von ihm erhalten — aber sie waren kurz und verschwiegen entgegen seinem Versprechen hartnäckig den Ort seines Aufenthalts. Er verzichtete damit auch freiwillig für eine lange Zeit auf jede Mitteilung von ihr. Was sollte sie sich von diesem Verhalten denken? War dieser Mann noch derselbe, dem jahrelang jede Zeile von ihr wie eine beglückende Gabe, dem nach dem Abschluß ihres Seelenbundes wenige Tage der Trennung wie eine harte Entbehrung erschienen? War das derselbe, der ihr im Juni 1784 aus Eisenach geschrieben hatte: „Man sagt mir, ich könne in einunddreißig Stunden in Frankfurt sein und ich kann nicht den flüchtigsten Gedanken haben, dorthin zu gehen; so hast Du meine Natur an Dich gezogen, daß mir für meine übrigen Herzenspflichten keine Nerve übrigbleibt", und der im August desselben Jahres ihr in seelenvollen Versen gestanden, daß der übermächtige Stern ihrer Liebe ihn unwiderstehlich an sie und Weimar fessele? War es derselbe, der ihr unzähligemal versichert und diese Versicherung durch die Tat bewährt hatte, daß ihm ein grenzenloses Vertrauen zu ihr zum Bedürfnis geworden sei; der ihr noch im Juli zugerufen hatte: „Geliebteste, Einzige, der sich meine ganze Seele enthüllen

und hingeben mag"? . . . Und warum hatte er diesmal so sorgfältig seine Absichten und seinen Aufenthalt ihr verborgen? Konnte er etwa voraussetzen, daß, wenn es sich um eine Studien- oder Erholungsreise — sei es auch auf noch so lange — handelte, sie ihn zurückhalten oder zurückbeschwören würde? Wenn aber nicht, was konnte da seine Flucht und sein Verstecken anderes bedeuten als eine Lossagung von ihr, als einen Verrat?

So mußte der Gedankengang der Frau von Stein lauten und wir dürften uns nicht wundern, wenn sich ihre Gefühle in heftigen Beschuldigungen Luft gemacht hätten. Doch das lag ihrer maßvollen Seele fern. Nur in milden, ergreifenden Klagen spricht sich ihr namenloser Schmerz über den scheinbar Verlorenen aus.

Ihr Gedanken fliehet mich,
Wie der Freund von mir entwich!
Ihr erinnert mich der Stunden,
Die so liebevoll verschwunden.
O! wie bin ich nun allein!
Ewig werd' ich einsam sein.

Was mir seine Liebe gab,
Hüll' ich wie ins tiefe Grab.
Ach, es sind Erinn'rungsleiden
Süßer, abgeschied'ner Freuden.
. . . . . .

Schutzgeist, hüll' mir nun noch ein
Seines Bildes letzten Schein,
Wie er mir sein Herz verschlossen,
Das er sonst so ganz ergossen,
Wie er sich von meiner Hand
Stumm und kalt hat weggewandt.

Goethe hatte unterwegs offenbar nicht einen Augenblick sich Rechenschaft gegeben, welch tiefschmerzlichen Eindruck gerade die Heimlichkeit seines Unternehmens auf die Geliebte machen werde. Er selbst weilte in Gedanken so beständig bei ihr und suchte durch

das für sie geschriebene Tagebuch so eifrig sie zur Teilnehmerin alles Guten und Schönen, das er genoß, zu machen, daß die Sorge einer Mißdeutung in ihm nicht aufstieg. Und wie oft verflocht er nicht mit seinen Tagesberichten ausdrücklich Worte innigster Empfindung für die ferne Geliebte! „Wie gewöhnlich, meine Liebe, wenn das Ave Maria della Sera gebetet wird, wend' ich meine Gedanken zu Dir; ob ich mich gleich nicht so ausdrücken darf, denn sie sind den ganzen Tag bei Dir." (Padua, 27. September.) „Nach einem glücklich und wohl zugebrachten Tage ist mir's immer eine unaussprechliche süße Empfindung, wenn ich mich hinsetze, Dir zu schreiben." (Venedig, 29. September.) „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wend' ich mein Gebet zu Dir, mein lieber Schutzgeist. Wie verwöhnt ich bin, fühl' ich erst jetzt. Zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mir's voraus, und nur die *höchste Notwendigkeit* konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu endigen." (Terni, 27. Oktober.)

Wie viel schmerzliche Tage hätte Goethe sich und Frau von Stein erspart, wenn er dafür gesorgt hätte, daß diese Zeugnisse seiner fortdauernden Liebe gleichzeitig mit den ersten römischen Briefen eintrafen! Aber durch merkwürdige Fehlgriffe, die sich nur aus seiner italienischen Traumbefangenheit erklären lassen, kam der erste Teil des Tagebuches — bis Venedig reichend — erst zu Weihnachten in die Hände der Frau von Stein, der zweite bald darauf zu Neujahr 1787. Die ersten römischen Briefe, in denen Goethe sein Geheimnis verriet, waren schon Mitte November in der Heimat. Aber es war keiner für Frau von Stein darunter, eine neue schwere Verletzung der Geliebten und eine neue Bekräftigung ihres Argwohns. Freilich hatte Goethe, wie wir wissen, die allerersten beglückten Ergüsse nach seiner Ankunft *ihr* gewidmet, aber was wußte sie davon? Sie standen im Tagebuch, das noch in Rom ruhte.

Danach tat Frau von Stein, was jede Frau in ihrer Lage getan hätte. Sie schrieb, sobald sie seine Adresse hatte, einige wenige Zeilen an ihn, die, nach seiner Antwort zu schließen, einer Absage gleich kamen. Am 9. Dezember empfing er dies Billet.

In seiner Ahnungslosigkeit war er wie vom Donner gerührt. Jede Genußfreudigkeit ist ihm tagelang geraubt, und er geht wie entgeistert zwischen den Mauern Roms umher. In der ersten Aufwallung begreift er noch nicht das Verhalten der Geliebten und glaubt, ihr Vorwürfe machen zu dürfen. „Das also war alles, was Du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von Dir sehnt? Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er Dich verließ, ohne an Dich zu denken . . . Ich sage Dir nicht, wie Dein Blättchen mein Herz zerrissen hat. Lebe wohl, Du einziges Wesen, und verhärte Dein Herz nicht gegen mich." Aber nach einigen Tagen weicht der Nebel von seinen Augen, er erkennt seine Schuld. Er schreibt am 13.: „Könnt' ich doch, meine Geliebteste, jedes gute, wahre, süße Wort der Liebe und Freundschaft auf dieses Blatt fassen, Dir sagen und versichern, daß ich Dir nah, ganz nah bin und daß ich mich nur um Deinetwillen des Daseins freue. Dein Zettelchen hat mich geschmerzt, aber am meisten darum, daß ich Dir Schmerzen verursacht habe. Du willst mir schweigen? Du willst die Zeugnisse Deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst Du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran. Doch vielleicht ist ein Brief von Dir unterwegs, der mich aufrichtet und tröstet, vielleicht ist mein Tagebuch angekommen und hat Dich zur guten Stunde erfreut."

Es trifft auch bald ein zweiter Brief von Frau von Stein ein; er konnte als Antwort auf zwei flüchtige, zerstreute Novemberbriefe Goethes — von Weimar nach Rom brauchte ein Brief sechzehn Tage — nicht erbaulicher sein als der erste. Trotzdem dankt er ihr dafür. Er will vergessen, was der Brief Schmerzliches enthält. „Meine Liebe! Ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten

Welt verbannt bleibe. Verzeih' mir großmütig, was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf. Sage mir oft und viel, wie Du lebst, daß Du wohl bist und daß Du mich liebst.... Sieh' mich nicht von Dir geschieden an, nichts in der Welt kann mir ersetzen, was ich an Dir, was ich an meinen Verhältnissen dort verlöre.... Daß Du krank, durch meine Schuld krank warst, engt mir das Herz so zusammen, daß ich Dir's nicht ausdrücke. Verzeih' mir, ich kämpfe selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging. Meine Tagebücher müssen endlich kommen und Dir mein Herz bringen, Dir sagen, daß Du mir einzig bist und daß Du mit niemand teilest. Lebe wohl! Liebe mich!... In Leben und Tod der Deine." (23. Dezember.)

Endlich, am 17. Januar, langt ein guter Brief an, er enthält wieder tröstliche, freundliche Worte. Das Tagebuch ist angekommen und hat die entsprechende Wirkung getan. „Wie erquickt er mein Gemüt!" ruft Goethe über den Brief aus. „Seit dem Tode meiner Schwester hat mich nichts so betrübt, als die Schmerzen, die ich Dir durch mein Scheiden und Schweigen verursacht. Du siehst, wie nah mein Herz bei Dir war. Warum schickt' ich Dir nicht das Tagebuch von jeder Station! Ich kann nur sagen und wiederholen: ‚Verzeih! und laß uns von neuem und freudiger zusammenleben'." (17. Januar 1787.) Seine alte Fröhlichkeit ist ihm wiedergegeben. Er genießt wieder alles im Geiste mit seiner Geliebten, seine Selbstgespräche sind wieder an sie gerichtet; er wünscht nur, ihr recht viel geben zu können. Sie möge ihn lieb behalten, ob er gleich so wunderlich sei. „Ich habe so viel mit mir selbst auszustehen, daß ich meine Freunde nicht dispensieren kann, ihr Teil davon zu tragen, am wenigsten Dich." (Anfang Februar.)

Goethe schob seine Weiterreise nach dem Süden immer mehr hinaus. Anfangs glaubte er für den ersten römischen Aufenthalt sich mit vier Wochen begnügen zu können; dann verlängerte er die Frist auf acht, bis schließlich sechzehn daraus wurden. Er mochte, selbst vorübergehend, sich von der großen Stadt nicht

trennen, ohne einigermaßen klare und gründliche Vorstellungen von den Kunstschätzen, die sie in sich barg, zu haben. Denn das übrige interessierte ihn wenig. In das Sozialpolitische, für das er sonst unterwegs das offenste Auge hatte, will er gar nicht hineinsehen, um sich nicht an dem päpstlichen Staate, der ein Muster abscheulicher Regierung sei, die Einbildungskraft zu verderben. Vom Theater, das in Rom nur vom Kunstdrama sich nährte, und von den Kirchenzeremonien, die er mit dem Theater zusammenstellt, ist er ebenfalls wenig erbaut. In beiden sieht er nur ein seelenloses Gepränge, das ihm bei seiner jetzigen Stimmung, in der er unerbittlich innern Gehalt verlangt, nicht gefallen konnte. Der Papst, meint er, sei jedenfalls der beste Schauspieler. Auch das Volksleben hat für ihn in Rom nicht den Reiz wie in den anderen italienischen Städten. Den Karneval macht er mit ohne rechte Freude daran, weil dem unglaublichen Lärm, den das Volk mache, die innere Fröhlichkeit abgehe. Seine Seligkeit ist die Kunst, und zwar, wie nochmals betont sei, fast ausschließlich die antike. Wenn Tischbein auf dem ausgezeichneten Bilde, das er von Goethe während seines römischen Lebens entwarf, ihn mitten unter antiken Kunstresten ruhen läßt, so hat er damit symbolisch den geistigen Inhalt jener Zeit aufs schönste zum Ausdruck gebracht. Nachdem Goethe die Werke der Alten ästhetisch genossen, machte er sich daran, sie geschichtlich zu erfassen. Er verfolgt die antike Kunst bis nach Ägypten zurück, er sucht sich den Charakter und sodann die Epochen der einzelnen Stilarten klar zu machen und genauer zu bestimmen, als es bisher geschehen war. Insbesondere ist es ihm von großem Werte, die Darstellung derselben Stoffe durch verschiedene Künstler und Epochen zu vergleichen. Die Fähigkeit, ähnliche Verhältnisse zu entdecken, wenn sie auch noch so weit auseinanderliegen, und die Genesis der Dinge aufzuspüren, hilft ihm, wie bei den Naturwissenschaften, auch hier außerordentlich, und er wünscht sich nur Zeit, um das ganze Material und seine Ideen darüber durchzuarbeiten. „Denn, ach Winckelmann! wie viel hat er getan und wie viel hat er uns zu wünschen übrig gelassen!“

Mitte Februar des neuen Jahres legt er sich ein Verzeichnis der Sachen an, die er noch nicht gesehen hat, und ist erstaunt, wie viel das wäre. Die Masse dessen, was ihm wichtig erscheint, wird trotz allen Fleißes größer statt kleiner. Inschriften, Münzen, geschnittene Steine, für die er anfangs keine Aufmerksamkeit hatte, eröffnen ihm neue Studiengebiete mit einem überreichen Material. Dieses Rom senkt sich mit immer neuen Wurzeln in sein Inneres und erst die Anzeichen eines nahenden Vesuvausbruchs und die Furcht vor der Sommerhitze auf Sizilien können ihn bewegen, am 22. Februar der geliebten Stadt wenigstens zeitweise den Rücken zu wenden.

Goethe reiste nicht allein. Er nahm Freund Tischbein mit, da er brav zeichnen und hierbei dessen Auge und Hand nicht vermissen wollte. Nach drei schönen Reisetagen, die sie über Velletri, die Pontinischen Sümpfe, Terracina und Capua führten, erreichten sie Neapel. Goethe, obwohl seit seiner Kindheit auf die Zauber des Golfes vorbereitet, war doch, als das wunderbare Panorama vor seinen Blicken sich entrollte, wie berauscht. „Man sage, erzähle, male, was man will, hier ist mehr als alles . . . Ich verzieh es allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck von den Gegenständen erhalten hatte.“ Er nennt Neapel ein Paradies, in dem er in einer Art trunkener Selbstvergessenheit lebe. „Ich erkenne mich kaum. Gestern dachte ich: ‚Entweder du warst sonst toll oder bist es jetzt‘.“ Rom in der öden Campagna am schmalen Fluß kommt ihm jetzt gegen die freie Lage Neapels im fruchtbaren Gelände und am weiten Meere mit den duftigen Inseln wie ein altes übel gelegenes Kloster vor. Und wenn er in Rom gern studieren mochte, so wollte er hier nur leben. Man spürt denn auch, wie in der bestrickenden neapolitanischen Sinnenwelt seine Freude am Lebensgenuß wächst. Gemächlich und vergnügt schlendert er mit Tischbein und anderen neugewonnenen Freunden, wie den Landschaftsmalern Kniep, Philipp und Georg Hackert in Neapel und an den lachenden Rän-

dern des Golfes umher. Einem weiteren Verkehr verschließt er sich nicht wie in Rom, sondern sucht ihn auf und gern verweilt er bei dem freien Prinzeßchen, das er in seiner Reisebeschreibung nicht mit Namen nennt, oder beim Ritter Hamilton und seiner koketten Schönen.

Daneben geht aber doch die ernste Arbeit fort. Beherrschte ihn in Rom die Kunst, so tritt hier die Natur in den Vordergrund. Hier spricht er von ihr das schöne Wort, sie sei das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt biete. Mineralogie, Geologie, Zoologie und Botanik beschäftigen ihn in der naturgeschichtlich so merkwürdigen und reichen Gegend an allen Ecken und Enden, und es kam wohl vor, daß während die Freunde mit ihren Damen am Strande in übermütigen Spielen sich ergötzten, er abseits an Felsen klopfte oder Pflanzen und Seetiere sammelte. Den Löwenanteil an seinem naturwissenschaftlichen Interesse hat der Vesuv, der in erregter Tätigkeit war. Dreimal besucht er ihn und er schrickt selbst vor deutlichen Gefahren nicht zurück, um die vulkanischen Erscheinungen recht genau kennen zu lernen.

Von Kunst und Altertümern empfängt er im Museum von Portici, in dem die in Herculanum ausgegrabenen Gegenstände bewahrt wurden, sowie in Pompeji und Pästum bedeutende Eindrücke. In Pästum begegnet er zum ersten Male echtem griechischen Altertum, wenigstens im Poseidontempel, der, älter als der Parthenon, sicher der rein griechischen Kunst Unteritaliens entstammt. Der strenge dorische Stil mit den stumpfen kegelförmigen, eng gedrängten Massen erscheint ihm, dem an zierlichere spätere Formen Gewöhnten, im ersten Augenblick lästig, ja furchtbar. Aber in weniger als einer Stunde fühlt er sich ihm befreundet, und er preist seinen Genius, daß er ihn diese so wohl erhaltenen Reste mit Augen sehen ließ. Offenbar war es der herrliche Poseidontempel, der diese Befreundung herbeiführte. Denn in ihm haben zwar auch die Säulen die volle Wucht des dorischen Stils, aber mit dieser Wucht vereint sich ein edles Ebenmaß und gibt ihnen ein feierlich-schönes Gepräge. Dagegen erhalten die Säulen

der Nachbartempel durch eine überstarke Anschwellung und Verjüngung eine massige, kegelförmige Gestalt, die in der Nähe als lästig empfunden wird.

Fünf Wochen hatte Goethe sich von den Reizen der verführerischen Parthenope festhalten lassen. Nunmehr wurde es Zeit, die inzwischen fest beschlossene Reise nach Sizilien auszuführen. Da Tischbein seinen eigenen Geschäften in Neapel nachzugehen hatte, so mußte sich Goethe einen anderen Begleiter wählen. Seine Wahl fiel auf Kniep, der, beinahe gleichaltrig mit ihm, schon bei den Fahrten in die Umgegend Neapels als angenehmer Reisegenosse und flotter Zeichner sich ihm wert gemacht hatte.

In freudiger Erwartung betrat Goethe das Schiff, das ihn nach Sizilien bringen sollte. „Sizilien deutet mir nach Asien und Afrika, und auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit.“ Auch daß er eine Seefahrt einmal versuchen sollte, ist ihm erwünscht. Sie fehlte ihm noch in seinen Begriffen. Der Genuß war freilich ein sehr mäßiger. Heute setzt man auch bei ungünstigem Winde in wenig mehr als zwölf Stunden von Neapel nach Palermo über. Goethe bedurfte zu seiner Fahrt vier Tage, und diese mußte er als Seekranker größtenteils in seiner Kabine zubringen. Um so stärker wirkte nach Klausur und Unbehagen auf ihn die in üppigstem Frühlingsschmucke und in schönster Beleuchtung prangende Landschaft Palermos. Er findet keine Worte, um die Reinheit der Konturen, die Weichheit des Ganzen, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde auszudrücken. Frisch grünende Maulbeerbäume, immergrüner Oleander, Zitronenhecken, blühende Ranunkel und Anemonen empfingen ihn. Die Luft war mild, warm und wohlriechend. Und über dem Ganzen ging der Vollmond hinter einem Vorgebirge auf und glänzte auf dem Meer. Am wundersamsten erschien ihm — in der Stadt selbst — der öffentliche Garten (Flora oder Villa Giulia) an der Rhede. Wenn er dort durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Zitronenbäumen wandelte, sein Blick auf seltene, nie gesehene Pflan-

zen fiel, die schwarzblauen Wellen gegen die Buchtkrümmungen andrängten und der Geruch des Meerwassers zu ihm emporstieg, da glaubte er sich auf die Insel der seligen Phäaken versetzt. Sein schon früher entworfener Plan eines Nausikaadramas, in dem die phäakische Königstochter in unglücklicher Liebe zu Odysseus zugrunde gehen sollte, wurde neu hervorgeholt und sorgfältiger durchgearbeitet, ja einige Stellen wurden bereits ausgeführt. Er wünschte, daß die Dichtung in ihrer Naturstimmung ein Denkmal seines sizilischen Inselllebens werde. Leider kam das zarte Werk auf dem Papier über die palermitanischen Anfänge nicht hinaus.

Doch nicht bloß der Dichter, auch der Naturforscher wurde durch jenen Feengarten angeregt. Die mannigfaltigen Pflanzengestalten erinnerten ihn an seine Idee von der Urpflanze, an der er fortwährend in Italien konstruiert hatte. Sollte diese Urpflanze nicht unter der Schar sich entdecken lassen? Daß es eine geben müsse, war ihm zweifellos. Denn woran, meint er, würde man sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei? — Seine übersinnliche Urpflanze wollte sich ihm in keiner sinnlichen Form darstellen. Aber seine Untersuchungen bestärkten ihn in der Überzeugung von der Richtigkeit und Fruchtbarkeit seiner Idee. Mit dem Botaniker wetteiferte in ihm der Mineraloge, um den Aufenthalt in Palermo möglichst auszubeuten. Im Geschiebe der Bäche, in den Steinbrüchen sowie in den Werkstätten der Steinschleifer hielt er fleißig Umschau und vermehrte Kenntnisse und Sammlungen. Dagegen fand sein Kunstsinn geringe Nahrung. Von antiker Kunst war wenig vorhanden. Von der arabisch-normännischen Kunst, so eigenartig und geschmackvoll sie auch in der Capella Palatina oder in der Kathedrale von Monreale auftritt, wollte er nichts wissen. Den modernen Palermitanern aber sprach er jeden Kunstgeschmack ab, und in der wahnwitzigen Anlage und Einrichtung des Schlosses des Prinzen Pallagonia sah er nur den Gipfel des allgemeinen Ungeschmacks.

Neben der Natur unterhielt ihn die Bevölkerung in angenehmster Weise, vom Vizekönig bis zur frommen, armen Familie

des Abenteurers Cagliostro, die er erst aus Neugierde besuchte, um dann durch aufrichtiges Interesse für sie eingenommen zu werden und sie durch eine Wohltat zu beglücken. Als er von der Stadt und ihrem Wundergarten Abschied nahm, sprach er aus, daß er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht sechzehn Tage hintereinander so heiter und vergnügt gewesen sei als hier.

Am 18. April verließ er mit Freund Kniep die Stadt. Die Reisenden wandten sich zunächst nach Segesta, um dessen Tempel und altes Theater zu besuchen, und ritten dann drei Tage durch wenig bewohnte Gegenden, deren geologische und landwirtschaftliche Verhältnisse Goethe beschäftigten, bis sie an der Südküste Girgenti erreichten. Die schöne Lage und die Ruinen der altgriechischen Stadt veranlaßten einen mehrtägigen Aufenthalt. Goethe schien der sogenannte Tempel der Concordia mit seinen gefälligen Formen zu den Tempeln von Pästum wie Göttergestalt zum Riesenbilde sich zu verhalten. Aber als er nach der sizilischen Reise von neuem Pästum aufsuchte, erkannte er, daß der Poseidontempel alle sizilischen in Schatten stelle.

Die Reisenden hatten ursprünglich die Absicht, von Girgenti nach Syrakus zu gehen. Da jedoch Goethe gern Sizilien als Kornkammer Roms kennen lernen wollte und erfahren hatte, daß im Innern die eigentlichen Fruchtfelder sich ausbreiteten, so gab er Syrakus auf und durchquerte die Insel in der Richtung nach Catania. Sein Wunsch wurde bis zum Überdruß erfüllt. Vier Tage lang zogen sich in einförmiger Fruchtbarkeit die Weizen- und Gerstenfelder hin, und nur das träumerische Ausgestalten der Nausikaa vermochte den Dichter über die Schwere des öden Rittes, der schlechten Wege und der noch schlechteren Quartiere hinwegzuheben. Am 2. Mai langten die Reisenden in Catania an. Schon von ferne hatte ihnen der Schneegipfel des Ätna durch die Wolken gewinkt und Goethe ein sehnsüchtiges Verlangen eingeflößt, ihn zu besteigen. Aber von Einheimischen dringend davor gewarnt, weil die Jahreszeit nicht günstig sei, stiegen sie zunächst nur bis zum Monte Rosso, einem Nebenschlot des Ätna, empor.

Dort war ein so furchtbarer Sturm, daß Kniep unter dem Gipfel blieb und Goethe in Gefahr war, hinabgeweht zu werden. An ein Höhersteigen war nicht zu denken. Von Catania wurde die Küste nordwärts verfolgt; man begeisterte sich an Taormina und sah mit Grauen das vier Jahre zuvor durch ein Erdbeben furchtbar zerstörte Messina. Der wüste Zustand der Stadt, deren Bevölkerung noch größtenteils in Bretterbuden vor den Toren wohnte, bestimmte sie, baldigst den Rückweg nach Neapel anzutreten.

Auf der ganzen sizilischen Reise hatte Goethe fast nur die Natur auf sich wirken lassen. Sie hatte ihn zu vielfältigen Beobachtungen angeregt, die ihm ein klares Bild von der Insel zu dauerndem Besitz gaben. Freilich nur ein Bild des gegenwärtigen Siziliens. Es nach der geschichtlichen Seite zu ergänzen, lehnte er mit großer Entschiedenheit ab, so sehr die wechselvolle, ja recht eigentlich phantastische Geschichte Siziliens dazu auffordern mochte. Wie anders hätte der Dichter der „Braut von Messina" und der „Bürgschaft" gehandelt! — Und hier zeigt sich wieder eine beachtenswerte Eigentümlichkeit des großen Mannes. In Rom war's ihm Bedürfnis, die Ruinen durch die Geschichte zu beleben, hier ist es ihm Bedürfnis, von den blühenden Fluren die Gespenster der Vergangenheit fern zu halten. Als ihm bei Palermo in einem schönen Tale der Führer von den Kämpfen, die hier zwischen Römern und Karthagern stattgefunden hätten, erzählen wollte, unterbrach er ihn verdrießlich mit den Worten: es sei schlimm genug, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elefanten, doch von Pferden und Menschen zerstampft werden müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft nicht mit solchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traum aufschrecken. So war er ein Meister in der Kunst, Harmonien in sich zu bilden, um sie als köstliches Besitztum der Welt zu schenken.

Die Rückfahrt gestaltete sich noch unbehaglicher als die Hinfahrt. Der Wind war schlecht, das Schiff unbequem, von Reisenden überfüllt und unter Leitung eines Kapitäns und Steuermanns, dem die Einheimischen keine Sachkenntnis zutrauten. Am

dritten Tage abends war man zwischen Capri und Kap Minerva. Es war völlige Windstille eingetreten. Um so lebhafter war die Bewegung unter den Passagieren. Das Schiff war, wie sie meinten, durch die Ungeschicklichkeit des Kapitäns in eine Strömung, die um Capri läuft, geraten und drohte an den Felsen der Insel zu stranden. Je näher die Gefahr, desto heftiger die Aufregung. Alles lag auf Deck und tobte gegen den Kapitän, der noch auf Rettung zu sinnen schien. Goethe vermochte in dieser Lage nicht länger untätig zu bleiben. Er erkannte, daß das Toben eine größere Gefahr wie die Felsen mit sich führte, indem es die Schiffsleute verwirrte. Nachdrucksvoll stellte er dies der Menge vor und mit seiner Gabe, im gebotenen Augenblick für jedermann den richtigen Ton zu treffen, ermahnte er die wundergläubigen Süditaliener: „Wendet Euer inbrünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß Er für Euch tue, was er damals für seine Apostel getan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen; der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hilflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist." Sein Auftreten tat die beste Wirkung. Die Leute beruhigten sich, indem sie beteten. Endlich erhob sich wirklich ein sanfter Lufthauch und trieb das Schiff aus der gefährlichen Strömung heraus. Am Vormittag des vierten Tages, dem 14. Mai, stiegen die Reisenden in Neapel ans Land.

Noch einmal verbringt Goethe hier drei schöne Wochen. Nach dem einsamen Sizilien gewinnt das bunte, halb orientalische Volksgewimmel der großen, an vierhunderttausend Einwohner zählenden Stadt für ihn neues Interesse. Diese geschwätzigen, feilschenden, genußfrohen, zerlumpten, tätig-lässigen Menschen, die sich tagaus tagein auf den engen Straßen lagern und drängen, in ihren mannigfaltigen Lebensäußerungen zu studieren, war ihm eine Aufgabe, der er sich mit derselben Sorgfalt wie der Untersuchung von Pflanzen und Steinen unterzog. Die anschaulichen

Schilderungen, die feinen Bemerkungen, die aus diesen Studien hervorgingen, sind allbekannt. Von dem Ganzen des Stadtlebens urteilt er mehr als Dichter und Maler, denn als Volkswirt und Staatsmann, wenn er sagt: es sei ein herrlicher Anblick, nur dürfe man keinen nordisch-moralischen Polizeimaßstab daran legen. Wie er sich der Menge diesmal noch mehr zuwendet als zuvor, so auch dem Einzelnen. Er verflicht sich in eine weit verzweigte, bis ins Königsschloß reichende Geselligkeit, und sie ist es hauptsächlich, welche ihn von der Stadt schwer loskommen läßt. Aber die Zeit drängt. Er will Ende August schon jenseits der Alpen sein und doch noch vier Wochen in Rom bleiben und auf dem Rückweg Florenz, Parma und Mailand sehen. Am 3. Juni verläßt er nach rührendem Abschied von seinem guten Kniep Neapel, am 6. ist er wieder in Rom.

Die feste Absicht, im Juli die Rückreise anzutreten, schmolz in dem Augenblick, da er die Hauptstadt der Welt wieder betrat. Er schiebt im Juli den Zeitpunkt auf Ende August und im August auf Ostern nächsten Jahres hinaus. Denn das Leben geht ihm dort so süß ein wie noch nie. „Ich finde hier die Erfüllung aller meiner Wünsche und Träume. Mit jedem Tag scheint die Gesundheit des Leibes und der Seele zu wachsen, und ich habe bald nichts als die Dauer meines Zustandes zu wünschen." So schreibt er im Juli an seinen Freund, den Komponisten Kayser. Die Erfüllung aller seiner Wünsche und Träume bedeutete diesmal mehr, als die Kunstwerke und Stätten zu sehen, die ihm von Jugend auf lockend vor der Seele gestanden hatten. Es hieß: inmitten dieser großartigen Umgebung als Künstler und Dichter leben. Denn dahin hatte er seinen Plan erweitert. Er wollte die zehn Monate seines zweiten römischen Aufenthaltes dazu benutzen, sein „Zeichentalentchen" auszubilden und die angefangenen und geplanten Dichtungen, namentlich den Egmont, Tasso und Faust auszuführen.

Mit seiner künstlerischen Ausbildung, um die er sich nun schon Zeit seines Lebens bemühte, nahm er es außerordentlich ernst

und gründlich, und es ist nach manchen seiner Bekenntnisse offenbar, daß es ihm nicht bloß darum zu tun war, als Dilettant zu einer höheren Fertigkeit zu gelangen, sondern daß der Schöpfungsdrang, den er verspürte, verbunden mit seiner ungewöhnlichen Fähigkeit, alles Wirkliche als Bild anzuschauen, und verbunden mit dem anfeuernden Lobe des römischen Freundeskreises, ihn zu dem Versuch bestimmte, die Malerei neben der Dichtung zu einem Felde seiner künstlerischen Tätigkeit zu machen.

Er begann damit, sich mit Architektur und Perspektive, Komposition und Farbengebung der Landschaft zu beschäftigen, zeichnete dann Landschaften nach der Natur und ging zuletzt zur menschlichen Gestalt über, deren er durch Zeichnen und einigermaßen auch durch Modellieren in allen ihren Teilen habhaft zu werden suchte. Mit enthusiastischem Lerneifer pflegte er diese Studien, bei denen ihm vorzüglich Heinrich Meyer ein hochgeschätzter Führer war. Als Dilettant machte er tüchtige Fortschritte. Aus dem Hinwühlen der charakteristischen Umrisse erhob er sich zu sorgfältiger Ausführung des Einzelnen sowie zur plastischen Gestaltung des Ganzen. Aber das heiße, schon in frühen Jahren zum Himmel gesandte Gebet:

O, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

fand auch diesmal keine Erhörung. Er mußte sich überzeugen, daß das vollkommenste Empfindungsvermögen für die Kunst noch nicht Bildungskraft sei. Und auch das hatte sein Gutes. Er war nach vieljährigem quälenden Zweifel zu der ihn beruhigenden Gewißheit gelangt, daß er zum bildenden Künstler nicht geboren sei.

Und weiter hatte sein emsiges Messen, Zeichnen und Modellieren den Vorteil, daß er alle Kunstgebilde noch besser *sehen* lernte wie bisher. Ja es kam ihm so vor, als ob er das Höchste in der Kunst jetzt erst ordentlich sähe und genösse; so die antiken Bildwerke. Wenn seine Begeisterung für diese noch einer Steige-

rung fähig war, so trat sie beim zweiten römischen Aufenthalt ein, zumal nachdem er durch Zeichnungen auch von den Parthenonskulpturen eine Vorstellung bekommen hatte. Wenn man, meint er in einem Briefe, die Meisterwerke der alten Künstler sähe, so hätte man nichts zu wünschen, als sie recht zu erkennen und dann in Frieden hinzufahren. „Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden; alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Notwendigkeit, da ist Gott."

Neben der antiken Kunst waren es in den ersten Monaten wieder vorzugsweise die Bilder Michelangelos in der Sixtina, die ihn zu erneuter Bewunderung und zu vertieftem Studium hinrissen; und noch immer stellt er den titanischen Florentiner über Raffael. Erst in den letzten Monaten macht sich eine Wendung bemerkbar. Raffael dringt gegen Michelangelo vor, und man beginnt die nahe Zeit vorzufühlen, in der er nicht die herausfordernde Größe des Florentiners, sondern wie ehedem die stille des Urbinaten neben die Antike stellen würde.

Mit verstärktem Antriebe tritt in den Kreis seiner Interessen die Musik, gleichsam als sollte sie den Reihen schließen, den die Künste in Rom um ihn zogen. Sein alter Jugendbekannter Kayser, der schon seit mehreren Jahren an der Komposition des Singspiels „Scherz, List und Rache" gearbeitet hatte, war damit im Herbst 1787 fertig geworden. Nun hatte Goethe für ihn mehrere neue Aufgaben; er sollte ihm bei der Umschmelzung der älteren Singspiele „Claudine" und „Erwin und Elmire" zur Hand gehen, die Musik zum Egmont und zu einer echten Opera buffa, für die er die Halsbandgeschichte sich als Vorwurf gedacht hatte, komponieren. Kayser kam zu diesem Zwecke Ende Oktober nach Rom und wurde der vierte Hausgenosse im Künstlerheim am Corso incontro Rondanini. Jetzt wurde nicht bloß Kaysers Goethemusik beraten und probiert, sondern aller Musik, die in Theatern oder Kirchen erklang oder von Kayser auf Bibliotheken aufgestöbert wurde, gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Und aus der lustigen

heidnischen Künstlerherberge ertönten jetzt nicht selten alte fromme Kirchenweisen auf die Straße. Auf diesem Umwege kam Goethe auch zum Geschmack des Theaters und noch mehr der großen kirchlichen Zeremonien, die ihm bis dahin nicht hatten behagen wollen.

Wenn man zu diesen mannigfaltigen Kunststudien die umfangreiche dichterische Arbeit hinzufügt und die mit Leidenschaft fortgeführten botanischen Untersuchungen, so wird man ihm gern glauben, daß er nicht leicht mühsamer beschäftigte Tage zugebracht hatte als während jenes zweiten Aufenthaltes in Rom. Wollte er alle Zwecke, die er sich gesetzt hatte, auch nur einigermaßen erreichen, so mußte er sich, wie beim ersten Aufenthalt, vor der großen Welt und vor den Frauen hüten. Jenes gelang ihm ganz, dieses nur halb. Er war doch in Neapel und Sizilien ein anderer geworden. An liebreichen Briefen, an einer Liebesunterhaltung in die Ferne wollte sein Herz sich nicht mehr sättigen. Als Goethe während eines Herbstaufenthaltes in Castel Gandolfo nach der Natur Landschaften zeichnete, nahm ihn Maddalena Riggi, eine schöne Mailänderin, mit ihrer anmutigen Art und ihren blauen Augen unversehens gefangen. Doch sie war Braut. Er wollte die Wetzlarer Rolle nicht zum zweiten Male spielen. Längere Krankheit entzog sie seinen Blicken. Als sie wieder genesen war, traf er sie beim Karneval in Rom, und sie dünkte ihm schöner als zuvor; ihr Verlöbnis hatte sich inzwischen gelöst, und so lag für Goethe, der eine Erwiderung seiner Neigung verspürte, die Versuchung nahe, seinen Beziehungen zu ihr eine größere Wärme zu geben. Aber seine Besonnenheit überwand auch die gesteigerte Versuchung und verhinderte ihn, das Nausikaadrama aus dem Reich der Phantasie in die Wirklichkeit überzuführen. Erst im Augenblick des Abschieds öffneten sich seine und ihre Lippen weiter, und es fielen Worte, die Goethe in ihrer zarten Innigkeit noch nach vierzig Jahren nicht durch Wiederholung und Erzählung entweihen wollte.

Hatte die anmutige Mailänderin die feineren Saiten seines Empfindungslebens in Schwingungen versetzt, so rührte die niedere

Minne, die sich in den letzten Monaten des römischen Aufenthaltes zu ihm gesellte, die derberen und vollendete so auch im Reinmenschlichen den römischen Zauberkreis. Der Reiz dieser Erlebnisse vermischte sich nach der Rückkehr mit dem des Christianeerlebnisses; wir erfreuen uns ihrer anmutvollen Verklärung in den Römischen Elegien, die das wunderbarste Denkmal von Goethes neuerwachter Lebens- und Sinnenfreude bilden.

Der Zusammenklang von Klima, Dichtung, Musik, bildenden Künsten, Altertümern, Freiheit, Geselligkeit und Liebesleben hob Goethe auf einen Gipfelpunkt des Glücks, nach dem er in Zukunft das Thermometer seines Daseins abmessen wollte.

Auf dieser Höhe schnitt der römische Aufenthalt ab. Ostern 1788 kam heran, wo von der teuren Stadt geschieden sein sollte. „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn. Man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen." Mit diesen Worten hat Goethe hinreichend die Stimmung jener Tage gekennzeichnet. Feierlich wurde der Abschied von Rom eingeleitet. Drei Nächte zuvor stand der Vollmond am klaren Himmel. Noch einmal trieb es Goethe, jenen großen Stätten des Altertums zu nahen, die ihn so oft im Mondeslicht mit erhabenem Schauer erfüllt hatten. Er wanderte nach dem Kapitol, dem Forum, dem Kolosseum und machte sich die schmerzlichen Klagen Ovids, der in einer Mondnacht von Rom in die Verbannung ging, zu eigen:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der Römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Träne herab.

Am 23. April fuhr der Dichter zu derselben Porta del Popolo, durch die er vor achtzehn Monaten so jubelnd eingefahren war, tief bewegt von dannen. Mit ihm trauerte der ganze römische Freundeskreis, dem er allmählich Freund, Bruder, Führer, Prophet, Halbgott geworden war. Der junge Bury, sein Hausgenosse, löste sich auf vor Tränen; Meyer schreibt wehmütig:

„Meines Lebens beſtes Glück iſt dahin"; Verſchaffelt, ſein Lehrer in der Perſpektive: „Täglich empfind' ich den Verluſt Ihres hieſigen Daſeins . . . Der Tag Ihrer Abreiſe war mir unerträglich, ich wurde untauglich zu allem"; Moritz ſehnt ſich, das Auge zu ſehen, welches „alle die Schönheiten, die ich hier um mich her erblicke, ſo oft in ſich gefaßt und in ſich vereinigt hat," und die edle Angelika: „Ihr Abſchied von uns durchdrang mir Herz und Seele . . . Vor einigen Tagen beſuchte ich mit Zucchi Ihre Wohnung. Ich fühlte, als wäre ich an einem heiligen Orte."

Auf dem Rückwege nahm Goethe zunächſt in Florenz, das er auf der Hinreiſe ſo flüchtig berührt hatte, längeren Aufenthalt. Er koſtete die reichen Kunſtſchätze der toskaniſchen Hauptſtadt durch, und wieder war es ein antikes Werk, die Mediceiſche Venus, das ſiegreich über alle anderen triumphierte. Einen großen Teil ſeiner Zeit verbrachte er in den Luſt- und Prachtgärten der Stadt mit der Arbeit am Taſſo, die ihm in dieſem Augenblick beſonders lieb war, weil er darin ſeinen eigenen Schmerz dem Schmerz „einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen" wird, poetiſch anbilden konnte. Von Florenz ging er über Parma, wo die Correggios ihm Freude machten, nach Mailand. Dort weckte der Dom ſeinen alten Groll gegen die Gotik, während Lionardo da Vincis Abendmahl ihm den edelſten Genuß bereitete. Der Anblick der Alpen erinnerte ihn, daß er nunmehr bald italiſchen Boden hinter ſich haben werde.

Von Mailand wandte er ſich wahrſcheinlich nach dem Lago Maggiore, deſſen Geſtade er zur Heimat Mignons machte, und über den Splügen nach dem Bodenſee. In Konſtanz erwartete ihn ſeine Zürcher Freundin, Barbara Schultheß, die in ſchwärmeriſcher Hingebung an ihm hing. Mehrere Tage ſchenkte er ihr, dann ſetzte er die Reiſe über Augsburg und Nürnberg fort. Am 18. Juni ſpät abends traf er an der Seite Kayſers, den er von Rom mitgenommen hatte, nach faſt zweijähriger Abweſenheit in dem ſtillen Landſtädtchen an der Ilm wieder ein. —

Es gibt kein Ereignis in Goethes Leben, das für ihn von so einschneidender Bedeutung gewesen wäre als die italienische Reise. Sie machte ihn zu einem neuen Menschen. Die Schwermut, in der er an einen frühen Tod dachte, ja die ihm den Tod wünschenswerter als die Fortsetzung des bisherigen Lebens erscheinen ließ, war einer herrlichen Heiterkeit und Lebenslust gewichen. Der schweigsame Mann, den selbst in der Gesellschaft seine ernsten Gedanken nicht verließen, war fröhlich wie ein Kind geworden. Es ist eine Erquickung, ihn in den Volkstheatern Venedigs und Neapels lachen zu hören, eine Erquickung, zu sehen, mit welchem Behagen er am Gardasee seine Feigen oder in Vicenza auf dem Markte seine Trauben verzehrt. Alle seine Sinne sind wieder lebendig geworden. Mit demselben Wohlgefühl, mit dem er die Früchte des Südens genießt, horcht er auf die weichen Gesänge der Nacht, blickt er auf den Glanz des helleren Äthers, labt er sich an der tausendfältigen Fülle von Farben und Formen, die Natur und Kunst über die hesperische Halbinsel verstreut haben, und ergötzt er sich an den Reizen sinnlichen Liebesglücks. Allem Natürlichen und Menschlichen rückt er wieder nahe. Die vornehme Welt meidet er, und das Volk, mit dem er in Weimar nur als Gebieter und Spender in Berührung gekommen war, sucht er auf und stellt sich ihm gleich. Jeder Bettler ist sein Freund. Und während er in Weimar höchstens Frau von Stein und Herder gestattete, seine häusliche Einsamkeit zu durchbrechen, lebt er in Rom wie ein Student mit jungen Künstlern und Schriftstellern zusammen, zieht mit ihnen durch Straßen und Plätze, Museen und Kneipen und teilt mit ihnen seine Wohnung und sein Brot.

Hier in Rom konnte er sich ausleben und ausdehnen. Sein Weltgeist fand erst in der Welthauptstadt einen würdigen Boden und Rahmen. Hier, wo die ganze gegenwärtige und vergangene Welt auf ihn eindrang, merkte er auch, welchen weltweiten Umfang sein Geist zu nehmen imstande wäre. „So ein Element habe ich mir lange gewünscht, um auch einmal zu schwimmen und nicht immer zu waten." (24. November 1786.) „Ich fühle die Gesund-

heit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt." (Weihnachten 1787.)

Da er aber in Italien zugleich ganz frei war, ganz nach seinem Wunsch und Willen lebte, so konnte er nichts, was ihn störte, auf andere oder auf die Umstände schieben. Er mußte in sich selbst einkehren und hatte so Gelegenheit, sich durchaus kennen zu lernen, und wo nicht Nachdenken zur Selbstkenntnis führte, da halfen ihm mißlungene Versuche, wie der mit der Malerei. Die Zeiten schwinden, in denen er „über sein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu spähen, still in Betrachtung versank". Er wird sich über sich und die Wege, die er zu gehen habe, klar, vor allem darüber, daß sein eigentlicher, erster und wichtigster Beruf nicht der des Staatsmannes, auch nicht der des Malers oder Naturforschers, sondern der des Dichters sei. Und durch die Klarheit über sich wird er mit sich selbst übereinstimmend, entschieden und glücklich. Er wird, um ein Wort von ihm zu gebrauchen, ganz und damit sich selbst genügend. Er bedurfte nicht mehr, wie bisher, der Deuter und Beichtiger für Zustände der Dumpfheit und Verworrenheit.

Was der Mensch gewann, gewann der Dichter. Kaum war der Druck der Geschäfte und des Mißmuts von ihm genommen, als die Strahlen seines dichterischen Quells rein und reichlich emporschossen. Mitten in dem Andrang von Kunst, Natur und Leben vollendet er die Iphigenie und den Egmont, gießt er Erwin und Claudine völlig um, führt er den Tasso in neuer Form ein weites Stück vorwärts und, was das beredteste Zeugnis für die in Jugendfrische schwellende Dichterkraft ist, er nimmt nicht bloß den seit zwölf Jahren unangerührten Faust vor, sondern er vermißt sich auch, das ungeheure Werk in Rom zu Ende zu bringen. Daneben spinnt er in Gedanken alte große Pläne wie den Ewigen Juden weiter und entwirft neue große wie die Iphigenie in Delphi und Nausikaa oder kleinere wie die später zum Großkophta umgewandelte Opera buffa.

Wie die vollströmende Dichtungskraft wieder an die Jugendzeiten gemahnt, so auch die Dichtungsweise. Goethe war auf dem besten Wege, seraphisch zu werden. Durch die Askese und das Martyrium der letzten weimarischen Jahre hatte er sich steigend vergeistigt. Dichtungen wie Iphigenie, Tasso, die Geheimnisse oder das Romanprojekt über das Weltall bezeichnen ungefähr die Richtung, in die Goethes Dichtung geraten war und die sie ohne Italien mit verstärkter Einseitigkeit verfolgt hätte. Es mag manche geben, die es bedauern, daß Goethe nicht auf jenen ätherischen, unsinnlichen und übersinnlichen Pfaden geblieben ist. Die Mehrzahl aber wird es mit uns als eine günstige Fügung betrachten, daß der Dichter durch die italienischen Einflüsse wieder befähigt wurde, die Totalität des menschlichen Mikrokosmus von der erhabensten Höhe bis zur niedersten Tiefe zu durchlaufen, das Geistige wie das Sinnliche in allen Brechungen und in schöner Vermählung zu zeigen. Nur so vollführte er die hohe Bestimmung, den Menschen und die Menschheit in allen Fasern zu packen und dadurch unter die veredelnde Zucht der Poesie und insbesondere seiner Poesie zu zwingen.

Goethe hat die Abkehr von der feinen Bläße der weimarischen Geistigkeit und die Rückkehr zum glutvollen, farbenfrohen Realismus der Jugend, die sich unter dem italienischen Himmel vollzog, selber sinnreich ausgesprochen. In der dreizehnten Römischen Elegie naht sich ihm Amor und sagt:

Nun du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Tor schlossen die Jahre nicht zu.
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten,
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir.

Aber indem Goethe zur farbigen und irdisch-warmen Dichtungsweise der Jugend zurückkehrte, stieg er doch zugleich höher. Sein Stil wurde sicherer, größer und klarer, ja er erobert sich erst das, was er in einem Aufsatz aus der italienischen Zeit „Stil"

nennt. Dazu halfen ihm Anschauung und Studium der Antike, sowie die eigenen angestrengten Kunstübungen. Zunächst fühlte er die allgemeine Erhebung durch die Antike: „Die Revolution, die ich voraussah und die jetzt in mir vorgeht, ist die in jedem Künstler entstand, der lang emsig der Natur treu gewesen und nun die Überbleibsel des alten großen Geists erblickte, die Seele quoll auf und er fühlte eine innere Art von Verklärung sein selbst, ein Gefühl von freierem Leben, höherer Existenz, Leichtigkeit und Grazie." Das Studium der Kunstwerke und die eigenen Kunstübungen führen ihn dann weiter auf die Bedingungen, auf denen die großen Wirkungen der höchsten Schöpfungen der Kunst ruhen. Die antiken Künstler und die wenigen Späteren, die ihnen zur Seite gestellt werden können, haben alles Zufällige und Willkürliche von den Dingen abgestreift und ihr *Wesen* dargestellt, insofern es uns erlaubt ist, das Wesen der Dinge in sichtbaren und greifbaren Gestalten darzustellen. Das heißt: sie haben das *Typische* gesucht und dargestellt und sind dadurch aus dem Naturalismus und der Manier zum *Stil* gelangt. Und das ist fortan Goethes eigenes höchstes Bestreben. Die bloße Nachahmung der Natur, auch der „schönen" (Batteux' beliebtes Rezept), verwirft er, und er hält sich an das Typische, das in jedem Falle schön und zugleich immer groß ist, weil es das Wahre ist.

Nachahmung der Natur
— Der schönen —
Ich ging auch wohl auf dieser Spur;
Gewöhnen
Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn,
Mich zu vergnügen;
Allein so bald ich mündig bin:
Es sind's die Griechen.

Die Anschauung der glänzendsten Offenbarungen der Kunst sowie die eigene Kunstübung entwickelten endlich seine eingeborene Fähigkeit, mit dem Worte plastisch zu bilden, zur vollen Meisterschaft. Soweit auch die Plastizität der Figuren und Landschaften

in den Jugendwerken bereits alles überragt, was vordem in Deutschland geschaffen worden ist, so steigt er jetzt in dieser Kunst noch eine Stufe höher. Wer sich dies zum Bewußtsein bringen will, braucht nur die Gestalten und Landschaften im Werther mit denen in Hermann und Dorothea oder die Schilderungen in der Schweizer Reise mit denen in der Italienischen Reise von der Fahrt nach Neapel ab zu vergleichen. Wenn den Umrissen der Figuren früher immer noch etwas Weiches und Schwebendes anhaftete, so sind sie jetzt von der größten Festigkeit und Bestimmtheit, und wenn er uns in der Landschaft früher vorwiegend die Stimmung gab, so gibt er uns jetzt die Landschaft selber, ohne ihr den Hauch der Stimmung zu nehmen.

Stil heißt Entsagung und Selbstbeschränkung auf künstlerischem Gebiete, mit leuchtendem Sinnendrange vermählt. Die Entsagung und Selbstbeschränkung, die Goethe in den letzten Weimarer Jahren sich menschlich errungen hatte, wird ihm in Italien zum künstlerischen Gewinn. Aus dem Sonnenlande kehrt ein neuer Goethe heim: ein zugleich jugendlich erhöhter und stilvoll gebändigter, der klassische Dichter, der in der Vereinigung von Lebensdrang und Formbegrenzung die angeborene Harmonie seines Wesens auf eine neue Art sich wiederum erstritten hatte.

„Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten, und den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen." So schrieb Goethe am 25. Januar 1788 an den Herzog. Er hatte beide Zwecke erreicht. Den zweiten im weiteren Sinne, als er dachte. Denn nicht bloß schaute er, wonach er dürstete: die wahre Kunst, sondern er gelangte auch zur Herrschaft über sie. Gegen die Wiederkehr der physisch-moralischen Übel hatte er starke Gegenwehren empfangen; die stärkste war die Klarheit über sich selbst. Langsam entwickelt sich nun der Olympier, als den ihn die Nachwelt bewundert, während freilich viele der Zeitgenossen den ihnen sich hingebenden und mitteilenden Menschen der früheren Jahre vermißten.

Iphigenie

Iphigenie gehört mit den Geschwistern, dem Falken, Proserpina, Elpenor und Tasso zu den Sehnsuchtsdramen, die Goethe in den Jahren 1776—1786 teils entwarf, teils vollendete. Die Sehnsucht nach einem wirklich oder scheinbar Verlorenen, nach dem Besitz eines schwer oder gar nicht zu Erlangenden durchzieht sie bald mit leiseren, bald mit lauteren Akkorden. Kein Zweifel, daß zuerst das Verlangen nach der Liebe, später nach dem Besitz Charlottens von Stein den Grundton dieser Dramen bestimmt hat, der für Elpenor, Iphigenie und Tasso durch den Tod der teuren einzigen Schwester noch verstärkt wurde.

In der Iphigenie kommt dieses Sehnsuchtsgefühl zum zwiefachen Ausdruck: Iphigenie sehnt sich aus der Verbannung nach der Heimat, Orest aus schweren Gewissensqualen nach dem inneren Frieden. Das Orestesmotiv lebte in Goethes Brust schon, bevor er Frau von Stein kannte. Unter der Last von Schuld und Reue, die sein bewegliches und entzündliches Herz auf ihn gehäuft hatte, unter dem Druck manch anderer peinlicher Verhältnisse kam er sich zeitweise recht unselig vor, und er sah sich im Bilde des Orest. „Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland", schreibt er im August 1775, nachdem er drei Monate vergebens in freier Luft herumgefahren war, um Lilis Frieden nicht zu stören und den eigenen zu finden. Im Spätherbst desselben Jahres bezeichnet er sich als den Menschen,

der in aller Welt
Nie findet Ruh' noch Rast;
Dem wie zu Hause, so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last.

Und in dem gleichen Jahre werden die Verse im Faust entstanden sein, in denen er diesen als den Flüchtling, den Unbehausten, den Gottverhaßten, den Unmensch ohne Zweck und Ruh', der nur

dazu da ſei, den Frieden anderer zu untergraben, charakteriſiert. In Weimar überfällt ihn bei allem Glück und allen Freuden neue Qual, und die Bitte „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Bruſt“ entwindet ſich der gepreßten Lippe.

In den im erſten weimariſchen Jahre entſtandenen „Geſchwiſtern“ hat Wilhelm, unter deſſen Maske Goethe zu uns ſpricht, Viſionen wie Oreſt. Er wähnt ſich von den Geiſtern der getäuſchten und verlaſſenen Geliebten umgeben: „Warum ſtehſt du da? Und du? Juſt in dem Augenblicke. — Verzeiht mir. Hab' ich nicht gelitten dafür? ... Du liegſt ſchwer über mir, vergeltendes Schickſal!“

Aber in Weimar gibt es doch eine Stätte, an der von Goethe-Oreſt die Furien weichen, an der Seite Frau von Steins, der „Schweſter“, wie er ſie in der erſten Zeit gerne nannte.

Richteteſt den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerſtörte Bruſt ſich wieder auf.

Wir haben in dieſen dem April 1776 angehörigen Verſen bereits die Heilungsſzene der Iphigenie, den Kernpunkt des ganzen Stükkes, vor uns. Und es iſt kaum fraglich, daß Goethe ſeitdem mit dem Stoffe ſich trug und ihn langſam bei ſich ausbildete. So erklärt es ſich auch, daß, als er Mitte Februar 1779 an die Ausarbeitung ging, er das ſo außerordentlich fein gefügte Stück mitten unter zerſtreuenden Geſchäften, bei einer Amtsreiſe durch das Land, binnen ſechs Wochen mit Leichtigkeit vollenden konnte. Gleich darauf wurde es bei Hofe unter großem Beifall aufgeführt, wobei Goethe ſeine Rolle ſpielte, den Oreſt. Aber ſo lebhaft der Beifall war, dem Dichter ſelbſt genügte das Werk noch nicht. Er unterzog es 1781 einer zweiten Bearbeitung, verwarf auch dieſe, bis er in Italien den leuchtenden Marmor fand, der ihm ein würdiges Kleid für ſeine Heldin zu ſein ſchien.

Goethe hat, wie bekannt, ſeinen Stoff dem gleichnamigen Drama des Euripides entnommen. Es wird nicht unnütz ſein, den

Inhalt der antiken Dichtung kurz ins Gedächtnis zurückzurufen. Iphigenie, die in Aulis für der Griechen Heer von ihrem Vater Agamemnon geopfert werden sollte, ist von Diana nach Tauris in das Land des Scythenkönigs Thoas gerettet worden. Hier verwaltet sie, ihrer Herkunft nach wohlbekannt und von anderen gefangenen Griechenfrauen umgeben, das Amt der Priesterin Dianens und opfert nach den Geboten des Landes jeden Griechen, der an die Küste verschlagen wird; bis zu dem Zeitpunkt, wo das Stück einsetzt, mit innerem Widerstreben; nun aber, da ein Traum ihr den Tod des einzigen Bruders, Orests, verkündet hat, will sie ohne Mitleid jeden dem Opfermesser überliefern. Ja sie bedauert, daß die Götter nicht Helena und Menelaos, die eigentlichen Urheber ihres unglücklichen Schicksals, an die Küste führten, damit sie an ihnen ihren Rachedurst löschen könne. Da werden Orest und Pylades als Gefangene gebracht. Orest, den die Furien seit Ermordung seiner gattenmörderischen Mutter verfolgten, hatte von Apoll die Weisung erhalten, das Bildnis Dianens, der Schwester des Gottes, von Tauris zu holen, wenn er von den Furien befreit werden wolle. Iphigenie erfährt von den Fremden, daß sie aus Mykene, ihrer eigenen Heimat, stammten, und daß Orest, nachdem er an der Mutter den Tod des Vaters gerächt, elend umherirre. Sie ersieht daraus, daß ihr Traum eine Täuschung gewesen, und sucht nach einem Mittel, die Verbindung mit der verlorenen Heimat und den Geschwistern, denen sie entrückt wurde, wieder anzuknüpfen. Sie eröffnet dem Unbekannten, der ihr Stand und Namen nicht nennen will, daß sie ihn retten wolle, wenn er ihr einen Brief an Orest in die Heimat mitnehme. Sie wolle ihn vom Könige losbitten; sein Gefährte aber müsse sterben, da ein Opfer wenigstens die Wut des Volkes zu stillen nötig sei. Als Orest erklärt, daß er seinen Freund nicht verderben lassen könne, er wolle lieber sterben, jener möge mit dem Briefe heimziehen, ist Iphigenie auch damit zufrieden, da sie seine Todessehnsucht erkennt. Bald kehrt sie mit dem Briefe wieder, und da sie für den Fall, daß Pylades ihn verlöre, ihm den Inhalt mitteilt, erkennen

die Fremden, wer vor ihnen stehe. Freudetrunken stürzt Orest auf Iphigenie zu. Doch sie stellt erst eine längere, genauere Prüfung an, ehe sie ihn als Bruder in ihre Arme schließt. Darauf beraten die drei die gemeinsame Flucht und den Raub des Götterbildes. Iphigenie ist die Strategin, die den listigen Plan erfindet und ohne Bedenken durchführt. Die Fremden, verkündet sie dem alles gläubig hinnehmenden Könige, seien mit Blutschuld beladen und hätten das Götterbild befleckt. Am Ufer wolle sie dieses durch Meereswasser entsühnen. Thoas gibt alles zu, Iphigenie und die Freunde ziehen zum Meeresufer, besteigen mit dem Götterbilde das versteckte Griechenschiff und entfliehen. Aber ein widriger Wind wirft das Schiff zurück an die Küste, und der inzwischen über den Verrat aufgeklärte König hätte die Flüchtigen vernichtet, wenn nicht rechtzeitig Athene als dea ex machina eingegriffen und ihm geboten hätte, sie friedlich mit dem Heiligtume ziehen zu lassen, da es der Wille der Götter sei. —

Was hat Goethe aus diesem Stoff gemacht? Es ist, wenn wir sein Stück neben das des griechischen Tragikers halten, als ob das Ergebnis einer zweitausendjährigen sittlichen und künstlerischen Entwicklung in einem göttlichen Symbol vor uns erschiene. Auch bei Euripides ist von der Heilung des furiengepeitschten Orest, ja auch von der Entsühnung des alten fluchbeladenen Stammes überhaupt die Rede. Aber diese Sühne vollzieht sich durch eine äußerliche Kulthandlung, worin sich das Drama des atheniſchen Dichters in lokalverehrender Aktualität mit den religiösen Überlieferungen seiner Vaterstadt zusammenknüpft: das Dianabild, das so lange am taurischen Strande unter Barbaren weilte, soll in griechische Heimat zurückgeführt werden. Darum drehen sich alle Geschehnisse. Bei Goethe dagegen steht ein seelisches Problem im Vordergrunde: wie ein von Urzeit her aus verworrener Düsternis des Sinnes mit Freveln überlastetes Geschlecht in seinem letzten, unverdorbenen, demütig frommen Gliede sich reinigt und klärt, wie das, was durch Gewalt oder Verschlagenheit nie zu erringen gewesen wäre, durch die bezwingende Macht weiblicher

Wahrhaftigkeit, des Menschlich-Reinen erworben wird. Goethes Drama schildert den Gang aus frevelvoller Verworrenheit zu entsühnter Klarheit, als Symbol des Ganges, der den Dichter selbst aus vermessener Jugendzeit zu Charlotte von Stein in die lichte Ruhe geführt hatte.

Es ist wenig äußerliche Handlung in diesem Drama, aber es ist in ihm das unmittelbare Aufeinanderwirken der Menschen in ihrer Innerlichkeit, und so hat Schiller mit Recht als höchsten Vorzug der Iphigenie „Seele" gerühmt (22. Januar 1802). Wie vielen entgeht die eigentlich intime Größe des Kunstwerks! Denn Goethe hat hier, wie im Tasso, mit so feinem Pinsel gemalt, daß nur anhaltende Versenkung überall die Absichten des Künstlers bemerken und ihnen gerecht werden kann.

Der Dichter führt — recht im Gegensatz zum Egmont — uns die Heldin sogleich in der ersten Szene vor. In einem Monologe enthüllen sich die Grundlinien ihres Charakters und Schicksals. Seit vielen Jahren weilt sie auf Tauris, als Priesterin Dianens; doch sie ist fremd geblieben wie im ersten. Eine unbegrenzte Sehnsucht nach der Heimat füllt ihr Herz.

Aber sie trägt ihr Schicksal in tiefer Ergebenheit. Ihre Hoffnung ist auf die Göttin gerichtet, der sie dient. Wie diese sie einst vom Opfertode gerettet, werde sie sie auch aus der Verbannung, dem zweiten Tode, retten. In innigem Gebete legt sie ihre Hoffnung der Göttin zu Füßen. Da kommt Arkas, der Vertraute des Königs, zu ihr heran und meldet neue große Siege des Scythenheeres und das baldige Eintreffen seines Herrn. Kein Freudenstrahl zuckt über das Gesicht Iphigeniens. Sie sei, bemerkt sie, bereit, die Sieger würdig zu empfangen, die Göttin sehe mit Gnadenblick dem Opfer des Thoas entgegen. „O fänd' ich auch den Blick der Priesterin," erwidert darauf Arkas, „der werten, vielgeehrten, deinen Blick, o heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender." Doch er bleibe jetzt, wie immer, freudlos. „Heilig, wert, vielgeehrt" hatte Arkas Iphigenie genannt. Die Griechin nimmt also im Lande

und in den Herzen der Barbaren, denen ihre königliche Abkunft unbekannt ist, eine hohe Stellung ein. Durch welches Verdienst, erfahren wir bald. Gegen Iphigeniens Selbstanklage, daß sie hier ein unnütz Leben führe, lehnt sich Arkas voll Unwillen und voll Verehrung für die hehre Priesterin auf:

Du hast hier nichts getan seit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr
Mit sanfter Überredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewissen Tod
Ins Vaterland so oft zurückgeschickt?
Hat nicht Diane, statt erzürnt zu sein,
Daß sie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein sanft Gebet in reichem Maß erhört?
Umschwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht sogar voraus?
Und fühlt nicht jeglicher ein besser Los,
Seitdem der König, der uns weis' und tapfer
So lang' geführet, nun sich auch der Milde
In deiner Gegenwart erfreut und uns
Des schweigenden Gehorsams Pflicht erleichtert?
Das nennst du unnütz, wenn von deinem Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst? — —

So steigt sie, die sich erniedrigt hatte, groß und größer vor uns auf.

Mochte Arkas' Lobpreis für den Augenblick den Schmerz über ihre Lage dämpfen, eine zweite Botschaft regt ihn tiefer auf. Arkas kündigt ihr an, daß der König von neuem um ihre Hand zu werben gedenke; sie solle seinem Antrag diesmal freundlicher begegnen, damit sein Unmut ihr nicht Entsetzen bringe. Denn fest hätte seine Seele den Wunsch ergriffen, sie zu besitzen.

Der König naht. Arkas entfernt sich und bald erfährt Iphigenie

aus dem Munde des Königs, worauf Arkas sie vorbereitet hat. Seitdem er kürzlich seinen letzten und besten Sohn verloren, fühle er doppelt die Öde seines Hauses. Auch um des Volkes willen, das nur widerstrebend dem Kinderlosen folge, hege er den Wunsch, eine Gattin in sein Haus zu führen, und er hoffe, daß Iphigenie seinem Wunsche jetzt willfahren werde. Vergeblich flüchtet sich Iphigenie hinter den Vorwand, daß sie, die Fremde, Unbekannte, der Ehre nicht würdig sei. Sie weckt damit nur des Königs alten Groll, daß sie, die so wohl aufgenommen worden sei, ihre Abkunft vor ihm in ein Geheimnis hülle, und als sie geltend macht, daß, wenn er wüßte, welch ein verwünschtes Haupt er beschütze, er sie vielleicht ins Elend stoßen würde, bevor ihr in die Heimat frohe Rückkehr zugedacht sei, da wendet er ein, daß er nicht glauben könne, ein Gast, der so viel Segen gebracht, sei den Göttern verhaßt; er wolle aber auf jede Forderung verzichten, wenn sie nach Hause Rückkehr hoffen könne, —

Doch ist der Weg auf ewig dir versperrt,
Und ist dein Stamm vertrieben oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöscht,
So bist du mein durch mehr als Ein Gesetz.

Er hofft dies im stillen, und deshalb fügt er ohne Zögern hinzu:

Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Ein neues Spannungsmoment ist mit diesem Versprechen in die Situation geworfen. Es bildet einen Angelpunkt der Handlung und wird dereinst, nach schweren Hindernissen, einen friedlichen Ausgang in die Wege leiten.

Iphigenie hat nun keine Möglichkeit mehr, auszuweichen. Sie offenbart ihre Abstammung und erzählt die Geschichte ihres fluchbeladenen Geschlechts, im Gefühle, durch eindringliche Schilderung dieser Greueltaten die drohende Werbung abwenden zu können. Nun entrollt sich der Hintergrund, die düstere Vergangenheit, aus der Iphigeniens reine Gegenwart wie eine milde Blume aus finsterem Waldesdickicht entsproß. „Vernimm, ich bin aus

Tantalus' Geschlecht." Der König weiß, was es bedeutet — „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus" —, er kennt jenen Tantalus, den „ehmals Hochbegnadigten der Götter", an dessen Gesprächen selbst der große Zeus sich ergötzte, bis sein Blitz ihn in den Abgrund warf. Er hatte sich den Unsterblichen gleichgesetzt, Vermessenheit und Übermut war sein Frevel, den er in der Unterwelt mit ewig ungestillten Qualen des Hungers und Durstes büßen muß. Und alle seine Nachkommen erben den Götterfluch: der unbegrenzte Drang des Ahnherrn bleibt in ihnen wach, und wenn seine Weisheit erst in Himmelshöhen zu taumeln begann, so sind sie auf Erden schon der Klarheit und Umsicht, der Geduld und Selbstbeherrschung beraubt.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbteil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick;
Zur Wut ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wut umher.

Da ist Pelops, der durch Verrat und Mord das schönste Weib gewinnt, da sind seine Söhne, die in Ehebruch, Kindermord und Kannibalismus die unerhörtesten Untaten begehn —

Du wendest schaudernd dein Gesicht, o König!
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dies sind die Ahnherrn deiner Priesterin!

Dann erzählt sie ihre eigene Herkunft und ihr Geschick. Wenn die Euripideische Iphigenie erst am Schlusse dem gehaßten Vater vergibt, so spricht die Goethische immer nur in kindlicher Liebe von dem Allverehrten. Sie versteht, warum er die grausame Opferung vollziehen mußte, und kein Vorwurf überschreitet ihre

Lippen. Aus dieser reinen Milde spricht es uns wie eine Ahnung an, daß des alten Stammes Erbfluch zu erlöschen, sein ungezähmter Titanentrieb in die Grenzen des Menschlich-Holden zurückzufluten beginnt.

Doch wenn Iphigenie sich schmeichelte, Thoas durch solche Erzählung abzuschrecken, so war es eine Täuschung. Wie sehr ihn vor den Ahnen schaudern mag, das letzte Reis des wilden Stammes steht in so edler, reiner Herrlichkeit vor ihm, daß sein Entschluß unberührt bleibt. Doch auch Iphigenie beharrt auf ihrem Nein, sich auf die Götter, auf die Eltern stützend, denen sie gehöre. Der König, durch sein Wort gebunden, nimmt von weiterem Drängen Abstand. Aber in heftiger Bitterkeit verhärtet er sich und erneuert, wohl wissend, daß er Iphigenie damit am schwersten treffe, das Gebot vom Fremdenopfer. Zwei Jünglinge, die man am Ufer aufgefunden, seien die ersten, an denen der alte Brauch sich wieder vollziehen solle.

So hat der Horizont sich für Iphigenie rasch verdüstert. Die leise Hoffnung, die wir mit der Heldin am Eingang des Stückes an ihr frommes Gebet knüpften, ist zertreten. Dem Gebot des Königs kann sie sich nach ihrem ganzen Wesen und Glauben nicht fügen. Wird aber der König seinen bestimmten Befehl ändern, der Harte und Hartnäckige, dessen Hand so schwer auf seinem Volke lastet? Aus der Brust der Bedrängten steigt ein Gebet empor an die Göttin, die ihr das Leben rettete. „O, enthalte vom Blut meine Hände!“ In kindlichem Vertrauen glaubt sie an die Güte der Unsterblichen. —

Der zweite Akt hebt an und bringt die beiden gefangenen Fremden, Orest und Pylades, auf die Bühne: Orest, den Selbstquäler mit der dunklen Lebensverzweiflung, Pylades, den immer Hoffenden mit seinem frischen Befreiungsmut. Während Orest sich mit seinem nahen Tode beschäftigt, der ihm in anderer Weise, als er geahnt, Frieden bringen solle, wälzt Pylades unablässig Rettungspläne auf und ab. Er entfernt seinen Freund, da er auf schlauem Umweg Iphigenie erst erproben, überlisten oder für sich

gewinnen will und zu diesem Werk die Anwesenheit des geraden, ungeduldigen Orest ihm nicht förderlich erscheint.

Iphigenie tritt aus dem Tempel, nimmt Pylades die Ketten ab und redet ihn griechisch an. Dieser, entzückt, die Muttersprache zu hören, fragt sie nach ihrer Herkunft; doch Iphigenie lehnt als Priesterin die Frage ab und richtet sie an ihn. Pylades erzählt ein Märchen. Er und sein Gefährte seien Brüder, von Kreta gebürtig. Wegen eines Brudermordes werde der andere von den Furien verfolgt, doch Apoll hätte ihm im Tempel der tauriſchen Schwester Heilung verheißen. Der Name Troja fällt — sein Vater habe dort gekämpft, berichtet Pylades —, und Iphigenie fragt begierig nach den Schicksalen der griechischen Eroberer. Sie läßt den Fremden nicht mit seinem eigenen Leid zu Wort; er muß erzählen, was sich bei der Einnahme und nach ihr begab. So erfährt sie die letzten, ihr noch unbekannten Greuel ihres Geschlechtes: wie ihr Vater Agamemnon durch die List der ehebrecherischen Gattin ein schmachvolles Ende fand. Bis in ihre eigenste Nähe dringt der schauerliche Frevel, ja sie selbst wird Anlaß und Ursache dazu, denn aus der Opferung ihrer Tochter in Aulis hat Klytämnestra den Widerwillen gegen den Gemahl empfangen. Tief erschüttert, mit verhülltem Angesichte zieht sich Iphigenie zu schmerzlicher Einsamkeit in das Innere des Tempels zurück.

Bei Beginn des dritten Aktes tritt sie wieder heraus und trifft in gefaßterer Stimmung auf Orest. Hat Pylades ihn vorgeschickt, damit er, als der eigentlich Bemitleidenswürdige, auf das Herz der Priesterin wirke? Jedenfalls ein glücklicher Griff Goethes, jeden der beiden Gefährten für sich mit Iphigenie zusammenzubringen, so daß jeder in seiner Eigenart sich entfalten könne. Zugleich befriedigt der Dichter dadurch den heimlichen Wunsch des Zuschauers, die Geschwister bei ihrer ersten Begegnung ohne einen Zeugen und vor allem ohne den weltklugen Pylades zu sehen. Bei Euripides treten dagegen Orest und Pylades immer gemeinsam auf, Pylades meist in der Rolle des untätigen Begleiters.

Iphigenie löst auch die Ketten Orests, aber nur um ihm einen letzten Lichtblick vor dem Tode zu gönnen; denn sie sei nicht imstande, ihn zu retten. Wenn sie sich auch weigern wollte, ihn zum Tode zu weihen, so würde der aufgebrachte König eine andere Jungfrau zur Priesterin wählen, und das Schreckliche würde doch geschehen. — So lagert sich über die Szene von vornherein tiefer Schatten. Noch weiß Iphigenie nicht, wer an ihrer Mutter den rächenden Mord vollbracht, nicht, wer der ist, der vor ihr steht und den Opfertod auf Tauris erleiden soll. Beides erfährt sie jetzt von Orest, der das lügenhafte Gewebe seines Freundes zerreißt, weil er nicht dulden kann, daß Iphigeniens große Seele mit einem falschen Wort betrogen werde. „Zwischen uns sei Wahrheit!" Er gibt sich zu erkennen und stürzt mit einigen leidenschaftlichen Worten davon. Iphigenie ist in tiefer Bewegung verstummt. Erst nachdem Orest sich entfernt, findet sie die Sprache wieder. Sie sendet ein Gebet zu den Göttern, in welchem sie ihnen dankt, daß sie ihr den Bruder geschenkt, und fügt beklommenen Herzens die ängstliche Bitte hinzu:

O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreifach schmerzlicher vorübergehn!

Orest kehrt bald wieder zur Priesterin zurück. Sein Gemüt ist durch die Erinnerung an den Muttermord und die Furienqualen wild aufgewühlt. Er hört das gräßliche Gelächter der Furien, die draußen vor dem Tempelhain lagern, und fühlt sich in ihrer Gewalt. Wahnsinn überfällt ihn. Iphigeniens Worte, daß sie seine Schwester sei, hallen an ihm vorbei. Er glaubt in ihr eine Rachegöttin zu sehen, weil ihre Stimme ihm das Innerste in seinen Tiefen wendet, dann, als sie immer zärtlicher ihn zu beschwichtigen sucht, immer holder auf ihn einredet, eine schöne Nymphe, die ihn verführen wolle. Als aber endlich das Wort „Schwester" den Weg zu seinem Ohre gefunden, da erscheint ihm der alte Fluch

in ſchrecklicherer Geſtalt denn je. Nun werde Iphigenie, die geliebte, liebevolle Schweſter, zum Brudermorde gezwungen:

Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Greuel unſers Hauſes ſehn! ...
Weine nicht, du haſt nicht Schuld,
Seit meinen erſten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter.
Ja, ſchwinge deinen Stahl, verſchone nicht,
Zerreiße dieſen Buſen, und eröffne
Den Strömen, die hier ſieden, einen Weg!

Mit dieſen Worten ſinkt er erſchöpft zuſammen. Iphigenie eilt nach Pylades, denn allein vermag ſie nicht mehr das Glück und Elend zu tragen.

So ſteigert ſich in der Mitte des Stückes Tragik und Verwicklung auf den Höhepunkt. Auf allen Seiten iſt Iphigenie vom Unheil umringt. Auf der einen bedrängt ſie der Zorn des Königs und ſein Gebot, die Fremden zu opfern, auf der anderen der Wahnſinn des Bruders. Die Tragik des Fremdenopfers und des Bruderwahnſinns hat durch das lang erſehnte Glück, den Bruder umarmen zu können, eine furchtbare Schärfe bekommen. —

Oreſt iſt aus ſeiner Betäubung erwacht, aber noch umfangen ihn traumhafte Wahnvorſtellungen. Er glaubt, daß er in die Unterwelt eingezogen ſei und ſeine Ahnen vor ſich ſehe. Aber nicht in Wut und Feindſchaft und nicht von den Strafen der Götter gequält, ſondern frei und freundlich und friedlich. Rache und Fluch ſind erloſchen.

Wie kommt dieſes ſchöne Traumbild in die von finſteren Geiſtern gequälte Seele Oreſts? Es iſt eine wunderhafte Nachwirkung des heilenden Hauchs der heiligen Schweſter. Es verſinnlicht uns die große Umwandlung, die durch ihn in Oreſt ſich vollzogen hat. Der Glaube an die Liebe der Götter hat den Glauben an ihre Rache abgelöſt, der Glaube an die Sühne den Glauben an den Fluch. In dem Augenblick aber, wo Oreſt ſich zum Glauben an die göttliche Gnade bekehrt, kann ſie ihm auch zuteil werden. Und zwar iſt wieder die Schweſter die Mittlerin. Sie iſt mit Pylades von neuem

zu ihm getreten und betet für ihn zu Diana. Kaum hat nach ihrem Gebet es Pylades noch nötig, Oreſt aus ſeinen Unterwelts-viſionen, aus ſeinem Wahn aufzurütteln, und ſchon wendet er ſich geheilt und klaren Sinnes an Iphigenie mit den Worten:

Laß mich zum erſtenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben.

Und zum Zeichen, daß er den Glauben an die göttliche Gnade, an die Güte des Lebens und der Götter wiedergefunden hat, drängt ſich auf ſeine Lippen jetzt ein begeiſtertes Bittgebet, an das er das freudige Bekenntnis ſchließt:

Es löſet ſich der Fluch, mir ſagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die ehrnen Tore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen.

Auf dieſen hervorragenden Gipfel, zu dieſer einen Kernſzene des Stücks gelangt, erkennen wir, warum der Dichter Iphigenie ſo hoch gehoben hat. Sie hatte die Aufgabe, das Problem — ein ſündhaftes Geſchlecht vom Fluche zu befreien —, das der griechiſche Mythus äußerlich löſte, innerlich zu löſen. Dazu bedurfte es einer ganz reinen Perſönlichkeit, die ſündenfrei ihr Leben für andere hingegeben hat. Bei Iphigenie war ſymboliſch dieſes Hinopfern, dieſes Sterben zweimal erfolgt, das einemal am Opferaltar in Aulis, das anderemal durch das Verbanntſein in Tauris. Und ohne Murren, in freier Liebe und in vollkommenem Gehorſam gegen den Ratſchluß der Götter hatte ſie das Opfer gebracht. Dadurch war ſie nicht bloß ſelbſt geheiligt, ſondern auch fähig geworden, andere, die ſich von ihrer Heiligkeit innerlich berühren ließen, zu entſühnen.

Goethe ſelbſt hat die Heilung mit den ſchlichten großen Worten begründet, die er 1827 in ein dem Schauſpieler Krüger gewidmetes Exemplar der Iphigenie ſchrieb:

Alle menſchlichen Gebrechen
Sühnet reine Menſchlichkeit.

Das menſchlich Reine und Schöne aber iſt Gelaſſenheit und Demut, Entſagung und Milde, Geduld des Ausharrens und ein ſchlichter, den Überirdiſchen vertrauender Sinn. Der prometheiſche Göttertrotz ihrer Ahnen wird in dieſem ſo entgegengeſetzten Sinne Iphigenies gebrochen und überwunden. Aber wir dürfen bei Oreſts Heilung auch nicht vergeſſen, daß in ſeiner Seele ein Ähnliches der Reinheit ſeiner Schweſter entgegenkommt. Sein Muttermord iſt nicht die Ausgeburt der Ungebundenheit wie bei den Vorfahren, ſondern in Ausübung einer heiligen Pflicht geſchehen, unwillig und halb gezwungen. Schon war, ſo berichtet er ja ſelber, in der Mutter heiliger Gegenwart der Rache Feuer zurückgebrannt, da blies Elektra die erlöſchenden Flammen wieder auf, indem ſie auf die Spuren des vergoſſenen väterlichen Blutes wies. Die Folterqualen ſeiner Reue, die Sehnſucht, die ihn zum Tode zieht, ſind die Zeichen einer reineren und nach Maß verlangenden Natur. In dieſer Reue und Verzweiflung war der Erbfluch, der äußerlich noch fortwirkte, innerlich ſchon halb überwunden.

So iſt Oreſt vom zerrüttenden Fluche befreit und mit ihm atmen wir freudig auf, und wir würden wie er und die Schweſter vergeſſen, daß das Schwerſte noch bevorſtehe, wenn nicht Pylades uns in wenigen kräftigen Worten an die Realität der Dinge erinnerte.

Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind, der unſre Segel ſchwellt, er bringe
Erſt unſre volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rat und Schluß.

Mit dieſen Worten endet der dritte Akt und eine Szenenreihe, wie ſie ergreifender, tiefſinniger und kunſtreicher nie ein Dichter gefügt hat.

Der vierte und fünfte Akt führen die Entſcheidung herbei. Flucht aus Tauris und Raub des Götterbildes ſtehen jetzt in Frage, aber dieſe äußeren Probleme werden auch hier von Goethe

in den Hintergrund gerückt und bilden nur den Anlaß zu dem seelischen Kampfe, der in Iphigenies Busen anhebt und durch seinen siegreichen Ausgang die endgültige Reinigung und Beglückung des Atridenhauses bewirkt. Im dritten Akt hat Iphigenie die dumpfe Leidenschaft Orests geheilt, im vierten und fünften triumphiert ihr innerer Glaube über die Weltklugheit des Pylades.

Zwischen dem dritten und vierten Akt hat dieser den Feldzugsplan entworfen. Es ist derselbe wie bei Euripides. Aber während bei ihm Iphigenie die Erfinderin ist und dafür das Lob Orests erntet („bewundernswürdig ist der Frauen Listigkeit"), steht sie hier dem Ränkespiel wie ein blödes Kind gegenüber. Sie muß sich leiten und die Worte lehren lassen, die sie dem Könige sagen solle, wenn er das Opfer gebiete. Denn mit ihrer reinen Seele hätte sie nimmer gewußt, die falschen Worte zu setzen. Ihr Monolog am Eingang des vierten Aktes spricht es mit starken Akzenten aus, wie weh ihr bei der Lüge ist, wie sie die äußerlich als notwendig erkannte Aufgabe innerlich verabscheut. Durch diesen Widerspruch Iphigenies mit sich selbst hat Goethe dem Schlusse des Stückes ein neues starkes Interesse eingeflößt. Wird Iphigenie die Rolle durchführen, die ihr angesonnen ist? oder wird sie lieber ihre reine Seele bewahren, sich die Heimkehr abschneiden und den Bruder und Freund verderben? Darauf richtet sich jetzt unsere ängstliche Spannung.

Arkas kommt und verlangt im Namen des Königs die Beschleunigung des Opfers. Iphigenie sagt die ihr eingelernten Worte. Arkas verlangt, sie solle mit der Entsühnung des Götterbildes warten, bis der König davon unterrichtet sei. Sie gibt nach, wenn er nicht säumen wolle — das ist ihr erstes Zugeständnis. Arkas verläßt sie nicht, ohne sie von neuem zu bitten, des Königs Werbung zu erhören: sie möge sich in ihrer Seele wiederholen, wie edel er sich gegen sie seit dem Tage ihrer Ankunft betragen habe. Diese Worte bleiben nicht ohne Eindruck auf Iphigenie, wenn auch in anderer Richtung, als Arkas beabsichtigt. Die Erinnerung an die Wohltaten des Königs machen ihr den geplanten Betrug

doppelt verhaßt, und sie beginnt zu schwanken. In solcher Stimmung trifft sie Pylades, und er muß seine ganze Beredsamkeit aufwenden, um sie ihren Gewissensbedenken zu entreißen.

Iphigenie verteidigt das Recht des Herzens. „Ich untersuche nicht, ich fühle nur." „Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz." Aber Pylades weist auf die Erfordernisse der Wirklichkeit. „Das Leben lehrt uns, weniger mit uns und andern strenge sein." Auf des Lebens vielverschlungenen Pfaden kann keiner sich rein und unverworren halten, wenn er handeln, wenn er seine nächste Pflicht erfüllen will. Diese nächste Pflicht lautet für Iphigenie: rette deine Angehörigen, rette sie um jeden Preis!

Pylades' Darlegungen haben Iphigenie für den Augenblick überzeugt. „Ich muß ihm folgen: denn die Meinigen seh' ich in dringender Gefahr." Aber sie empfindet den Zwang, den König zu täuschen, wie eine Fortsetzung des Fluches, der auf ihrem Geschlechte ruht. Abgeschieden von den Ihrigen hatte sie gehofft, Hand und Herz rein zu erhalten und, wenn sie einmal heimkehre, durch ihre Reinheit neuen Segen über ihr Haus zu bringen. Nun zwingen die Götter auch sie, sich zu beflecken. Sie fühlt ihren Glauben an die Güte des Lebens bedroht:

O, daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime! der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Hier ist das Stück auf seinem Höhepunkte angekommen. Der alte Fluch der Atriden rührt an des Stammes letztes und reinstes Glied. Furchtbar empfindet Iphigenie den Bruch zwischen der Forderung des Augenblicks und dem Verlangen, die innere Reinheit zu bewahren. Daran schließt sich das prachtvolle Parzenlied, das mit Michelangelesker Großheit die mitleidlosen, launenhaften, in ewig genießender Selbstsucht verharrenden Götter malt. Von der Amme hat es Iphigenie einst gehört; lange Jahre war es ver-

gessen, nun taucht es aus dunklen Tiefen der Erinnerung empor. Es liegt in diesem Gesange etwas von der Auslösungs- und Befreiungskraft, die allen großen Äußerungen der Kunst eigen ist. Iphigenie singt das Lied von den unbarmherzig über die Schicksale der Menschen hinwegschreitenden Göttern, um sich von diesem trostlosen Glauben, der für den Augenblick ihr Inneres durchzuckt, durch Schauder zu befreien. Das tragische Lied wirkt auf sie wie die Tragödie auf den Hörer. Demgemäß sehen wir sie sehr bald das Gegenteil von dem tun, wozu sie sich eben entschlossen hatte. Statt zu lügen im Haß gegen die Götter, die ihr diese Verschuldung auferlegt, spricht sie die Wahrheit im Vertrauen zu den Göttern.

Der fünfte Akt beginnt. Die List der Griechen ist ruchbar geworden und hat den König veranlaßt, Bewaffnete zu ihrer Ergreifung an die Küste zu senden. Gegen Iphigenie aber, die mit den Fremden zum Verrat sich verbunden, glüht er in heftigem Grimm. Eine für die Griechen günstige Lösung ist auf dem Wege von Gewalt und List ausgeschlossen; die sittlichen Kräfte aber führen sie herbei.

Als Iphigenie auf den Ruf des Königs vor ihn tritt, weiß sie noch nichts von seinen die List des Pylades durchkreuzenden Maßregeln. Der Dichter hat sich dadurch den großen Vorteil verschafft, die weitere Handlung Iphigenies aus freien sittlichen Motiven hervorgehen zu lassen. Von der Reinigung des Tempelbildes ist zwischen Thoas und Iphigenie nicht mehr die Rede. Diese Forderung war nach der Lage der Dinge und nach den Gedanken Iphigenies in den Hintergrund getreten. Es handelt sich sogleich um die grundsätzliche Frage des Blutopfers. Iphigenie beharrt bei ihrer Weigerung und beruft sich, als sich der König — wie Antigone gegenüber Kreon — auf das alte taurische Gesetz bezieht, auf das ältere Gesetz der Menschlichkeit. Sie sucht des Königs Mitleid zu erregen. Der König, unbewegt, verlangt Gehorsam, und anspielend auf die List, von der ihm Kunde geworden, sagt er warnend: „Die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen", worauf

Iphigenie sofort hoheitsvoll einfällt: „Und eine reine Seele braucht sie nicht".

Man sieht, sie hat innerlich den Plan des Pylades schon abgetan. Und als der König sie ohne Umschweif fragt, wofür sie die Fremden halte, als sie sich der Lüge geradezu gegenübersieht, da entsagt sie jedem Versuche der Täuschung. Ein kühner Entschluß ringt sich in ihr los. In begeistertem Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit und Sittlichkeit geht sie rückhaltlos vorwärts und enthüllt dem Könige die Namen der Fremden und ihre Absicht, das Tempelbild zu rauben, für das Apoll ihrem Bruder Befreiung von den Furien versprochen habe. „Uns beide hab' ich nun in deine Hand gelegt. Verdirb uns — wenn du darfst." Dies ist die zweite Kernszene des Stückes: der seelische Sieg der Hauptheldin über alle äußeren Versuchungen. Die reine Größe Iphigenies hat den König erschüttert. Aber er will es weder sich noch Iphigenie gestehen. Diese, sein sinnendes Schweigen ungünstig deutend, klagt sich als Verderberin des Bruders an und bittet den König, sie zuerst zu töten, damit sie nicht den Bruder zu ermorden brauche. Absichtslos bewegt sie damit tiefer das schon bewegte Herz des Königs. Und als ein glücklicher Augenblick ihr noch eingibt, ihn an sein einst gegebenes Wort zu erinnern, sie heimziehen zu lassen, wenn sich ihr die Rückkehr biete, da beginnt er seine starre Haltung aufzugeben. Er sagt noch nicht ja, aber auch nicht mehr nein. Wohl hätte er zum Widerruf des Blutopfers sich jetzt leicht verstanden. Aber was Iphigenie verlangte, war mehr, weit mehr und griff an seine stärksten Interessen als Mensch und König: Verzicht auf die Geliebte, Verzicht auf ein neu aufblühendes Familienglück, von dem er die Befestigung seiner Herrschaft erhoffte, Verzicht auf das altehrwürdige Götterbild, an dem das Volk gläubig hing. „Du forderst viel in einer kurzen Zeit", konnte er mit Recht sagen. Trotzdem haben wir die Zuversicht, daß das einmal in Fluß gebrachte edle Element des königlichen Gemüts die feindlichen Gewalten seines Innern überwinden werde, und schon sind wir geneigt, unsere erregte dramatische Spannung in weiche

Rührung auslösen zu lassen, als der Dichter durch einen ernsten Zwischenfall ihre frühere Energie wiederherstellt.

Die Leute des Königs waren inzwischen mit den Griechen in Kampf geraten, und in höchster Erregung kommt Orestes mit dem Schwerte herangestürzt und ruft, den König nicht sehend, Iphigenie zu, rasch mit ihm zu fliehen, solange die Seinigen noch den Weg deckten. Ein gnädiger Fürst kann vieles nachsehen, aber wer mit den Waffen seinen Geboten sich widersetzt, der ist sein Feind, und wäre er der Würdigste und Nächste. So greift denn Thoas sofort zum Schwert, und die Versöhnung, die Iphigenie angebahnt, scheint in Blut untergehen zu sollen. Doch mit bezwingender Hoheit tritt Iphigenie zwischen die Streitenden und stellt mit feinem Herzensgefühl ihrem Bruder den König als ihren zweiten Vater vor, in dessen Hand sie ihrer aller Geschick gelegt hätte. Und mit demselben feinen Empfinden erwidert sie auf die Frage Orests: „Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?" „Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort." Die beiden Männer sind entwaffnet, und beim König ist die Pforte zur freundlichen Verständigung wieder geöffnet. Die ganze stürmisch bewegte, bedeutungsvolle Szene umfaßt nicht mehr als achtzehn Verse.

Währenddem sind Pylades und Arkas herangekommen; Pylades, um zur Flucht zu treiben, Arkas, um zu melden, daß die Griechen zurückwichen und ihr Schiff bereits in der Taurier Händen sei. Eine neue Versuchung für den König. Er ist Sieger, er kann und müßte Sühne für das Blut seiner Untertanen fordern. Doch er bleibt unter Iphigenies Blick bei seinem versöhnlichen Sinn und gebietet Waffenstillstand.

Es folgt die Schlußszene, von Goethe mit höchster Weisheit angelegt. In drei Stufen erhebt sie sich, auf jeder Stufe wieder neu unsere Seele bewegend. Thoas verlangt von Orest den Nachweis, daß er derjenige sei, als den er sich ausgebe. Orest, anstatt einen sachlichen Beweis anzutreten, erbietet sich — ebenso angemessen seinem Charakter wie wirksam auf Thoas — zu einer Tapferkeitsprobe. Der König solle ihm den Besten seiner Mannen

gegenüberstellen. Der Zweikampf, den der König in unverkennbarem Wohlgefallen an dem mutigen Jüngling selbst ausfechten will, wird von Iphigenie verhindert, die den König von der Echtheit ihres Bruders überzeugt. Da macht Thoas eine zweite Schwierigkeit geltend: das Dianenbild. Diese beseitigt der Dichter durch den wundervollen Gedanken, daß das Wort des Apollo

Bringst du die Schwester, die an Tauris' Ufer
Im Heiligtume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, so löset sich der Fluch —

nicht auf des Gottes Schwester, sondern auf die Schwester des Orest sich beziehe.

Orest wartet nicht ab, wie sich der König auf die von ihm gegebene Erklärung des Orakels äußern werde, sondern in feuriger Beredsamkeit dringt er sogleich auf ihn ein, Iphigenie frei zu geben. Er schildert sie als eine Gottbegnadete, der König möge nicht hindern, daß sie „die Weihe des väterlichen Hauses nun vollbringe, ihn der entsühnten Halle wiedergebe, ihm auf das Haupt die alte Krone drücke".

Vergilt den Segen, den sie dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt.

Stumm in sich versunken steht der König da. Da vollendet Iphigenie das Werk des Bruders. Noch einmal erinnert sie Thoas an seine Zusage, und noch einmal sein besseres Selbst anrufend, spricht sie das bestimmte Wort aus: „Versagen kannst du's nicht, gewähr' es bald." Wie sollte der König noch länger widerstehen! Unter Iphigenies Anhauch wächst er zur Selbstüberwindung heran. Er opfert seine süßesten Wünsche und ringt sich die Gewährung ab: „So geht!"

Hier hätte Goethe das Stück abschließen können. Aber er führt die Szene noch eine Staffel höher. Er konnte seine Heldin nicht

so von Thoas scheiden lassen. Sie kann nur mit des Königs liebevollem Anteil von Tauris gehen. Denn er ist ihr wert und teuer, wie es ihr der eigene Vater war.

Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und seh' ich an dem Ärmsten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.
O geben dir die Götter deiner Taten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb wohl! O wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Tränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte.

Und nun kommt aus dem Munde des Königs ein weiches, liebendes „Lebt wohl!"

Es ist immer eine für die Beobachter wunderbare Erscheinung, wie reif gewordene, von der Entwicklung geforderte Ideen an verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit aus den Köpfen der führenden Geister hervorbrechen. Sie ist aber doppelt wunderbar, wenn diese Ideen in einem und demselben Augenblicke zu künstlerischer Gestaltung gelangen.

Das widerfuhr in Deutschland der Idee der Humanität, die seit der Mitte des Jahrhunderts das westliche Europa mit immer stärkerem Wellenschlage durchrauschte. In denselben Monaten, in denen Goethe seine Iphigenie niederschrieb, arbeitete Lessing in Wolfenbüttel an seinem Nathan, und die Vollendung der beiden Werke wird nur wenige Tage (Ende März 1779) auseinander-

gelegen haben. Iphigenie und Nathan sind unsere Hohen Lieder der Humanität. Doch ist in ihrem Grundgehalt ein wichtiger Unterschied nicht zu verkennen. Im Nathan findet die zeitgenössische Auffassung der Humanität, die den Menschen unabhängig von Religion, Abstammung, Nationalität nur nach seinem inneren Werte abschätzt, ihren klassischen Ausdruck. Für Goethe war diese Anschauung Lebensatem. „Mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals, Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell" lautet ein jugendlich enthusiastisches Wort von ihm, das so gut dem Nathan als Motiv dienen könnte, wie der lateinische Spruch, den Lessing vorgesetzt hat. Aber das Ideal der Humanität bildete er höher aus. Im Nathan ist es: alle Menschen lieben — ohne Vorurteil. Das ist ins Praktische übersetzt: allen Menschen unterschiedslos wohltun. Aber gehört zum Wohltun nicht mehr als vorurteilsfreie Liebe? Wie viele verletzen nicht in Liebe, weil sie infolge eigener Trübung das Dasein des anderen nicht rein in sich aufzunehmen imstande sind! Nur der ganz reine Mensch vermag im höchsten Sinne wohlzutun. Er sieht die Gebrechen des Nächsten in aller Klarheit und er vermag sie zu tragen, weil er selber ohne Bürde ist. Er gibt dem anderen von der eigenen Reinheit und damit den Glauben an die Reinheit, der ihn heilt und rettet.

Da aber nur der reine Mensch fähig ist, die edelsten Einwirkungen hervorzurufen, so erweiterte sich für Goethe das Ideal der Humanität von der Duldung, Verträglichkeit, vorurteilslosen Liebe zum Streben nach reiner Menschlichkeit, für die die vorurteilslose Liebe selbstverständliche Voraussetzung ist.

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut!
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

So lautet vollständig die schwerwiegende Widmung, deren Schlußverse wir oben erwähnt haben.

Wenn Iphigenie durch ihren inneren Gehalt uns an den Nathan erinnerte, so geschieht es auch durch die äußere Form. Goethe vollzieht mit der Iphigenie, wie Lessing mit dem Nathan, im Drama den Übergang zum fünffüßigen Jambus. Und auch hier ist wieder die Gleichzeitigkeit überraschend. Denn die erste Form der Iphigenie, die sogenannte Prosafassung, ist schon in jambischem Rhythmus geschrieben, ja viele Teilchen des Dialogs bilden schon fertige jambische Quinare. Es lag augenscheinlich in der Absicht des Dichters, bei aller Freiheit der rhythmischen Bewegung den Fünffüßler zum Hauptträger des Dialogs zu machen.

Was die Iphigenie gewann, als Goethe sie aus der Prosa, obwohl diese schon rhythmisch gezügelt war, in Verse umgoß, ist nach der musikalischen Seite nur durch das Gefühl zu erfassen. Von den ersten, feierlich bewegten Worten „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines" bis zum letzten tränenfeuchten „Lebt wohl!" durchfließt eine sanfte Harmonie das Stück, deren voller Wohllaut allein unserem geistigen Ohre vernehmbar ist, weil keine Kunst des Vortrags ihn erreichen kann.

Doch der Vers brachte nicht bloß melodischeren Klang in das Stück, auch den Ausdruck besserte und klärte er. Wer die Iphigenie in Prosa mit der in Versen vergleicht, kann lernen, wie wenig in einem Drama, dessen Stoff nicht in der Alltäglichkeit wurzelt, der Vers eine lästige Fessel, wie häufig er vielmehr ein treibender Sporn ist. Freilich nur für den großen Dichter, der reich genug ist, um nicht zur Rundung und Füllung des Verses inhaltloser Redensarten zu bedürfen. Wenn z. B. Goethe in der Prosafassung von 1781, die wir hier und späterhin zum Vergleich heranziehen, den Orest sagen läßt: „Mich haben sie zum Schlächter auserkoren, zum Mörder meiner Mutter", und in der versifizierten, um den zweiten Blankvers herauszubekommen, vor der Mutter einschob „doch verehrten", so ist dies ein so glücklicher, vielsagender, dem

Geist des Orest und des ganzen Stückes so entsprechender Zusatz, daß wir die Tyrannei des Verses nur preisen können, die dem Dichter so feines Kolorit abrang. Ebenso ist eine vom Vers erzwungene Verkürzung nicht selten von schönster Wirkung. Wenn in der Prosafassung eine bekannte Stelle lautet: „Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht", während sie im Vers die Form hat: „Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht!" so wird niemand die größere Wucht verkennen. Neben diesen kleinsten Beispielen mögen aus der Heerschar weiterer sich darbietender Beispiele nur noch zwei ausgedehntere gewählt sein, um den Schmelz und die Kraft des Verses zu illustrieren.

I. Akt. 1. Szene:

Mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber.

Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

IV. Akt. 5. Szene (Parzenlied):

Sie aber lassen sich's ewig wohl sein am goldnen Tisch. Von Berg zu Bergen schreiten sie weg und aus der Tiefe dampft ihnen des Riesen erstickter Mund, gleich andern Opfern ein leichter Rauch.

Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Zahllos sind die Verbesserungen, die Goethe unabhängig vom rhythmischen Zwange in den Text gebracht hat. Sie sind sämtlich klein und bedeuten doch in ihrer Summe ein unendlich Großes.

Zwischen Akten und Protokollen, jungen Rekruten, hungernden Strumpfwirkern war die erste Fassung zustande gekommen. Die Lücken und Ecken, die aus dieser unharmonischen Umgebung ihr anhingen, waren während des Weimarer Amtslebens nicht zu

tilgen. Als er aber auf der italienischen Reise in einer anmutig-großen Welt mit freiem Gemüt sich völlig in die Seele des Gedichtes versenken konnte, verspürte Goethe jede leise Unebenheit der Motivierung, jede Schwankung des Tons, jeden härteren Übergang in der Färbung, und er ruhte nicht mit Glätten und Abtönen, Vertiefen und Erhöhen, bis die Dichtung jenen edlen Bildwerken glich, die in Italien in stiller Erhabenheit auf ihn niederblickten.

Iphigenie erschien 1787, ein Jahr vor dem älteren Egmont. Der Beifall beschränkte sich auf kleine Kreise. Die große Masse hatte etwas Berlichingisches von ihm erwartet und war einigermaßen verblüfft, den einstigen Stürmer auf so sanften, gesitteten Pfaden zu entdecken. Obendrein hatten die Räuber im Verein mit den anderen Schillerschen Erstlingen das vom Götz entzündete Feuer neu angeblasen, und so stieß Iphigenie auf keine günstige Zeitstimmung.

Auch auf dem Theater bürgerte sich das Stück langsam ein. Selbst in Weimar, wo die ersten Aufführungen auf dem herzoglichen Liebhabertheater so großen Erfolg gehabt hatten, kam es erst im Jahre 1802 wieder auf die Bühne. Goethe, der es in der Hand gehabt hätte, es eher zur Aufführung zu bringen, ließ es liegen. Er zweifelte, ob Schauspieler und Publikum dem Stück gewachsen wären. Schiller, der siegesfreudiger war, überwand die zaudernden Bedenken des Freundes, studierte die Vorstellung ein und ließ sie am 15. Mai über die Szene gehen. Goethe war etwas beklommen zumute, als der Abend der Aufführung nahte. Nicht wegen des Erfolges — darüber war er hinausgewachsen —, sondern wegen des seelischen Untergrundes der Dichtung. Von Jena, wo er sich zufällig aufhielt, schrieb er an Schiller: „Ich werde eintreffen, um an Ihrer Seite einen der wunderbarsten Effekte zu empfangen, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines für mich mehr als vergangenen Zustandes." Mehr als vergangen. Die Oreszustände waren vergangen und mehr als diese, die Liebe zu seiner Erlöserin, der Frau von Stein.

Goethe hat in späteren Jahren die symbolische Wiederbelebung der schönen und so tiefschmerzlich abgeschlossenen Vergangenheit nicht mehr vertragen können. Als im Jahre 1827 der von Zelter empfohlene Schauspieler Krüger in Weimar als Orest auftreten sollte, förderte Goethe sein Gastspiel nach Kräften, er selbst ging aber nicht zu der Vorstellung. „Es ist mir unmöglich," meldete er Zelter, „hineinzugehen. Was soll mir die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb!"

Tasso

Von Hellas nach Italien. Unbewußt wählte Goethe im ersten weimarischen Jahrzehnt die Länder seiner Sehnsucht zum Schauplatz seiner ernsten Dramen.

Seit früher Jugend stand Tassos Gestalt und großes Epos dem Dichter vor Augen. Das „Befreite Jerusalem" hatte der Knabe erst in Kopps Übersetzung, dann im Original gelesen, und einzelne Teile der Dichtung sprachen so lebhaft zu seinem Gemüte und zu seiner Phantasie, daß er sie dramatisch ausbildete und, wie wir erfuhren, mit kindlichem Feuer und Ungeschick auf sein Puppentheater brachte.

Nicht minder als das Werk werden aber die Lebensschicksale des italienischen Dichters einen starken Reiz für ihn gehabt haben. Tasso sollte nach dem Willen des Vaters Rechtsgelehrter werden, während ihn der Wunsch, ein Dichter zu sein, durchglühte. Welchen Widerhall mußte diese Erzählung in der Brust des zum Juristen bestimmten Knaben wecken, der sein höchstes Lebensglück in dem Lorbeerkranz des Dichters sah! Auch ein Nebenumstand mußte ihn überraschen und rühren. Tasso hatte eine einzige, innig geliebte Schwester, und diese Schwester hieß Cornelia! —

Von neuem wurde ihm die Persönlichkeit Tassos vor Augen gerückt durch einen schwärmerisch-empfindsamen Aufsatz, den Heinse auf Grund von Mansos Biographie im Herbst 1774 in der Iris veröffentlichte. In reicheren, volleren Farben war hier das Leben Tassos am Hofe zu Ferrara, seine ziellose Liebe zur Prinzessin Leonore von Este, sowie sein Kampf mit heimlichen und offenen Gegnern geschildert. Wenig mehr als ein Jahr verging, und Goethe sah sich in einer erstaunlich ähnlichen Lage. Auch er war an einen Hof gekommen, war von einer ziellosen Liebe zu einer edlen Frau des Hofkreises erfaßt worden und hatte mit manchem Gegner hart zu kämpfen. Darüber hinaus aber zog ihn an Tassos Schicksalen der in ihm wie in dem Italiener stets lebendige Gegen-

satz zwischen den träumerischen Forderungen des Genies und den nüchternen Forderungen der Wirklichkeit an. Wann aus diesem empfundenen Parallelismus der Gedanke an eine Dichtung hervorsprang, ist nicht näher zu bestimmen. Denn wenn Goethe unter dem 30. März 1780 notiert: „Gute Erfindung. Tasso", so braucht dies nicht das erste Aufblitzen, sondern kann schon das erste Ausgestalten der Dichtung bedeuten. Ja das letztere ist sogar das Wahrscheinlichere. Im Frühjahr und im Sommer bleibt der Tasso der stillen inneren Arbeit überlassen; im Oktober beginnt die Niederschrift. Goethe hatte große Freude an dem Stoff. In der Iphigenie konnte er nur die beruhigende, klärende, sanft leitende Macht der Frau von Stein widerspiegeln, in den Tasso konnte er sein Lieben, sein Dichten, sein Verhältnis zum Herzog, zur Hofgesellschaft, zum Beamtentum, also alle wesentlichen Radien seines weimarischen Lebenskreises hineinerstrahlen lassen.

Ferrara fließt in gewissem Grade mit Weimar zusammen, Tasso mit Goethe, die Prinzessin mit Frau von Stein, der einige Blutstropfen der Herzogin beigemischt werden, Alphons mit Karl August, Antonio oder der ursprünglich an seiner Stelle stehende Battista Pigna mit dem Grafen von Goertz, dem die „steife Klugheit" des Ministers von Fritsch beigegeben wird — während auf der andern Seite ebensoviel von Goethes eigener Welterfahrung und langsam errungener Selbstzügelung in die Gestalt hineinfließt. Für die Gräfin Sanvitale mochte es mehr als eine Vertreterin in der thüringischen Residenz und ihrer Nachbarschaft geben. Am erkennbarsten leuchten die Vorbilder bei Tasso, der Prinzessin und Alphons hindurch. Goethe hat in späteren Jahren, wo Deutungen nicht mehr gefährlich waren, kein Hehl daraus gemacht, wie viel Persönliches und Weimarisches in der Dichtung stecke, so daß er mit Recht von ihr sagen könne: „Sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." Eckermann, der uns diese Äußerung berichtet, hatte freilich keine Vorstellung, in wie hohem Grade diese Worte Wahrheit seien. Ja, auch die Zeitgenossen der ersten weimarischen Epoche ahnten es nur unvollständig, mit einer

Ausnahme — der Frau von Stein. Denn ihr hatte Goethe in den Anfangsstadien Schritt für Schritt berichtet, wie er unter dem Schleier der Dichtung seine Liebe zu ihr offenbare. Und es war gerade dieser Umstand, der ihn beglückte und in ihm mitten unter der Last der Amtsgeschäfte das Feuer nährte, in dem er das Drama schmiedete.

Wie die Handlung des Dramas zu einem Zeitpunkt einsetzt, wo die Prinzessin offener als bisher ihre tiefe Zuneigung zu Tasso bekennt und dadurch ihn in trunkenes Entzücken versetzt, so beginnt Goethes Arbeit am Tasso zu einem Zeitpunkt, wo Frau von Stein durch mehr und mehr sich enthüllende Liebesgeständnisse bei ihm einen ähnlichen Zustand hervorruft. Unter hoffnungsreichen Vorgefühlen schreibt er den ersten Akt, unter dem beseligenden Bewußtsein ihrer Gegenliebe den zweiten. „Merken Sie nicht," schreibt er am 25. März 1781, als er vor der heutigen ersten Szene des zweiten Aktes stand, „wie die Liebe für ihren Dichter sorgt? Vor Monaten war mir die nächste Szene unmöglich. Wie leicht wird mir sie jetzt aus dem Herzen fließen!" Am 19. April: „Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so hab ich heut schon so viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann." Am nächsten Tage: „Von mir sag ich Dir nichts, noch vom Morgen. Ich habe gleich am Tasso schreibend Dich angebetet." Drei Tage später, auf Tassos Monolog im zweiten Akte deutlich hinweisend: „Diesen Morgen ward mir's so wohl, daß mich ein Regen zum Tasso weckte. Als Anrufung an Dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe. Ob's als Szene und an dem Orte gut ist, weiß ich nicht."

So beendet er bis zum Herbste hin den zweiten Akt. Nun aber begann eine Schwierigkeit. Nicht bloß, daß er im nächsten Jahre durch die Übernahme des Kammerpräsidiums in seinen dichterischen Arbeiten eine neue schwere Hemmung erfuhr, auch innerlich legte sich dem Tasso ein Hemmnis in den Weg. „Meine Produktion hielt immer mit meinem Lebensgang gleichen Schritt." In dem Plan des Stückes mußte es von Anfang an liegen, daß Tasso und

die Prinzessin auseinandergerissen werden. Woher sollte Goethe bei innigster Gemeinschaft mit Frau von Stein Lust, Bedürfnis und Farben zur Ausführung dieses tragischen Abstiegs der Handlung nehmen! Auch der Gegensatz von Dichter und Staatsmann, wie ihn Goethe als Tasso-Antonio-Gegensatz in seiner eigenen Brust empfand, erfuhr seine tragische Zuspitzung erst nach 1782. So blieb Tasso als zweiaktiger Torso liegen.

Er wurde mit nach Italien genommen, wo auch seine Form veredelt werden sollte. Aber als Goethe im Februar 1787 nach Beendigung der Iphigenie an den Tasso geht, will dieser nicht werden. Er wandert mit nach Neapel, wird auf der Seereise nach Sizilien neu durchgedacht, und wir erfahren, daß dabei der Plan so ziemlich gediehen sei. Trotzdem verschwindet das Stück wie in einer Versenkung. Weder in Sizilien noch bei der Rückkehr in Neapel, noch während des größten Teils des zweiten römischen Aufenthaltes kommt es zum Vorschein. Erst im Februar 1788, als sich Goethes römischer Aufenthalt seinem Ende zuneigte, taucht es wieder auf, und am 1. März ist der Plan in Ordnung.

Es ist klar, warum die Fortsetzung des Tasso auch in der römischen Muße sich nicht bilden wollte. Es fehlte wie in Weimar die Stimmung dazu. In den letzten Monaten kam sie. Nicht daß das Verhältnis zu Frau von Stein irgendeine vorschattende Wendung erhalten hätte, aber die Trennung von Rom, der Stadt, in der er jetzt das höchste Glück erlebte, konnte ihm die Schmerzen lebendig machen, die Tasso bei der Trennung von *seinem* höchsten Glücke empfinden mußte. So ist es zu verstehen, wenn er an den Herzog am 28. März von Rom aus schreibt: „Wie der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, aus dem Innersten meiner Natur entstand, so schließt sich auch jetzt die Arbeit, die ich unternehme, um es zu endigen, ganz sonderbar ans Ende meiner italienischen Laufbahn und ich kann nicht wünschen, daß es anders sein möge."

Wir haben in einem früheren Kapitel gehört, mit welcher leidenschaftlichen Kraft er auf dem Rückwege, besonders in Florenz, dessen Lust- und Prachtgärten den natürlichsten Hintergrund für

die Dichtung abgaben, sich ihr hingegeben hat. Aus einem kleinen, in seinem Nachlaß gefundenen Reiseheftchen wissen wir, daß er in jenen Wochen an dem schmerzensreichsten Akte, dem fünften, arbeitete. Jetzt rang der warme Lebensdrang, der ihn nach Süden geführt hatte, mit der Pflicht und Entsagung, die im Norden seiner harrte, und bildete so das wahre Tassothema aus. Noch aber sollte ihm das Schicksal echtere Farben leihen. „Merken Sie nicht, wie die Liebe für Ihren Dichter sorgt?" Diese Worte konnte er bei der Vollendung der Dichtung in bittertragischem Sinne wiederholen. Der Liebesbund mit Frau von Stein begann sich bald nach der Rückkehr zu lösen und er war zerrissen, als Goethe im Juli 1789 die letzte Hand an das Stück legte.

Die Handlung ruht im Tasso wie in der Iphigenie nur auf fünf Personen: dem Herzog Alphons von Ferrara; seiner Schwester, der Prinzessin Leonore; ihrer Freundin, der Gräfin Leonore Sanvitale; dem Staatssekretär Antonio Montecatino und dem Helden des Stücks.

Die Prinzessin ist über die Blüte der Jahre hinaus. Sie hat eine leidensreiche Jugend hinter sich. Frühzeitig war ihr die hochverehrte Mutter wegen Irrglaubens entzogen worden. Häufige und schwere Krankheiten hatten die Verwaiste heimgesucht und bis an den Rand des Grabes geführt. Auf die großen und kleinen Freuden des Lebens hatte sie jahrelang Verzicht leisten müssen; selbst den Gesang, mit dem sie sonst Schmerz und Wunsch einwiegte, hatte ihr der ärztliche Befehl geraubt. Ohne Bitterkeit hatte ihre große Seele die Leiden und Entbehrungen getragen; sie sah sie als eine Prüfung an, durch die sie geläutert werden sollte. Seit einiger Zeit ist sie wieder gesünder und freier, doch der Zug des Duldens und der Entsagung, das Gepräge einer stillen, in sich zurückgescheuchten Natur ist ihr geblieben. Auf ihrer Tatkraft liegt es wie eine leise Lähmung, und diese Tatlosigkeit erhöht sich durch ihre geringe Menschenkenntnis. Sie hat im Krankenzimmer gelebt, woher soll sie die Welt kennen? Daher ist sie gegenüber Verwick-

lungen ratlos oder geneigt, zu falschen Mitteln zu greifen. Je weniger sie aber fähig ist und sich fähig fühlt, in die wirkliche Welt einzugreifen, um so mehr hat sie sich der geistigen zugewandt. Auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens und künstlerischen Schaffens hat sie sich heimisch zu machen gesucht, an allem Großen und Schönen nimmt sie lebendigen Anteil, der Verkehr mit Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern ist ihr köstlicher Genuß, und im Verein mit ihrem Bruder hat sie sich bemüht, den Hof von Ferrara zum Sammelpunkt der erlauchtesten Geister Italiens zu machen. An diesen Hof ist auch Tasso gekommen und hat ihr Gemüt wunderbar ergriffen. Er vergoldet ihr Natur und Leben mit der Dichtung Sonnenstrahlen und hebt sie über das Irdische auf den Fittichen seines zu den Gestirnen strebenden Genius. In dem geistigen Schwelgen mit ihm empfindet ihr „bedürfend Herz" die glücklichste Befriedigung.

Neben der ätherischen Erscheinung der Prinzessin steht ihre Freundin, die Gräfin Sanvitale, eine blühende Frau von bestechender Schönheit, gesund und sicher, lebhaft und heiter, weltkundig und voller Lust, ihre kleinen Hände in das Spiel der Welt zu mischen. Sie liebt wie die Prinzessin die Dichtung, aber nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern auch weil sie zugleich ein glänzender Schmuck des Lebens ist, ja, wenn es das Glück will, eine glänzende Wolke, auf der man mit dem Dichter durch die Jahrhunderte schwebt. Ist ihr Sinn vorwiegend nach außen gerichtet, so ist sie deshalb nicht oberflächlich. Zwar besitzt sie nicht die Gelehrsamkeit und die Vielseitigkeit der Prinzessin, aber mit feinem Gefühl und tiefem Blick dringt auch sie in die Sphären des Geistes, namentlich der Poesie, und herrliche gedankenvolle Worte kommen aus ihrem Munde. Sie ist liebenswürdig und tut dem anderen gern wohl, aber sie steht der Welt nicht so selbstlos gegenüber wie die Prinzessin. Wenn sie den begehrten Tasso entführen kann, so weiß sie dieses selbstsüchtige Handeln sich und der befreundeten Prinzessin gegenüber mit leichtem Sinne zu beschönigen. Sie ist die echte Dame von „Welt" und in solcher Art eine reizende

Zierde des Hofes, an dem sie schon ziemlich lange als Gast weilt.

Der Herzog Alphons ist der einfachste unter den Charakteren des Tasso; gütig, wohlwollend, von wahrhaft vornehmer Gesinnung, würdevoll und gemessen, mild und fest, ebenso sehr den praktischen Zweigen des Staatswesens, wie den Künsten und Wissenschaften zugetan und diese ebensowohl aus innerstem Bedürfnis, wie aus dem Gesichtspunkt des politischen Vorteils schätzend: eine edle Fürstengestalt, von der alles Tyrannische, Gewalttätige, Launenhafte des geschichtlichen Alphons abgestreift ist, um sie zum Fürstentypus des Zeitalters der Humanität zu machen.

In Tasso und Antonio liegt der eigentliche lebendige Mittelpunkt des Stückes. Wie Goethes Wesen in Götz und Weislingen, Clavigo und Carlos, Faust und Mephisto, Egmont und Oranien auseinandergelegt ist, so auf eine neue Weise in diesen beiden Gestalten.

Tasso ist die echte, große Dichternatur. Seine Phantasie ist unablässig tätig, die Fülle von Eindrücken zu verarbeiten, die sie von außen empfängt.

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Tassos Wesen ist von dämonischer Getriebenheit. Sein Dichtertum ist ein Geschenk der Gottheit; urmächtig quillt es aus der Tiefe seines Herzens, beseligt und erlöst ihn mit Schicksalsgewalt.

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.

Ein reiches Innenleben ist ihm aufgegangen. Er hat sich seine eigene Welt erbaut, die er am schönsten in der Einsamkeit genießt. Nur von einer Menschenseele läßt er sich gern aus seiner süßen

Einſamkeit reißen: von der Prinzeſſin. Ihr reines, tiefes Gemüt hat ihn unwiderſtehlich angezogen. Er fühlt bei ihr den lebendigſten Widerhall, ein geheimes Mitweben mit ſeinem Geiſte, eine unendliche Beruhigung ſeines erregten Blutes und ſeiner umherſchweifenden Begierden. Wie ſein Liebesgefühl die höchſten Formen annimmt, deren es fähig iſt, ſo ſteigert er jedes Gefühl, das in ſeiner Bruſt aufkeimt, mit außerordentlicher Empfindlichkeit zum höchſten Extrem. Wie die Liebe, ſo Haß, Vertrauen, Argwohn, Freude, Schmerz, Hoffnung und Verzweiflung. Taſſo iſt der dichteriſche Menſch, der ganz dem Freiheitsverlangen ſeines unbewußten Gefühls, der gefährlichen Herrſchaft ſeiner Inſtinkte unterworfen iſt. Vom Himmel ſtürzt er in die Hölle und aus der Hölle ſteigt er im Augenblick wieder in den Himmel. Doch öfter treibt er aus ſeinem Erdendaſein höllenab. Denn er iſt geneigt, alles nach der düſteren Seite zu faſſen. Eine unglückliche Jugend und die ewigen Stöße, die das ſchwärmende Genie von der harten Wirklichkeit empfängt, haben dieſe Anlage ſeines Gemütes geſchaffen. Sehr jung iſt er nach Ferrara gekommen, wo der Herzog ihm die Muße zur Vollendung ſeines großen Heldengedichts „Das befreite Jeruſalem“ in hochherzigſter Weiſe gewährte. Eine Reihe von Jahren iſt ſeit ſeiner Ankunft verſtrichen, aber er iſt immer noch der Jüngſte in des Herzogs Umgebung, von dieſem wie von den Frauen als Liebling der Grazien verwöhnt, von den Geſchäftsmännern ſcheel angeblickt.

Dieſes ſcheele Anſehen erregt in Taſſo Argwohn und Beſorgnis. Er neigt zum Mißtrauen, da er ſeiner ſelbſt nicht ſicher iſt und ein klares, ruhiges Verhältnis zur Außenwelt nicht beſitzt. Der Überſchwang des Gefühls verdunkelt ihm die richtige Erkenntnis der menſchlichen Dinge. Nach vielen Jahren noch kann er ſich in einen Freund nicht finden. Vielmehr verſinkt er in ſich ſelbſt, läßt ſeine Gedanken an das Unmögliche rühren, zur höchſten Einheit und Ganzheit aller Dinge aufſteigen, um dann vom Gipfel ſeiner Phantaſie wieder in ſein enges Selbſt zurückzufallen. Im täglichen Leben iſt er unordentlich, unwirtſchaftlich, ver-

geßlich, verschwenderisch, prunkfreudig und schmuckbegierig wie ein Kind, so daß ihn die Frauen in allem leiten müssen. Und doch wieder: wie rein in seiner Liebe, wie hoheitsvoll in seiner Gesinnung, wie bescheiden, warmherzig und hingebungsvoll gegenüber seinen Freunden!

Antonio, der Repräsentant der gegnerischen Geschäftsmänner des Hofes, etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre älter als Tasso, ist sein gerades Gegenteil. Einen klugen und gewandten Staatsmann sehen wir in ihm, der in seinem Berufe große Selbstbeherrschung, zähe Geduld, Verdeckung seiner Absichten und Gefühle gelernt hat. Ein scharfer Verstand läßt ihn die menschlichen Dinge klar durchdringen und sich selbst nach ihrem Maße richtig messen. Ihm eignet alles, was Tasso fehlt: Klugheit und Vorsicht, Mäßigkeit und Zurückhaltung, Stete und Selbstsicherheit. Handeln und Wirken ist das einzige, was ihm fruchtbar und wertvoll erscheint. Zu seinem Ehrgeize gesellt sich ein leicht erregbarer Neid; eifersüchtig wahrt er seinen Vorteil, keine unbesonnene Großmut hindert ihn, diesen zu verfolgen, und nur wo sein Vorteil nicht in Frage steht oder der Feind geschlagen ist, wird er hilfreich und uneigennützig. Sein Erfolg ist gesichert, wo verstandesmäßige Berechnung ausreicht. Er entbehrt aber des Feingefühls, das aus edler Seele fließt. Daher wird er dort, wo allein dieses das Richtige treffen kann, „unklug". Er enthüllt dann unwillkürlich seine selbstsüchtigen Beweggründe, wird überhebend, takt- und rücksichtslos. Desgleichen verfügt der Staatssekretär über eine hohe Bildung, aber diese Bildung ist ihm nicht Sache des Herzens, nicht wahres inneres Bedürfnis, sondern ein schmückender Vorzug und ein treffliches Hilfsmittel im Streite der Welt.

In Tasso und Antonio enthüllt sich ein Urgegensatz allen Lebens. In dem einen ist alles Fließende, Triebhafte, Dämonische, die unablässige Bewegung und Ungebundenheit, aber auch das Wilde und Verworrene, in dem andern das Klare, Stete, Feste, Gebändigte, doch auch das Starre und Steife. Schon dieser unversöhnliche Widerspruch ihrer Naturen müßte die beiden zur Feind-

schaft treiben. Nun gesellt sich noch der Umstand hinzu, daß jeder seiner Einseitigkeit sich halb bewußt ist und zur umfassenden Ganzheit strebt. Jeder beneidet den andern, Tasso mit einem edleren Neide den Antonio um sein Wirken und Schaffen in der Welt, um die Beherrschung der äußeren Dinge, nach der es auch ihn drängt, Antonio mit einer weit niedrigeren Mißgunst den Tasso um die „unverdiente" Gabe seines hohen Dichtertums, während er selbst sich in seinen Versen mühselig abquält. Jeden kränkt es, „daß die Natur nicht einen Mann aus ihnen beiden formte", wie Leonore Sanvitale es sehr fein und richtig sagt.

Diese fünf Charaktere führt Goethe in einem kritischen Augenblick zusammen, der alle vorhandenen Spannungen und Gegensätze auslöst und dadurch eine dramatische Handlung erzeugt. Sie ist hier noch mehr als in der Iphigenie auf das innere Erlebnis beschränkt. Denn das Degenziehen und der Stubenarrest Tassos können kaum mehr als symbolische Bedeutung beanspruchen. Da also das Innere der Personen, aus dem die Handlung fließt, so außerordentlich fein und reich zusammengesetzt ist, bedurfte der Dichter, um überhaupt die Handlung verständlich zu machen, eines breiten Raumes, auf dem er die Charaktere auseinanderfalten konnte. Die Handlung wird deshalb erst spät und mit Unterbrechungen ein lebhaftes Tempo bekommen. Zu ihrer Verlangsamung trägt weiter bei, daß auch die geistige Atmosphäre, eine Atmosphäre, in der Homer, Plato, Virgil, Petrarca und Ariost lebendig wirkende Größen sind und ein Lorbeerkranz der Ausgangspunkt eines Streites wird, nicht mit wenigen breiten Pinselstrichen al fresco, sondern nur mit zahlreichen, zarten Linien, wie ein Kupferstich sich zeichnen ließ. Es gleicht daher das Drama keinem bewegten Kampfe auf offenem Felde, wo Schlag auf Schlag fällt, sondern einem geistreichen Spiel auf dem Schachbrett, in dem die Züge in wohlbemessenen Pausen folgen. Der Kenner schaut dem Spiel mit Interesse zu, auch die Pausen sind ihm willkommen, um sich in die Lage zu vertiefen; aber erst gegen den Schluß hin steigert sich sein Interesse zu wirklicher Spannung. — —

Der Dichter verſetzt uns in den Park von Belriguardo, einem Luſtſchloß in der Nähe Ferraras. Es ſind die erſten wonnigen Frühlingstage, und die Prinzeſſin mit ihrer Freundin genießen ſie in frohem Behagen. Sie haben Schäferkoſtüm angelegt und winden Kränze, die ſie den Büſten Virgils und Arioſts aufs Haupt drücken. So ſehr Leonore Sanvitale ſich des ſchönen Frühlings freut, ſo ſtimmt es ſie doch wehmütig, daß derſelbe Frühling ſie nach ihrer Heimat Florenz zurückführen ſolle, wo ſie ihr Gemahl erwartet. Angeſichts der nahen Trennung empfindet ſie doppelt den Hauch der feinen Bildung, die ſie hier umgibt, und hohes Lob ſpendet ſie dem Fürſten und der Prinzeſſin, die Ferrara zu einem Muſenſitz erhoben haben. Unvermerkt iſt damit das Geſpräch auf Taſſo gelenkt. Seit einigen Tagen ſind Lieder von ihm an Bäume geheftet, in denen eine Leonore verherrlicht wird. So begründete Urſache die Prinzeſſin auch hat, dieſe Lieder auf ſich zu beziehen, ſo genügt doch ein Blick auf die in Schönheit und Heiterkeit ſtrahlende Namensſchweſter, um in ihr Zweifel und Unruhe zu erregen, die ſie durch ausforſchende, in gefälligen Scherz gehüllte Fragen zu verſcheuchen ſucht. Die Gräfin meint, im Grunde liebe Taſſo jedoch weder die Prinzeſſin noch ſie, ſondern ein Ideal, dem er dieſen Namen geliehen. Die Prinzeſſin, etwas betroffen von dieſer Erklärung, wird an weiteren Erörterungen durch das Nahen ihres Bruders gehindert. Die erſte Szene endet, ohne daß uns der Gedanke kommt, es könne zwiſchen den beiden Frauen ein Kampf um Taſſo ſich entwickeln.

Wenn dieſe Szene nur von ferne auf Taſſo hingedeutet hat, ſo führt die zweite um ſo tiefer in ſein Weſen ein. Der Herzog Alphons klagt über ſeine Verſchloſſenheit, ſeine Flucht in die Einſamkeit; ausführlich wird von ſeinem krankhaften Argwohn geſprochen, und Leonore Sanvitale drückt die Beſorgnis aus, daß dieſer Argwohn ſich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle. Alphons wie Leonore wünſchen, daß Taſſo zur beſſeren Kenntnis der Welt und zur lebendigen Auseinanderſetzung mit ihr gelange. Aber dieſe Beſorgniſſe werden übertönt von Leonorens Mitteilung, daß

der Dichter sein langbedachtes und immer wieder überarbeitetes Epos endlich vollendet habe, was der Herzog mit der größten Freude vernimmt. Zugleich erfahren wir aus seinem Munde, daß Antonio von erfolgreicher diplomatischer Sendung aus Rom zurückgekehrt ist. So vorbereitet treten wir in die dritte und vierte Szene ein.

Zuerst wird Tasso zu den Versammelten geführt. Mit huldigenden Worten überreicht er das vollendete große Epos dem Fürsten, zaudernd, nur durch das Vertrauen zu den Freunden sich ermannend. Für sie allein hat er dieses Gedicht geschaffen, an sie in jedem Augenblicke des Sinnens und Träumens gedacht. Der Herzog gibt seinem Dank und seiner Bewunderung für den Dichter Ausdruck, indem er ihn durch die Prinzessin mit dem Lorbeerkranze krönen läßt, mit dem sie die Büste Virgils geschmückt hatte. Jetzt wird Tassos Natur vor uns lebendig. Der Kranz, von geliebter Hand ihm gereicht, versetzt ihn sogleich in zitternde Ekstase.

O, nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er sengt mir meine Locken,
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es ist zu viel!

Und als die Umstehenden ihm unter beruhigenden und ehrenden Worten den Schmuck des Kranzes lassen, da wanken ihm vor seliger Freude die Kniee. Eine wunderbare Vision ersteht vor seinen Augen. Er sieht sich selber, vom Leben abgeschieden, im seligen Haine Elysiums, um sich her die Dichter und Heroen des Altertums. Leonore muß ihn mahnen:

Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennst.

In diesen hochgestimmten Kreis tritt der staatsmännische Antonio.

Goethe folgt seiner künstlerischen Anschauung vom „fruchtbaren Moment", wenn er Tasso und Antonio nicht in einem beliebigen

Augenblicke, sondern auf den Höhepunkten ihres Lebens zusammenbringt. Tasso ist soeben für sein vollendetes Epos zum Dichter gekrönt worden. Antonio ist von einer langen, aber erfolgreichen diplomatischen Abwesenheit zurückgekehrt; an der Stätte der feinsten Staatskunst hat er seine Klugheit und Lebensgewandtheit bewiesen. In der größten Blüte und stärksten Ausprägung ihrer Charaktere sehen wir die beiden, die sich schon früher kannten, erneut zusammentreffen. Antonio wird von allen Seiten aufs freundlichste begrüßt, auch von Tasso, der sich der Nähe des vielerfahrenen Mannes zu freuen hofft. In beredten Worten schildert Antonio das kluge und große Wirken des Papstes, das seine eigene Geschicklichkeit, mit der er dem Papste die von Alphons gewünschten Zugeständnisse abgerungen hat, um so heller hervortreten läßt. Der Herzog beglückwünscht sich zu dem Tage, an dem er zwei schöne Gewinne zu verzeichnen hätte, den einen, den ihm Antonio, den anderen, den ihm Tasso mit dem Befreiten Jerusalem gebracht habe. Er hat, so fügt er erläuternd für den Staatssekretär hinzu,

> Ein weit entferntes, hoch gestecktes Ziel
> Mit frohem Mut und strengem Fleiß erreicht.
> Für seine Mühe siehst du ihn gekrönt.

„Du lösest mir ein Rätsel", erwidert Antonio mit einem Blick auf den lorbeergeschmückten Dichter. Hierauf Tasso:

> Wenn du mein Glück vor deinen Augen siehst,
> So wünscht' ich, daß du mein beschämt Gemüt
> Mit eben diesem Blicke schauen könntest.
>
> Antonio:
> Mir war es lang bekannt, daß im Belohnen
> Alphons unmäßig ist, und du erfährst,
> Was jeder von den Seinen schon erfuhr.

Diese höhnisch-verächtliche Antwort Antonios ist außerordentlich überraschend. Sie enthält gegen Tasso, gegen den Herzog, der die Bekränzung veranlaßt, und gegen die Damen, deren innere

Teilnahme an dem Akt dem Staatssekretär nicht verborgen sein konnte, im Grunde eine verletzende Unhöflichkeit, und nur der Zusatz: „Du erfährst, was jeder von den Seinen schon erfuhr", mildert diese Unhöflichkeit, da sie auch Antonio selbst in die Schar der übermäßig Belohnten einreiht und dem Herzog doppelt an Güte und Vornehmheit zuzugeben scheint, was sie ihm an Urteil abspricht. Gegenüber der liebenswürdig bescheidenen Haltung, die Tasso einnimmt, ist diese Bemerkung so hart, daß sie uns mit einem Male die eingewurzelte Antipathie erleuchtet, die zwischen den beiden Wesensverschiedenen seit Jahren besteht. Wir werden im zweiten Akte aus Antonios eigenem Munde erfahren, warum die alte Abneigung gerade in diesem Augenblicke bei ihm so stark zum Ausbruch kommen muß. Siegesbewußt und der erhofften Ehren sich freuend, war er von Rom heimgekommen und sieht nun einen anderen vor sich, der gleiche Ehren trägt. Ein tiefer Neid verzehrt ihn, daß er, der ältere und erfahrene Mann, die Strahlen der herzoglichen Gunst mit einem jugendlichen, weltunfähigen Träumer teilen soll, anstatt, wie er es seiner Meinung nach verdiente, allein im Mittelpunkte zu glänzen.

Auf den Ausfall Antonios erwidert der Herzog nichts. Er überläßt die Antwort der Prinzessin, die in ihrer milden Weise bemerkt, Antonio werde die Ehrung gerecht und mäßig finden, wenn er erst sehen werde, was Tasso geleistet habe. Antonio lenkt rasch ab, schießt aber einen neuen Pfeil auf Tasso, indem er die Hand rühmt, die Ariosts Büste bekränzt habe, und fügt daran einen begeisterten Lobgesang auf Arioſt, der in seinem Schwung und seiner bilderreichen Rhetorik uns bei dem Staatsmann Montecatino, den Goethe einmal den prosaischen Kontrast zu Tasso genannt hat, befremdet. Aber es ist ja nicht die Liebe zu dem toten Arioſt, die dieses Loblied hervortreibt, es ist der Neid gegen den anwesenden Tasso, dessen Ruhmesglanz verdunkelt werden muß. Der Herzog schneidet die Fortsetzung des Gespräches ab, indem er Antonio auffordert, ihm zu näherem Bericht über seine römische Mission zu folgen.

Mit dieser Szene schließt zugleich der erste Akt. Er hat an seinem Ende uns das eine Rad gezeigt, auf dem die Handlung fortrollt, das wechselseitige Sichabstoßen zwischen Antonio und Tasso. Noch fehlt das andere: das wechselseitige Sichanziehen zwischen Tasso und der Prinzessin. Die Stärke dieser Anziehung blieb uns bisher verborgen. Jetzt sollen wir diese erkennen und zugleich erfahren, wie es um Tasso steht; ob er nur der platonische Schwärmer ist, als den ihn die Gräfin hingestellt hat, oder ob seine Gefühle sich kraftvoll auf eine bestimmte Person gelenkt haben. Aus der Exposition des Verhältnisses zwischen Tasso und der Prinzessin läßt der Dichter schön und zweckmäßig eine Steigerung im zweiten Akt emporwachsen.

Tasso bekennt der Prinzessin, daß Antonios Auftreten ihn verstimmt habe. Diese führt seine Verstimmung nicht, wie wir erwarten, auf die gehässige Bemerkung Antonios über die Bekränzung, sondern auf dessen absichtsvolles Lob Ariosts zurück. Mit einigem Fug konnte Tasso darauf erwidern, daß dieses ihn nicht getroffen habe, denn er könne sich sagen, daß schon ein Teil von Ariosts Wert und Ruhm ihm genüge. Vielmehr war es etwas ganz anderes, das seine bewegliche Seele niedergedrückt hat: die Schilderung der großartigen Wirksamkeit des Papstes. Neben solchem Tun kam er sich mit seinem Dichten wie ein Nichts vor. „Ich versank vor mir selbst, ich fürchtete wie Echo an den Felsen zu verschwinden." Er lechzt nunmehr nach der sichtbaren praktischen Tat, und schon das Lanzensplittern im Turnier dünkt ihm größeren Wert zu haben als alles dichterische Schaffen.

Klarer noch als bisher tritt uns aus diesen Reden der Charakter des Haupthelden entgegen. Sie zeigen uns an ihm einen ersten raschen Stimmungswechsel, wie er, der über die Bekränzung noch Hochbeglückte, durch eine bloße Erzählung tief niedergebeugt wird; sie offenbaren uns weiter, wie leicht ihm das, was er besitzt, wertlos, das, was ihm fehlt, unschätzbar erscheint. Nach der umfassenden Allheit der Menschennatur streckt er die Hände, anstatt sich auf das ihm zugewiesene engere Gebiet zu beschränken. Bestimmt

ihn seine Anlage nicht zum Dichter, zum Dichter allein? Aus der Prinzessin spricht die Harmonie der Natur, wenn sie auf dieses Nichtigkeitsgeständnis erwidert:

Und schienst noch kurz vorher so rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter füreinander leben,
Wie Held und Dichter sich einander suchen
Und keiner je den andern meiden soll?
Zwar herrlich ist die liedeswerte Tat,
Doch schön ist's auch, der Taten stärkste Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich, aus einem kleinen Staate,
Der dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt
Wie von dem Ufer ruhig zuzusehn.

Held und Dichter — jeder erfüllt seinen Teil in der großen Ordnung der Welt; jeder hat sich auf seinen Teil entsagend einzuschränken. Es ist die selbstbeschränkende Sitte, die in der Prinzessin Gestalt geworden ist. Nicht die nur äußerliche Sitte ist es, sondern die aus einem feinen Herzen geborene, das schöne weibliche Maß. So redete Charlotte von Stein, die Herzensbesänftigerin, zu dem noch ungezähmten und im Drange der Begierden übergreifenden Goethe der ersten Weimarer Jahre.

Das Gespräch führt Tasso und die Prinzessin auf den Augenblick, wo sie zum ersten Male einander begegneten. Mit Begeisterung feiert ihn Tasso.

Welch ein Moment war dieser! O, vergib!
Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück,
Und lernte nun das Wünschenswerte kennen.

Die Ähnlichkeit des Verhältnisses mit dem zwischen Iphigenie und Orest springt in die Augen; nur daß bei Tasso die Heilung

schwindet, sobald die Gottheit sich entfernt, und darum immer von neuem sich wiederholen muß. Er bedauert, daß er so wenig ihr habe zeigen können, wie sich sein Herz im stillen ihr geweiht, ja daß er oft im Irrtum getan, was sie schmerzen mußte. Die Prinzessin meint, sie habe seine gute Absicht nie verkannt, jedoch hätte sie oft gewünscht, daß er in andere Menschen sich besser zu schicken wüßte. So könnte er, wenn er wollte, auch an Antonio einen nützlichen Freund haben, und sie getraue sich den Freundschaftsbund zu stiften, nur dürfe er nicht, wie gewöhnlich, widerstehen. „Ihr müßt verbunden sein." Man fühlt, daß es ihr nach dem Zusammenprall in der voraufgegangenen Stunde erhöhtes Bedürfnis ist, Frieden um sich zu verbreiten, und daß ihre liebreiche Seele durch Liebe auch den Neid zu überwinden hofft. Sie wartet nicht die Antwort Tassos auf ihren Vorschlag ab, sondern geht sogleich weiter, ihm auch ein näheres Verhältnis zur Gräfin ans Herz zu legen. Den Einwand Tassos, daß bei ihrer Liebenswürdigkeit zu viel Absicht sei, tadelt sie nachdrücklich. Auf diese Weise entferne man sich von den Menschen und verwöhne sein Gemüt mit dem Traum von einer goldenen Zeit, die es nicht gebe. Eifrig hascht Tasso das Wort von der goldenen Zeit auf, und in einer hochpoetischen Ausmalung jenes Phantoms entschlüpft ihm als ersehntes Ideal das Wort „Erlaubt ist, was gefällt". Damit hat Goethe in der graziösesten Form neben der Überschwenglichkeit des Empfindens das zweite gefährliche Element in Tassos Wesen zutage gefördert: das schrankenlose Begehren, den selbstherrlichen Subjektivismus des Genies. Die Prinzessin stellt diesem Wort das andere gegenüber: „Erlaubt ist, was sich ziemt"; der Freiheit die Sitte oder wie sie anfangs schärfer sagt: der Frechheit die Sittlichkeit.

Der Disput über die goldene Zeit hat für das Gefühl der Sprecher keine andere Bedeutung als zahlreiche ähnliche Dispute, wie sie in der Renaissance in Italien zwischen geistreichen Leuten üblich waren, und wie ein solcher in Ferrara tatsächlich zwischen Tasso und Guarini im Gewande der Dichtung stattgefunden hat. Wir

aber sehen mitten in dem schöngeistigen Redekampf eine Kluft sich aufreißen, die eine dauernde und wahrhaft innerliche Verbindung der Partner unmöglich macht.

Und doch sprechen alle Worte Tassos seine warme Liebe zu dieser innerlich so Entfernten aus! Was auch in seinem Liede widerklinge, er sei nur Einer alles schuldig. Dem Liede habe er das Geheimnis einer edlen Liebe anvertraut. Als die Prinzessin daran anknüpfend bemerkt:

Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach, und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verstehn,
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt —

da erzeugt dieses verdeckte Geständnis ihrer Gegenliebe in ihm unnennbares Entzücken:

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Die Prinzessin, von dem Feuer, das sie entzündet, erschreckt, ermahnt ihn sich zu mäßigen. Nur durch Mäßigung und Entbehrung könne ihm das zu eigen werden, was er ersehne. Tasso hört kaum den mahnenden Zuruf, mit dem die Prinzessin ihn verläßt. Er ist noch trunken von dem neuen Glück, das auf ihn sich niedergesenkt hat, und er, der am Beginn der Szene wie ein Nichts sich fühlte, fühlt am Ende sich stark genug, eine Welt zu erobern. „Fordere, was du willst! denn ich bin dein." Sie hatte gefordert, daß er Antonios Freundschaft suchen solle. Da Antonio eben daherkommt, so macht er sofort den Versuch.

Die beiden Hauptmotive der Handlung: der Gegensatz zwischen Antonio und Tasso und die Harmonie zwischen Tasso und der Prinzessin schlingen sich dadurch ineinander. Der Konflikt Tassos mit Antonio wird eine Folge seiner Liebe zur Prinzessin. Zugleich

aber zieht die Prinzessin durch die Tragik ihrer geringen Menschenkenntnis, mit der sie Tasso zu dem Werben um Antonios Freundschaft treibt, ihr eigenes tragisches Geschick herbei. Auch hier hat Goethe wieder mit einem Griffe mehrere große Zwecke in der Anlage des Stückes gefördert.

Dreimal bittet Tasso in herzlicher Wärme und schmeichelhafter Form Antonio um seine Freundschaft, Lehre, Rat und wird von diesem ebenso oft mit schneidender Kälte und beißender Ironie zurückgewiesen. Trotzdem bewahrt Tasso seine Ruhe. Erst als Antonio von neuem über seinen Kranz hämische Bemerkungen macht, fängt er an sich zu wehren, und als Antonio der Abwehr mit beleidigender Überhebung begegnet, da schwillt ihm die Zornesader. Er zieht den Degen und verlangt von Antonio sofortige Genugtuung, wenn er ihn nicht auf ewig verachten solle.

In diesem Augenblicke kommt der Herzog. Wenn Tasso zu seiner Rechtfertigung Antonio beschuldigt, er habe sich gegen ihn roh und hämisch wie ein unerzogener, unedler Mensch betragen, so läßt sich bis auf das Wort „roh" von dieser Charakteristik nichts abziehen. Doch wir begreifen hier sein Betragen eher als bei der ersten Begegnung, weil der Auftritt unter vier Augen stattfand. Auch der Herzog merkt, daß Antonio sich vergangen habe. Aber da das Gesetz streng verbietet, in den Räumen des Schlosses zu den Waffen zu greifen, so muß er Tasso bestrafen. Er belegt ihn — statt mit Verbannung, Kerker oder Tod, wie das Gesetz es verlangt — mit der denkbar gelindesten Buße: Stubenarrest, und auch diese mildert er noch durch den Zusatz, er bleibe dabei seiner eigenen Überwachung überlassen. Hätte vor den Augen Tassos nicht ewig ein bald verdüsternder, bald vergoldender Flor geschwebt, er hätte die Gesinnung des Fürsten durch die Art der Strafe hindurch erkennen und sie als neuen Gnadenbeweis empfinden müssen. Statt dessen sieht er auf der einen Seite nur sein moralisches Recht, auf der anderen die Tatsache der Bestrafung, „die Gefangenschaft", wie er es nennt. Aus seinen Himmeln fühlt er sich hinabgestürzt in einen Abgrund, der für sein Glück zum Grabe werden solle.

Er überreicht dem Fürſten ſeinen Degen, dann den Lorbeerkranz, indem er dieſen unter wehmütiger, von dem ſchönſten lyriſchen Schmerz überhauchter Klage mit einem Kuß und einer Träne weiht. Alphons tadelt nach Taſſos Entfernung Antonio wegen ſeines Verhaltens und trägt ihm auf, noch heute Taſſo zu verſöhnen und ihm in ſeinem Namen die Freiheit wiederzugeben.

Die Handlung, die am Schluſſe des erſten Aktes ſich leiſe zu entwickeln begonnen, hat in der dritten und vierten Szene des zweiten Aktes mit einem Satze den Höhepunkt erklommen, ſo daß ſchon am Schluß dieſes Aktes ihre Umkehr ſich zu vollziehen beginnt. Ein für die theatraliſche Wirkung ungünſtiger Bau. Der dritte Akt — ſonſt der Firſt des Stückes — geſtaltet ſich dadurch zu einer breiten Hochfläche, auf der die Unterhandlungen zwiſchen der Prinzeſſin, Leonore und Antonio ſich hin- und herbewegen.

Wie hat der Streit zwiſchen Antonio und Taſſo auf die Prinzeſſin gewirkt? Goethe beantwortet dieſe Frage in den erſten beiden Szenen des dritten Aktes. Unruhig, ſchmerzbewegt macht ſich die Prinzeſſin Vorwürfe, daß ſie Taſſo beſtimmt, Antonio die Freundſchaft anzutragen, Vorwürfe, daß ſie gezaudert habe, Antonio vorher zu beeinfluſſen; und ſelber ratlos, bittet ſie die Freundin um Rat, was zu tun ſei. Leonore bemerkt richtig, daß ein Beilegen des Streites wohl zu leicht zu erreichen wäre, aber das ſichere nicht die Zukunft. Bei dem großen Gegenſatz zwiſchen den beiden Männern müſſe auf jeden nachhaltig eingewirkt werden, damit Friede und Freundſchaft von Dauer wären. Zu dieſem Zwecke ſei es am beſten, wenn Taſſo auf einige Zeit verreiſe, vielleicht nach Florenz, wo ſie auf ihn wirken könne, während inzwiſchen die Prinzeſſin Antonio für Taſſo gewinne. Der Prinzeſſin wird es ſchwer, auf den Plan der Freundin einzugehen, aber ſie muß ſich überzeugen, daß es der meiſtverſprechende Ausweg ſei, und ſo ſtimmt ſie zu mit dem Bemerken: „Soll ich ihn entbehren, vor allen andern ſei er dir gegönnt.“ Der neue Schmerz weckt ihr die Erinnerung an ihre ſchmerzensreiche Vergangenheit, aber auch an das hohe Glück, das ſie in Taſſos Umgang genoſſen hat. In elegiſchen

Betrachtungen über das vor dem Menschen herschwebende und ihm immer wieder entgleitende Glück hallt die Szene wie in Zitherklängen aus.

Sogar die Gräfin ist von dem Leide der Freundin bewegt, und sie fragt sich selbst, ob sie wohl ehrlich mit ihrem Vorschlage gehandelt habe. Sie weiß, welche selbstsüchtigen Beweggründe bei ihrem Rate mitspielten — nicht Liebe zu Tasso, doch ein kokettes Verlangen, sich in dem Dichter zu bespiegeln und, in seinen Liedern besungen, den Ruhm einer Laura zu erobern. Leichten Mutes tröstet sie sich über den Schmerz der Freundin damit, daß ihre Leidenschaften nicht so heftig seien, um in ihr Inneres tiefere Risse zu machen, und daß sie ja in kurzer Zeit den Freund ihr wiederbringen wolle. Indem kommt Antonio und sogleich versucht sie, um eine friedliche Abreise Tassos zu ermöglichen, Antonio versöhnlich gegen Tasso zu stimmen. Unter neuen heftigen Ausfällen gegen Tasso und unter dem offenen Eingeständnis, daß er den Lorbeer und die Gunst der Frauen dem „Müßiggänger" neide, erklärt dieser sich bereit, dem Wunsch des Fürsten nachgebend, die Hand zum Frieden zu bieten. Aus demselben höfisch-selbstsüchtigen Beweggrunde widersetzt er sich dem Vorschlage der Gräfin, Tasso auf einige Zeit von Ferrara zu entfernen. „Er ist unserm Fürsten wert. Er muß uns bleiben." „Ich will den Fehler nicht auf meine Schultern laden; es könnte scheinen, daß ich ihn vertreibe." Da er sich Tasso mit Erfolg erst nahen könne, wenn dieser sich beruhigt habe, so bittet er die Gräfin, dieses Werk zu vollführen. Leonore allein:

> Für diesmal, lieber Freund, sind wir nicht eins:
> Mein Vorteil und der deine gehen heut
> Nicht Hand in Hand. Ich nütze diese Zeit
> Und suche Tasso zu gewinnen. Schnell!

So wird mit kleinlichen Mitteln und Beweggründen um Tasso gekämpft.

Mit dem kurzen Monolog geht der dritte Akt zu Ende. Er hat der Kette der Handlung nur ein ganz kleines Glied eingefügt: den Plan der zeitweiligen Entfernung Tassos. Das zusammengesun-

kene dramatische Feuer schlägt dafür im vierten um so heller empor und erhält sich in dieser Glut bis zum Schluß des Stückes. Es ist Tassos Leidenschaft, die wie ein Sturmwind hineinbläst. Er, der uns im dritten Akt ganz entrückt war, ist nunmehr bis auf eine Szene im fünften beständig auf der Bühne.

Wir treffen ihn bei Beginn des vierten Aktes auf seinem Zimmer in trübsinniger Einsamkeit. Sein düsterer Argwohn spinnt ihn mehr und mehr ein.

Das häßliche zweideutige Geflügel,
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt.

Leonore besucht ihn und ist bemüht, seine finsteren Gedanken zu verscheuchen, ihm Antonio in freundlicherem Lichte zu zeigen und seinen Wahn, daß er die Gunst des Herzogs verloren habe, zu zerstreuen. Doch Tasso folgt seinem Mißtrauen. Er haßt Antonio und seine steife Klugheit, die ihn ewig meistern will, indes er selbst im glühenden Schwunge seines Herzens sich ihm überlegen fühlt. Er wirft auch dem Fürsten vor, daß er ihn nur als ein Spielzeug behandle. „Hat er von seinem Staate je ein Wort, ein ernstes Wort mit mir gesprochen?" Leonore sieht im Augenblick keine Möglichkeit zu einer Aussöhnung der Gegner; um so mehr scheint Tassos Gemütszustand einer zeitweiligen Trennung von dem Hofe entgegenzukommen. Sie gibt ihm nun den Gedanken ein, sich von Ferrara zu entfernen und nach Florenz zu gehen. Er werde in der Ferne besser sehen, welche Liebe und treue Freundschaft ihn hier umgebe. Tasso will sich den Vorschlag überlegen, doch fragt er vorher noch, wie die Prinzessin darüber denke. „Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?" Leonore: „Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß." Sie spricht Tasso nochmals den innigen Wunsch aus, er möge sich überzeugen, daß niemand ihn verfolge und hasse, und legt ihm ans Herz, Antonio, der reumütig komme, freundlich zu empfangen.

Tasso ist durch die Bemühungen Leonores nur in seinen düsteren Vorstellungen bestärkt worden. Leonore ist ihm als das Werk-

zeug Antonios erschienen, das ihm den Glauben beibringen wolle, er tue Antonio und dem Fürsten Unrecht, während doch sein Recht klar wie die Sonne zutage liege. Am meisten überzeugt ihn von der Hinterlist der Gräfin und Antonios, daß sie ihn überreden will, nach Florenz zu gehen. Wenn ihn dort die Medici mit offenen Armen empfingen, würde Antonio dies benützen, um ihm beim Hause Este den Boden zu entziehen. Fortgehen würde er freilich, aber nicht nach Florenz, sondern weiter als man denke. Auch die Prinzessin habe sich ja, wie er sich die Worte Leonores zurechtlegt, kalt von ihm abgewandt. Nun solle ihn kein Schein von Freundschaft oder Güte mehr täuschen und um so sicherer glaubt er hinter die Verstellung der anderen zu kommen, wenn er sich selbst verstellt. Diese Taktik, die er schon im letzten Teil des Gesprächs mit der Gräfin beobachtet hatte, hält er in den nächsten Szenen fest. Demgemäß hört er Antonio, der ihm die Freiheit verkündet und ihn um Vergebung bittet, ruhig an und zeigt sich rasch versöhnt. Da ihm Antonio seine Dienste anbietet, so ersucht er ihn, beim Herzog ihm gnädigen Urlaub zu einer Reise nach Rom zu verschaffen. Antonio, ganz erschrocken über dieses Vorhaben, dringt lebhaft auf ihn ein, davon abzulassen. Vergeblich. Tasso beharrt auf seinem Sinn und deutet — für den Augenblick falsch, für die spätere Entwicklung richtig — das Widerstreben Antonios als diplomatische Schlauheit. Anstatt daß der Bittgang Antonios und die Aufhebung seiner Zimmerhaft ihn hätte lehren sollen, wie sehr sich alles um ihn bemühe, quält er sich von neuem mit der fixen Idee, daß alles ihn verstoße. Die vermeintliche Abwendung der Prinzessin, die er bisher noch mit Fassung getragen hatte, zerreißt ihn jetzt bis ins Innerste. Mehr und mehr verwirrt sich sein Sinn. Je heller es um ihn wird, desto schwärzer sieht er. Der tragische Ausgang ist unabwendbar.

Zwischen dem vierten und fünften Akt hat Antonio auf Befehl des Herzogs noch einen zweiten Versuch gemacht, Tasso zum Bleiben zu bewegen. Auch dieser hatte keinen Erfolg gehabt. Den darüber sehr verstimmten Fürsten beschwichtigte Antonio mit dem

Hinweis auf die vielen Fehler und Schwächen Tassos, die nur in der Fremde geheilt werden könnten. Der Fürst möge ihn gnädig entlassen, er werde gebessert wiederkehren. Antonio entfernt sich darauf und Tasso nähert sich, um dem Fürsten — in scheinbar aufrichtiger Wärme — für die wiedergegebene Freiheit und den gewährten Urlaub zu danken. Zugleich bittet er ihn, ihm das Manuskript des „Befreiten Jerusalems" zurückzugeben, da er in Rom die Dichtung einem Kreise sachkundiger Kritiker unterbreiten wolle. Alphons wünscht das Manuskript, das er heute erst empfangen, noch einige Zeit zu behalten, Tasso solle bald eine Abschrift davon haben. Er empfiehlt ihm dann noch freundschaftlichst, bevor er die Arbeit wieder aufnehme, sich Erholung, Zerstreuung zu gönnen. Im übrigen: je eher er zu ihnen zurückkehre, desto willkommener werde er sein. Tasso wittert auch in diesem wohlwollenden Verhalten des Fürsten nur eine von Antonio eingegebene List und er beglückwünscht sich, daß auch e r Verstellung geübt und nichts von seinen wahren Empfindungen verraten habe. Da erscheint die Prinzessin. Beim Anblick ihrer reinen Persönlichkeit schwindet aller Argwohn und alles künstliche Betragen. Sein Ohr wird offen für ihre Worte, und als er von ihr hört, daß sie und ihr Bruder mit unveränderter Teilnahme an ihm hingen, da zieht freudiges Vertrauen in sein Herz wieder ein und er bittet sie um Rat, was er tun solle, um ihre und ihres Bruders Vergebung zu erhalten. Nichts, meint sie, als sich ihnen freundlich zu überlassen.

Wir wollen nichts von dir, was du nicht bist,
Wenn du nur erst dir mit dir selbst gefällst.
Du machst uns Freude, wenn du Freude hast,
Und du betrübst uns nur, wenn du sie fliehst.

Wie eine Himmelsbotschaft erklingen diese Worte Tasso. Je verzweifelter er vorher war, je düsterere Vorstellungen er sich von der Gesinnung der Prinzessin gemacht hatte und je empfindlicher durch die Reihe von Aufregungen sein Gemüt geworden war, desto stürmischer ist jetzt der Umschwung. Er gerät in einen Taumel seliger Verzückung:

Du bist es selbst, wie du zum erstenmal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegenkamst!
..... Ganz eröffnet sich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt sich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie ist's, sie steht vor mir. Welch ein Gefühl!
Ist es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste, reinste Wahrheit faßt? — —

Die Prinzessin mahnt ihn, sich zu mäßigen, wenn sie ihn länger hören solle. Doch er hat keine Gewalt mehr über sich.

Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt? ...
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Not entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unsägliche Gewalt, die mich beherrscht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machst
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderstehlich ziehst du mich zu dir,
Und unaufhaltsam dringt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin.

Mit diesen Worten stürzt er auf sie zu und preßt sie an sich. Die Prinzessin stößt ihn zurück und entflieht. Tasso will ihr nacheilen, doch Alphons, der mit Antonio herangetreten ist, gibt diesem den Auftrag, Tasso festzuhalten, und verläßt dann ebenfalls die Szene.

Der jähe Wechsel hat Tasso mit Blitzesschnelle in seine Wahnvorstellungen zurückgeworfen, ja sie zu unheimlicher Größe emporgetrieben. Sein Geist ist wie zerrüttet. Eine abscheuliche Verschwörung hat sich unter der Führung Antonios gebildet, um ihn zu verderben. Der Fürst ist ein heuchlerischer Freund, der ihm mit glatten Worten sein Gedicht abgenommen habe, das Letzte und

Einzige, was ihn vor dem Hunger retten könnte; die Prinzessin eine Buhlerin, die ihn mit kleinen Künsten auf einen Abweg gelockt, die Gräfin eine verschmitzte Mittlerin und der vor ihm stehende Antonio ein listiger Marterknecht. Antonio ermahnt ihn, sich zu besinnen, seinen Lästerungen, die er sich niemals verzeihen könne, Einhalt zu tun. Doch — ähnlich wie in der Szene mit der Gräfin — erklärt er, er wolle sich nicht besinnen und dieses Wüten, dieses Lästern tue ihm wohl. Wenn Antonio es redlich mit ihm meine, so solle er ihm behilflich sein, sogleich von Belriguardo wegzugehen. Antonio will ihn in diesem Zustande nicht fortlassen, sondern geduldig bei ihm ausharren, bis er seine Fassung gefunden. Darauf Tasso:

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und so ist es getan;
Ich widerstehe nicht, so ist mir wohl.

Er ist erschöpft und so lehnt er sich gern an Antonio an. Kaum haben die Höllenmächte, die sein Gehirn peitschten, ihn verlassen, so sieht er die Geschmähten wieder in ihrem wahren Wesen und fühlt seine eigene Schuld. Gewaltiger Schmerz durchdringt ihn, daß er von dem Fürsten und der Prinzessin, die alsbald nach seiner Ausschreitung Belriguardo verlassen haben, sich trennen müsse, ohne ein Abschiedswort, ohne ihre Vergebung erhalten zu haben. „O gebt mir nur auf einen Augenblick die Gegenwart zurück!" Zu spät. Dem Gebrochenen ruft Antonio zu, sich zu ermannen, er sei so elend nicht, wie er sich wähne. Er möge sich mit anderen vergleichen, erkennen, was er sei. — „Du erinnerst mich zur rechten Zeit", meint Tasso. Zwar könne er niemand finden, der mehr gelitten habe als er, und durch Vergleich nicht sich fassen, aber er erkenne doch, was ihm geblieben sei: Melodie und Rede, die tiefste Fülle seiner Not zu klagen.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Bei diesen Worten ergreift Antonio seine Hand und bestärkt damit die vertrauende Hinneigung Tassos zu ihm. Aus des Ge-

quälten Munde dringt das offene Eingeſtändnis ſeines Gemütszuſtandes und ſeines Schickſals:

Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und ſchäme mich nicht mehr, es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Wir haben den Inhalt der Schlußſzenen ohne kritiſche Unterbrechung gegeben. Um ſo freier können wir uns jetzt den Problemen zuwenden, die ſie einſchließen.

Goethe hat durch Taſſos ſtürmiſche Liebesäußerung die Handlung vom Konflikt mit Antonio wieder zu dem Liebesmotiv zurückgeleitet. Man könnte fragen: Wenn Taſſo durch die Verletzung der Prinzeſſin ſich vom Hofe zu Ferrara ausſchließt, wozu erſt der Konflikt mit Antonio und umgekehrt? Durch die Verdoppelung der Motive werde der Leſer nur zweifelhaft, welches ausſchlaggebend ſei. Der Einwand iſt aber ſo hinfällig wie der beim Werther: es ſei zweifelhaft, ob er aus unglücklicher Liebe oder gekränktem Ehrgefühl zu Grunde gehe. Die beiden Motive ſind hier wie dort nur Ausflüſſe eines und desſelben Grundmotivs, das Goethe beim Taſſo als Disproportion des Talentes mit dem Leben bezeichnet hat. Goethe verſtand hier unter Talent erſichtlich Genie und zwar das dichteriſche, künſtleriſche Genie. Zu ſeinem Weſen gehört das Träumeriſche, das Subjektive, Schrankenloſe, die höchſte Feinheit und Reizbarkeit der Empfindung, eine üppig wuchernde Phantaſie. Dieſe Weſenseigenheiten ſetzen das Genie, ſofern nicht andere Vorbedingungen günſtig eingreifen, in Mißverhältnis zum Leben. Und aus dieſem entſpringen die Enttäuſchungen und Niederlagen. Es wäre ein ſchwerer Mangel geweſen, wenn Goethe das Grundmotiv nur im Reflexe eines abgeleiteten Motivs ſich hätte

spiegeln lassen. Es verrät seinen ausgezeichneten Künstlertakt, daß er es wie beim Werther an den beiden stärksten Empfindungen des Mannes, Liebe und Ehrgefühl, zur Erscheinung brachte.

Diese beiden Grundmotive steigern sich wechselseitig empor und aus ihrem ständigen Ineinandergreifen entsteht erst die tragische Entwicklung. Der Gegensatz Tasso-Antonio käme nicht zur dramatischen Auslösung, wenn nicht die Liebe zur Prinzessin den Dichter im völlig unrechten Augenblicke zu Antonio triebe; der Ausbruch jenes Gegensatzes aber macht Tasso einsam, unglücklich, argwöhnisch und führt ihn dann um so unseliger und verhängnisvoller zur Prinzessin zurück. In diesem Durcheinanderspiel enthüllt sich der tiefere Sinn der Handlung und zugleich die wahrhaft tragische Rolle, die der Prinzessin beschieden ist.

Denn tragisch ist ihr Schicksal. Sie ist das Maß und die Schranke selbst, mit den begeistertsten Worten verkündet Tasso, welche besänftigende Wirkung zu allen Zeiten von ihr auf ihn ausgestrahlt sei, und nun ist es in Wahrheit ihre Schuld, die Gegensätze noch stärker zu entflammen und zur unheilvollen Katastrophe auf einander zuzutreiben. Hilflos steht die reine Innerlichkeit Leonores den Verhältnissen der Welt gegenüber. Welch ein Gegensatz zu Iphigenie, die mit ihrer menschlichen Wahrhaftigkeit alles Entgegenstehende siegreich überwindet, sich die Rettung des Bruders und das schönere Weiterleben ihres Hauses erstreitet! In dem Dichter Goethe ist von der „Iphigenie" bis zum „Tasso" ein starker Wandel vor sich gegangen. Wir gewahren seine veränderte Stellung zum Urbilde, zu Frau von Stein. In der Iphigenienzeit war sie die Göttin, die alles überwand, alles besänftigte; der Tasso-Dichter ist über sie hinweggeschritten, in seinen inneren Kämpfen, die sich um den Tasso-Antonio-Gegensatz drehten, fand er keine Hilfe mehr bei ihr.

Mitten zwischen den Parteien steht die holde Gestalt der Prinzessin. Alle Spannungsverhältnisse zwischen den Personen des Stückes treffen bei ihr zusammen und ziehen sie in ihren Strudel hinein. Sie ist die Gerechte, die den Antonio wie den Tasso zu schätzen weiß. Zu Antonio zieht sie sein gebändigtes Wesen, seine

ruhige Erfahrenheit, seine Form und Schranke. Die Sitte, die er äußerlich besitzt, aus Weltsinn und Lebensklugheit, besitzt sie innerlich, aus dem sanften Zuge des Herzens. Aber dieser Zug des Herzens führt sie nun wieder zu Tasso hin. Sie versteht sein weiblich-instinktgebundenes Dichtergemüt, seine rastlose und immer empfindliche Innerlichkeit. Wenn er in seine Vision verzückt ist, so tadelt sie ihn nicht.

Ich freue mich, wenn du mit Geistern redest,
Daß du so menschlich sprichst, und hör' es gern.

Diese schöne Harmonie der Prinzessin ist jedoch ein Kind der Schwäche. In ihrer Jugend war sie lange Jahre krank, nur von ferne vermochte sie auf die Freuden der Welt zu schauen, und auch jetzt, erwachsen und gesundet, steht sie den Dingen der Wirklichkeit fremd und ratlos gegenüber. Sie weiß Tassos verhängnisvolle Erregtheit nicht zu zähmen. Sie wagt es nicht, Antonios neidvoller Gegnerschaft entgegenzutreten und ihn durch die Hoheit ihres Standes zur Achtung gegen den mit ihr befreundeten Dichter zu zwingen. Sie hätte den Herzog bewegen sollen, Tasso nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich Gerechtigkeit zu bezeigen, seine Empfindlichkeit bei der Bestrafung zu schonen, während der Herzog in Wahrheit mehr die Interessen seines unentbehrlichen politischen Ratgebers schont. Leonore Sanvitales Intrigen läßt die Hilflose freien Lauf, und diese Intrigen stürzen ja gerade Tasso in sein düsteres Mißtrauen und verleiten ihn im Gefühlsumschwunge zu dem letzten unheilvollen Uebergriff gegenüber der Prinzessin. Die reine Innerlichkeit, die in Iphigenie höchste Stärke des Weibes war, ist in der Prinzessin Leonore zur Schwäche geworden. Es ist die Tragik der reinen Innerlichkeit, die das ganze Stück durchzieht, eine leise Tragik bei der Prinzessin, eine stürmische und zu wildem Ausbruch gelangende in der Gestalt des Haupthelden.

Daß die Tragik der bloßen Innerlichkeit das Wesen des Stückes bildet, müssen wir uns vor Augen halten. Dieser Gedanke soll

uns die Schlußszene erklären, zu deren Betrachtung wir uns nunmehr zurückwenden.

Lange Zeit hat man über den Sinn dieser Schlußszene gestritten. Die Frage, ob das Drama einen heiteren oder einen tragischen Ausgang habe, ist nach jeder Richtung mit der größten Ueberzeugung beantwortet worden. Die Mehrzahl der Betrachter hat in früherer Zeit an einen heiteren Ausgang geglaubt. Vollzieht sich nicht kurz vor dem Ende des Dramas ein sichtbarer Umschwung in Tasso? Als Antonio ihn mahnt: „Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!", da erinnert sich Tasso dessen, was ihm kein Mensch rauben kann, seines Dichtertums, seiner eigensten, genialisch angeborenen Kraft.

Hat sich Tasso hier nicht wiedergefunden? Hat er die Sehnsucht nach dem Tatenreich des Antonio nicht überwunden? Ist die Besinnung auf das ihm zugewiesene Lebensteil, auf seine Dichtung nicht die Heilung seines zerrütteten Lebens, die Umkehr zur Gesundung?

Nähere Betrachtung jedoch muß diese Fragen verneinen. Tasso besinnt sich für den Augenblick auf sein Dichtertum, aber dieses Dichtertum ist ja in jedem Punkte abhängig von seiner Menschlichkeit. Und daß diese Menschlichkeit sich gewandelt habe, darauf deutet nicht das geringste Zeichen hin. Dieser Tasso wird immer wieder in sein altes Wesen zurückfallen und nach unerreichbaren Kränzen die Arme recken, wird immer nach Tat und großem Leben verlangen und innerlich doch zur Wirklichkeit unfähig sein. Ein Wandel könnte nur eintreten, wenn Tasso seiner dämonischen Subjektivität durch bessere Erkenntnis der Welt und des Menschenlebens Schranken zu setzen lernte, wenn er das beherzigte, was ihm Antonio und der Herzog immer als Heilkraut seiner Seele empfohlen haben. Hier erinnere man sich der Sprüche, die wir von Antonio, von Alphons und von Leonore Sanvitale hörten. Der Herzog:

> Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
> Nicht seine Bildung danken. Vaterland
> Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
> Muß er ertragen lernen. Sich und andre

Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht ſchonen;
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt, was er iſt, und fühlt ſich bald ein Mann.

Die Gräfin Leonore in den berühmten Worten:

Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Und wieder der Herzog:

Die Menſchen fürchtet nur, wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet, wird ſie bald verkennen.

Und endlich abermals des Herzogs Wort, das klar in Taſſos Weſen ſchauen läßt:

Dich führet alles, was du ſinnſt und treibſt,
Tief in dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es, ſich hinabzuſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert! In ſolchem Sinne hatte Goethe ſelbſt, allen Mahnungen Mercks und der Mutter Aja zum Trotz, ſich dem Staatsleben hingegeben, um über den dämoniſchen Drang ſeiner Natur Herr zu werden und ihn in ruhigere Bahnen zu leiten. So hatte er die Aufgabe erfüllt, ſeiner inneren Formloſigkeit Form zu geben. Taſſos Tragik liegt in der Unfähigkeit, über ſeine bloße Innerlichkeit hinauszuwachſen und im Kampfe mit der äußeren Welt ſich zur höheren Harmonie zu vollenden. Er bleibt der Gefeſſelte ſeines Trieblebens, von der Zuchtloſigkeit ſeiner aufbrauſenden und ſchwankenden Gefühle unterjocht. Das Dichtertum, auf das er ſich am Schluſſe beſinnt, wird vielleicht noch größer werden als zuvor; ergreifender werden ſeine Lieder tönen, Goldkörner werden auftauchen aus den Wogen ſeiner inneren Erregung — als Menſch wird er bleiben, was er war, der

Verworrene, der Phantastische und durch den Überschwang der Seele zum Untergang Bestimmte.

Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunst,
Die jeden nährt, die den gesunden Geist
Stärkt und erquickt, wird mich zugrunde richten.

Was das Ende sein wird, offenbart uns die dunkle Zukunftsschau, die der verzweifelte Tasso vor uns aufrollt, wie er verkleidet nach Sorrent wallfahren wird, ins Haus der Schwester, ein Unglücklicher und Verbannter:

Die Kinder laufen nebenher und schauen
Das wilde Haar, den düstern Fremdling an.

Das ist der Beginn des Wahnsinns, worin der wirkliche Tasso endet. Goethe hat dem Tasso seiner Dichtung schwerlich ein anderes Schicksal zugedacht. Aber er führt sein Drama diesem tragischen Schlusse nur entgegen; an der Grenze der Vernichtung macht er in tiefer Scheu vor dem Schaudervollen Halt. Er läßt die Zerstörung nur in einer Vision erblicken; vor unsere Augen stellt er sie nicht. Tassos letzte Rede, als er den Antonio umfängt, ist ein lyrischer Ausklang des Stückes, doch es ist nicht eine Lyrik der Versöhnung und Gesundung, sondern des unversöhnten Zwiespalts und des Unterganges. Noch einmal wenden wir uns dieser Schlußrede zu.

O, edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.

Welle und Fels — in solchem großen Naturbilde faßt Goethe das menschheitliche Doppelwesen symbolisch an, den Gegensatz des Beweglichen und des Starren, der fließenden Fülle und der gebändigten Geschlossenheit, wie er in Tasso und Antonio waltet. In jeder der beiden Kräfte liegt eine Berechtigung; das Leben kann keine von beiden entbehren. Denn was wäre dieses Leben, wenn es nur starr wäre? Wie könnte es sich erhalten, wenn es seinem überschäumenden Reichtum nicht Grenzen setzte? Tasso verteidigt gegenüber Antonio die Berechtigung seines Wesens:

Allein bedenk' und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.

Jedoch die Gefahr alles Erdenschicksals liegt in der Beweglichkeit. Der zum Festen neigende Mensch kann einseitig und seelenlos werden; er wird weiterleben und weiterwirken. Der in seiner Subjektivität übersteigerte Mensch wankt dem Untergange zu. Das ist Tassos Schicksal. Sein Lebensschifflein glitt auf der gewaltigen Woge der inneren Beweglichkeit, des genialen Gefühlsschwunges empor — da wird es gegen den Fels Antonio geworfen und strandet. Das ist das Bild der Schlußworte, das unverkennbar auf den Untergang hinweist. Tasso kann durch Antonio nur stranden, er kann sich nicht jener anderen Lebenskraft bemächtigen, die in Antonio ihre Verkörperung gefunden hat. Das ist die Tragik des Stückes: Tasso vermag seinem genialen Gefühlsreichtum nicht die innere Festigkeit hinzuzufügen, die erst ein klares und fruchtbares Leben ermöglicht.

Wo immer großes und klares Leben war, bestand es in solcher Vereinigung, fügte es zur Fülle die Strenge, zur Beweglichkeit die Zucht, ergänzte es das Genie durch den Charakter. Goethe hat diese Vereinigung vorgelebt; er hat sie errungen in den Jahren, da er mit Charlotte verbunden war und sich im Staatsdienst eine neue Form der Persönlichkeit gewann. „Tasso" ist die Tragödie dessen, was er hätte werden können, wenn er solche Zucht nicht an sich selbst geübt hätte. Dieses Drama gestaltet die tragische Möglichkeit der Augenblicke, da sich der Dichter selbst auf die Höhe seines Lebens schwang. Das gibt der Tassodichtung ihre tragische Tiefe und Weite. Wir sind mit ihr in der Tat an eine Wende des Goethischen Lebens gelangt. Von seiner Jugend her dringt der gewaltige Geniesturm der Wertherzeit hinein, von der anderen Seite mahnen und lehren die neuen Mächte der Entsagung, der Selbstbezwingung

und Weltbesonnenheit. Sie treffen, gleichberechtigt und mit ebenbürtiger Macht, in diesem Stücke zusammen und formen ein eindrucksvolles Bild der zwiespältigen Lebenskräfte. Die klassische Stilgebung kann diesen Zwiespalt nur mildern, aber sie vermag nicht darüber hinweg zu täuschen, und sie will es auch in keiner Weise, wenn man des Dichters feine Worte recht versteht.

Lange Jahre, und mit die ereignisreichsten und gegensätzlichsten seines Lebens, hat Goethe über dieser Dichtung gesonnen. Das ist nicht ohne Einfluß auf ihre Gestaltung geblieben. Man hat über den Charakter der Personen in diesem Drama viel gestritten und von ganz entgegengesetzten Standpunkten ist Richtiges gesagt worden. Der Charakter der Personen ist nicht einheitlich in dem Sinne, daß er auf eine einzige Formel zu bringen wäre. Goethe hat die Gestalten des Stückes anders gesehen, da er es begann, als da er es vollendete. War er doch selbst inzwischen ein anderer geworden. Einheitlich sind die Personen trotzdem, aber sie tragen eine größere Tiefe des Lebens in sich. Schillert nicht alles Leben nach verschiedenen Seiten? Der Dichter ist im Laufe der Jahre gleichsam um seine Personen herumgegangen und hat sie von verschiedenen Richtungen aus betrachtet. So sieht er den Tasso teils liebevoll an, als ein Stück seiner selbst, das all seinen Jugendüberschwang in sich trägt, und dann wieder kritisch, mit den Augen des Antonio, mit seinen eigenen Augen, da er reifer geworden war. In der Prinzessin fühlen wir die Verehrung, die Goethe für Charlotte von Stein hegte, aber wir spüren auch die spätere Einsicht heraus, als er sich von ihr losgelöst und eine gewisse Einseitigkeit ihres Wesens erkannt hatte. In der Gräfin Sanvitale sind Züge der Anmut, Lieblichkeit und Herzensgüte mit solchen der Koketterie und des Egoismus unlösbar verschmolzen, entgegengesetzt und doch lebenswahr. Vor allem ist Antonio eine schwer zu deutende Gestalt. Da ist sein Neid, seine steife Klugheit, sein auf Handeln und Wirken eingeschränkter Blick — „die Grazien sind leider ausgeblieben" — und dann wieder seine Festigkeit und Klugheit, seine Selbstbezwingung und sein Maß. Gerade Antonio ist von Goethe auf die verschiedenste

Weise erlebt worden. Zum Teil erwuchs er aus jenen Staats- und Geschäftsleuten, die sich bei seinem Eintritt in Weimar seinem Dichtertume feindlich und neidisch gegenüberstellten; dann wurde er mehr und mehr ein Teil seines eigenen Wesens, das Symbol der inneren Festigung, die sich in ihm vollzog. Wie immer, wenn Goethe sein Wesen in Gestalten der Dichtung hinüberlegte, so hat er auch hier den Tasso und Antonio nicht ins Schöne gemalt, sondern ihnen beiden in strenger Gerechtigkeit gegen sich selbst eine große Zahl abstoßender Züge beigemischt.

Goethe hat nach der Vollendung des Tasso sich von dem Stücke wegen des Herzblutes, mit dem er es durchtränkt hatte, gerade so wie von der Iphigenie ferngehalten. Im Jahre 1827 legte er das merkwürdige Geständnis ab, daß er den Tasso, seitdem er gedruckt sei, nie wieder durchgelesen und auch vom Theater herab „höchstens nur unvollständig" vernommen habe. Und dies, obgleich das Stück unter seiner Direktion vielfach aufgeführt worden war. Zum ersten Male am 16. Februar 1807, während im Osten Preußen um sein Dasein rang. Es wurde sehr beifällig aufgenommen und am 21. März wiederholt. Dieser Wiederholung wohnte Frau von Stein bei. „Lies einmal den Tasso wieder," schrieb sie ihrem Sohne, „jede Zeile ist Goldes wert. Er ist mir nie so in die Seele übergegangen." Der Beifall, den das Stück in Weimar und später auch in Leipzig und Berlin fand, ist von keiner Dauer gewesen. Heute geht es nur selten über die Bühne und weckt nur bei einem erlesenen Kreise stärkeren Widerhall. Und es ist kaum anzunehmen, daß sich dies ändern wird. Denn man mag das Drama als poetische Schöpfung noch so hoch stellen, man muß zugestehen, daß es kein Stück für die Bühne ist. Die Handlung bewegt sich oft nur stockend vorwärts und die Szenen mit der geringsten Handlung dehnen sich am meisten in die Länge. Die Bühne verlangt aber Entwicklung, Fortschritt, sei es innerlich, sei es äußerlich. Die außerordentlich zarten Schönheiten, von denen das Stück blinkt: die Raffaelische, bald nur leise von fern andeutende, bald in satten Farben erglühende Seelenmalerei, die feinen Absichten der Komposition, die gedankenreichen

Erörterungen über tiefe und reizvolle Probleme des Lebens und der Geschichte, der sanfte elegische Hauch, der die Bewegungen des Gemüts umschwebt, die edle Grazie des Gesprächs, die große humane Gesinnung, der Duft des Lokal- und Zeittons und der wunderbar geschmeidige Vers, der — nicht musikalischer als in der Iphigenie, aber individueller — sich jedem Charakter und jeder Situation elastisch anpaßt —, all das, was uns bei der Lektüre wie auf weichen, bunten Wolken in eine andere Sphäre hebt, kann auf der Bühne nur abgeschwächt oder gar nur hemmend zur Wirkung kommen. Während wir beim Lesen so von dem Zauber des Einzelnen gefesselt sind, daß wir an das Fortschreiten des Ganzen gar nicht denken, sondern nur immer rufen möchten „Verweile doch, du bist so schön!", werden wir umgekehrt im Theater ungeduldig, daß das Einzelne zum Ganzen nicht fortschreiten will. Die Ungeduld hebt sich erst bei den letzten Akten, die von höchster dramatischer Spannung sind. In ihnen hat der Dichter gewissermaßen alles nachgeholt, was er in den voraufgegangenen Akten an dramatischer Kraft gespart hat. Aber auch hier wird der Endeindruck, auf dem so viel ruht, gestört durch die nicht energisch herausgearbeiteten Absichten des Dichters. Der Schauspieler mag hier noch so sehr dem Dichter nachhelfen, er wird trotzdem den unvorbereiteten Zuschauer mit einem unsicheren Gefühle über den Ausgang der Dichtung entlassen.

Aber wenn das Drama nur für einen engen Kreis von Kennern von der Bühne her eindrucksvoll sein kann, sollen wir das bedauern? Oder liegt darin ein Vorwurf für den Dichter? Goethe hat aus dem spröden Stoff gemacht, was sich aus ihm machen ließ, und wohl uns, daß er sich durch die dramatische Sprödigkeit des Stoffes nicht abschrecken ließ, ihn zu gestalten. Wir mögen alle Dramen der Weltliteratur durchgehen, an spezifisch-poetischem Gehalt erreicht keines den Tasso. Er hat überwiegend die Stimmung und den Hauch eines lyrischen Gedichts. Das mag sein Fehler sein, ist aber auch sein unschätzbarer Vorzug.

Kulturgeschichte der Neuzeit

Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Weltkrieg

von

Egon Friedell

Erster Band: Einleitung / Renaissance / Reformation

4. bis 6. Auflage

1928. XII, 411 Seiten Lex. 8°. Geheftet M 12.—, in Ganzleinen M 16.—,
in Halbleder handgebunden M 28.—

Zweiter Band: Barock und Rokoko / Aufklärung und Revolution

1. bis 6. Auflage

1928. XII, 537 Seiten Lex. 8°. Geheftet M 14.—, in Ganzleinen M 18.—,
in Halbleder handgebunden M 30.—

„Egon Friedell unternimmt in diesem Werke etwas Monumentales: eine Kulturgeschichte Europas. Und seine beiden Grundkräfte spielen da auf das glücklichste durcheinander: Das durchgeschulte Wissen gibt seinem Schiff auf der weiten Reise durch den historischen Weltraum Europas Stetigkeit und innere Schwere, sein heller Klugsinn setzt wieder bunte Segel für geschwinde Fahrt — so entsteht etwas sehr Wünschenswertes: Bildung ohne bedrückende Weitschweifigkeit. Man lernt, während man Geschichte als den wahrhaftigsten der Romane zu lesen glaubt, und gewinnt Uebersichten überraschendster Wissensgebiete in anregendem Geistesspiel."
Stefan Zweig

„Das Buch ist mit außerordentlich tiefem Ernst geschrieben, voll heiligen Eifers für Wiedergewinnung verlorener seelischer Werte, ohne die inzwischen gewonnenen wirklich fortschrittlichen Ideen preisgeben zu wollen. . . . Die Durchleuchtung der letzten sechs Jahrhunderte mit dem vom Verfasser aufgesteckten Licht lehrt doch recht vieles in einer wahrscheinlicheren Beleuchtung sehen, als es bisher gesehen worden ist." Monatsschrift für höhere Schulen

Das deutsche Drama

In Verbindung mit Julius Bab, Albert Ludwig, Friedrich Michael, Max J. Wolff u. Rudolf Wolkan herausgegeben von

Robert F. Arnold

892 Seiten Lex. 8°. Geheftet M 20.—, in Ganzleinen M 24.—,
in Halbleder handgebunden M 35.—

„Die Schwere der Materie ist durch eine ungemein leichtflüssige Darstellung überwunden, das ganze Buch überaus lebendig, vom modernen Standpunkt aus geschrieben und bis in die neueste Zeit fortgeführt." Deutsche Tageszeitung

„Wir haben in der Tat das erhalten, was fehlte: eine zuverlässige Darstellung der Gesamtentwicklung des deutschen Dramas. Eine Lücke ist geschlossen." Tägliche Rundschau

---

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Shakespeare

Der Dichter und sein Werk

von

Max J. Wolff

Zwei Bände mit 2 Porträtgravüren. 6. Auflage (17. bis 20. Tausend)

480 und 473 S. 8°. Geheftet M 15.—, in Ganzleinen M 20.—, in Halbleder handgebunden M 30.—

„In Wolffs ‚Shakespeare' haben wir endlich unsere moderne deutsche, sowohl wissenschaftlichen als künstlerischen Ansprüchen gerecht werdende Shakespearebiographie!"
Neue Freie Presse (Dr F. Servaes).

„Ich stehe nicht an, Wolffs Werk als die beste und schönste der gegenwärtig vorhandenen Shakespeare-biographien zu bezeichnen." Zeitschrift für englischen und französischen Unterricht

Lessing

und seine Zeit

von

Waldemar Oehlke

Zwei Bände mit 2 Porträtgravüren

2., unveränderte Auflage. 492 und 611 Seiten 8°. Geheftet M 14.—, in Ganzleinen M 20.—

„Ein vortreffliches Buch, das in seiner farbigen Darstellung ungemein frisch und lebendig die Menschen und die Verhältnisse der Zeit zur Anschauung bringt." Alfred Biese

Herder

von

Eugen Kühnemann

Mit einem Bildnis

3. Auflage. 698 Seiten 8°. Geheftet M 12.50, in Ganzleinen M 16.—

„Herder als Führer, als Geist, der Geister lenkt, ist der „Herder" Kühnemanns. Dabei sehen wir den Menschen Herder ganz, rundherum, von innen her wachsen. Vor allem stehen seine Werke da, ist ihr Gehalt ausgeschöpft, sind die Linien aufgezeigt, die sie mit seiner Zeit, seiner Kultur und mit unserem Wollen und — Hoffen verbinden. Man liest das Buch darum mit innerster Anteilnahme, ja mit eigentlicher Ergriffenheit." Nationalzeitung Basel

Friederike Brion

Eine neue Darstellung der „Geschichte in Sesenheim"

von

Adolf Metz

Mit einem Anhang Goethescher Briefe

2. Auflage. III, 237 Seiten 8°. Geheftet M 4.—, in Ganzleinen M 5.50

„Dieses Buch nimmt eine bedeutsame Stellung in der Goethe-Literatur ein. Es ist vielleicht eines der interessantesten, gründlichsten und wichtigsten, die jemals über eine Phase aus dem Leben Goethes geschrieben sind. Es ist Metz in jeder Beziehung gelungen, das jungfräuliche Bildnis der edlen Dulderin von dem Schmutz zu reinigen, mit dem es Pamphletisten und literarische Wichtigtuer beworfen haben." Monatshefte der Comenius-Gesellschaft

---

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei Nördlingen

SCHEELE MEMORIAL LIBRARY
3 6655 00024770 0
PT2051 .B5 1928
Bielschowsky, Alber/Goethe, se

PT 2051 .B5 1928
Bielschowsky, Albert,
1847-1902.
Goethe, sein Leben und sein
Werke

DATE DUE

PT 2051 .B5 1928
Bielschowsky, Albert,
1847-1902.
Goethe, sein Leben und sein
Werke

DATE DUE	BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708